# Lebensbilder

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

# Novellen und Skizzen

von

## Karl Gutzkow.

---

Das Opfer.
Das Kastanienwäldchen bei Berlin.
Aus Empfangszimmern.
Die Wittwe von Bologna.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

# Das Opfer.

Die Kleine schlummerte schon.

Die Lampe, die während der Nacht den behaglichen Nebenraum des Schlafzimmers der Eltern zu beleuchten pflegte, warf bereits — eben erst war die Sonne untergegangen — von der Decke herab, wo sie hing, einen milden Schein auf den kleinen Engel, wie die holde Elsbeth von allen genannt wurde, nur nicht von einer alten Frau, die am Ende des Bettchens saß und ebenfalls schon eingenickt schien.

Die alte Lene war das Factotum im Hause des Justizraths. Sie hatte lange Jahre bei den Eltern der Mutter Elsbeth's gedient. Als Gabriele Berger den Justizrath Wenck heiratete, half sie die Ausstattung ordnen und folgte den Schätzen derselben selbst, um sie desto gründlicher im Stand halten zu können. Nun war sie die Wärterin des ersten und bis jetzt einzigen Kindes der nächst der Ausstattung ihr dringend mitbefohlenen jungen Mutter geworden. Aber sie mochte die Bezeichnung Elsbeth's, die zwischen

Mutter und Wärterin fast ein Gegenstand der Eifersucht geworden war, als eines Engels nicht leiden. „Engel sind im Himmel!“ sagte sie. Und auch die von der Decke fallende Beleuchtung war ihr nicht recht. Diese wurde durch eine rothe mattgeschliffene Glaskugel, die den brennenden Docht umgab, gemildert und warf überall hin malerisch rothe Lichter, die Farbe der Gesundheit und des Lebens. „Nie kann man da recht wissen, ob einem Kinde etwas fehlt, wenn es immer roth gemalt ist durch ein solches Glas!“ sagte die alte Lene, wurde aber darüber ausgelacht, denn die kleine Elsbeth war das Leben und die Gesundheit selbst.

Heute schnarchte die Alte mit ihrem Pflegling um die Wette, als die Eltern mit zufriedenem Lächeln das Kinderzimmer verließen und durch ihr eigenes Schlafgemach in den Wohnraum zurückkehrten, der nach einem Garten hinaus lag.

Justizrath Wenck bewohnte dicht vor dem Thor eine freundlich gelegene Villa, deren solide Bauart den Stürmen und Regengüssen auch Trotz bot, wenn rings umher die Boskette des Gartens entblättert standen, sich die schlanken Pappeln, die den Eingang zierten, vor dem Nachtwind beugen mußten, die Wiesen, die im Sommer von lieblichen Blumenbeeten eingerahmt waren, zuweilen ganz unter Wasser traten. Noch war die Jahreszeit angenehm,

obschon die Abende bereits zeitiger hereinbrachen. Der Vollmond glänzte bald durch Fenster, die man auch als Thüren öffnen konnte, um auf eine mit Glas verdeckte Veranda zu gelangen, die, wenn es regnete und bei Abendkühle, mit ihren tropischen Gewächsen, gefällig geformten eisernen Stühlen und Tischen dann den Garten ersetzte.

„Der Club nimmt also schon wieder seinen Anfang?" sagte Gabriele.

„Vergieb, wenn ich Dich wieder allein lasse!" erwiederte der Gatte, nahm seinen schon bereitliegenden Ueberzieher an sich, tastete an den Taschen seines Rocks nach Hausschlüssel, Cigarrentasche, Portemonnaie und fuhr fort: „Es ist ja nur der Donnerstag, wo ich mich dem Club der Advocaten nicht entziehen kann. Man würde mir meinen Austritt als Beweis von Incollegialität deuten und gerade unser Beruf, zu streiten und sich einander die Vortheile oder Blößen absehen zu müssen, macht es wünschenswerth, daß wir bei einer academischen Pfeife oder einer Cigarre und einem Glase Wein oder Bier den Aerger wieder verdampfen oder die Eifersucht hinunterspülen, die uns sonst die Decrete der Gerichte und die Wahrsprüche der Geschworenen erregen würden!"

„Dann kommt aber der Schachclub," fuhr Gabriele lächelnd fort und begleitete ihren Gatten schon auf die Veranda und in den Garten hinaus, „und

erbittet sich auch Deine Theilnahme an jedem Samstag —"

„Nur alle vierzehn Tage —" beruhigte Wenck, nachdem er noch vor acht Tagen erklärt hatte, aus dem Schachclub ganz austreten zu wollen.

„Und dann ist am Montag die Actionärversammlung der Eisenbahn —"

„Diese sogar nur alle Monate —"

„Die außerordentlichen Sitzungen am Dienstag, Mittwoch, Freitag, nicht zu rechnen für Wahlagitationen, Bezirksversammlungen und Casinoangelegenheiten. Obschon," unterbrach sich hier die junge Frau, die übrigens all' diese Vorwürfe nur neckend und scherzend machte, „obschon Du im Casino nur wegen meiner Mitglied geblieben sein willst, nämlich in Erwartung der Bälle —"

„Von denen wir noch keinen mitgemacht haben," fiel der Justizrath ein, umarmte seine Frau, die ihm bis zum eisernen Gitterthor das Geleit gegeben hatte, und schlenderte der Stadt zu, nachdem er noch die Worte gesprochen: „Ich komme nicht zu spät heim! Uebe indessen Deine Clavierauszüge, den Lohengrin! Da schmachtest und schwärmst Du ja so lange, daß ich Dich vielleicht gar noch auf finde. Uebrigens gewiß, ich werde mich bessern."

Justizrath Wenck war eine hohe stattliche Gestalt,

aber nicht von einem Alter, das den Jahren Gabrielen's ebenbürtig gewesen wäre. Der Vorsprung von mindestens sechszehn Jahren, den er vor seinem etwa einundzwanzig Jahre zählenden Weibchen voraushaben mochte, milderte sich durch die Männlichkeit seines Auftretens, die Rundung seines Baues, die, ohne schon in Corpulenz oder ein behäbiges Embonpoint überzugehen, nur die männliche Reife seiner Erscheinung hob. Sein Haar war voll, nirgends ergraut. Er hatte in seinem Wesen eine Kraft und Bestimmtheit, auch in der Rede, die ihm alle Wege bahnte, ja ihn in Rechtssachen zu einem gefürchteten, weil beinahe immer siegreichen Gegner machte.

Die junge Frau hüpfte behend wie eine Gazelle in ihr Wohnhaus zurück, rechts und links über die Grenzzäune hinweg den Nachbarschaften nickend, die größtentheils aus ihren Lauben, wo sie Thee tranken, den Abschied hatten belauschen können und ihn vielleicht mit Glossen begleiteten. Denn die Klage ist ja allgemein, daß das Leben des Hauses immer einförmiger, der „Salon" immer mehr zur Mythe wird und die Männer, durch die gesteigerten Ansprüche des öffentlichen Lebens verwöhnt, in die Unsitte verfallen, sich nicht mehr wohl zu fühlen, wenn nicht um sie her Abends das Rauschen einer menschenüberfüllten Stube, im besten Falle noch in einer „geschlossenen" Gesellschaft, wogt, die Auswahl des Essens und

Trinkens in ihr Belieben gestellt ist, die Zahl der Cigarren nicht in Frage kommt, die sie den häuslichen Gardinen und den Nerven ihrer Frauen zumuthen dürfen, und Mittheilungs- oder Streitlust, „unterdrückter Thatendrang“, wie einige Collegen des Justizraths offen gestanden, sich austoben kann unter gleichgestimmten debattefrohen Männern.

Gabriele setzte sich an's Clavier und in der That war es die zum Träumen und Gefühlsschwelgen so geeignete Musik des Lohengrin, deren hervorragendsten Motive sie nach einem Clavierauszug zu spielen anfing. Die zweite Dienerin hatte, schon während Gabriele ihrem Gatten das Geleite gegeben, Lichter angezündet, die nun ihre Herrin auf dem Piano vorfand. Den Thee hatte Gabriele bereits mit ihrem Mann genommen, für sie ein genügendes Nachtmahl. Das Kind schlief; vorsichtig, um es nicht zu wecken, sollten die Läden der unteren Fenster geschlossen werden. Nur im Wohnzimmer blieben sie offen und ließen die Strahlen des Mondes mit denen der Kerzen zugleich eine geisterhafte Beleuchtung desselben bilden, die zu den Romanzen des Schwanenritters stimmte, zu seinen rührenden Bitten, Frau Elsa möchte sich nicht nach seinen mißlichen Antecedentien erkundigen.

Auch Gabriele selbst erschien wie ein zwischen Tag und Nacht waltender Dämmergeist. Sie hatte noch ganz ihre

jungfräuliche Art bewahrt. Die ernsteren Lebenspflichten hatte ihr die alte Lene abgenommen. Ihr Kind war ihr fast noch wie die Fortsetzung ihrer Puppe. Sie herzte und liebkoste es mit denselben Ausdrücken der Zärtlichkeit, mit denen sie früher die großen buntgeputzten Lederwulste mit den beweglichen Augen, dem gelockten Seidenhaar auf dem Schooß gewiegt hatte. Sie selbst hatte hellbraune, mit langen Wimpern beschattete Augen. Ihr Mann scherzte zuweilen, sie könnte sich mit ihrem Blick für Geld sehen lassen; denn sie hatte die Art, die Augen minutenlang still zu halten, nicht mit der Wimper zu zucken, sondern wie ein ruhiger klarer See die Beweglichkeit des Lebens um sie her wiederzuspiegeln, ohne davon selbst aufgeregt zu sein. Ihre Haut war zart und weiß, ihr Haar dunkel und reich; sie trug es in Flechten um den anmuthigen, kleinen, immer zum Lächeln geneigten Kopf. Die Finger, die soeben auf den Tasten des Klaviers lagen, trugen allerdings die Spur eines emsigen, schon in erster Kindheit begonnenen Einlernens der vielen Musikstücke, die Gabriele mit Gewandtheit spielte. Da konnten sie fleischig und rund nicht sein. Die Muskeln, die sich früh spannen und dehnen müssen zum Greifen der Octaven, waren mehr, als sie vielleicht wünschte, sichtbar. Sonst aber hatte die ganze Erscheinung der anziehenden jungen Frau eine liebliche Rundung und die weichsten Formen.

Eine halbe Stunde mochte Gabriele am Pianino verweilt und die Nachbarschaft durch ihr schönes Talent erfreut haben. Sie spielte mit Empfindung. Das macht die Musik zur relativ ersten aller Künste, daß bei ihr das Wollen und Vollbringen am sichersten geht. Die Beliebigkeit der Ausführung fällt in der Hauptsache bei ihr weg. Die Note ist eine Ziffer, die nur das ist, was sie ist, während oft der Maler mit Verzweiflung die Palette betrachtet und den Ton, den Glanz, den er sucht, auf ihr nicht finden kann. Auch ohne die volle Mitempfindung von Seiten dessen, der ein Musikstück wiedergiebt, kommt durch die vorgeschriebenen Zeichen und die mathematisch genaue Structur des Instruments das Gebilde, das der Seele des Componisten vorschwebte, zu vollkommen richtig wiedergegebener Anschauung. Deßhalb täuscht im Musiker so oft der Mensch. Er steht unter seinem Werk. Schon manches Herz hat es büßen müssen, wenn es den Genius des von einem Musiker hervorgebrachten Gebildes mit dem Selbst des Künstlers verwechselte, zumal, da es den Musikern, trotz der ihnen zuweilen innewohnenden Herzensleere, an Geltendmachung ihres Bewußtseins nicht gebricht.

Waren es die Accorde der Wehmuth, der Sehnsucht, der ahnungsvollen Erweiterung des Herzens in die Reiche des Unaussprechlichen und lieber auch auf ewig von Menschenzungen unausgesprochen Gebliebenen hinüber, wie sie

die Musik des Lohengrin enthält, oder regte Gabrielen die nächtliche Stille an, die sich draußen auf die vom Mond beschienenen Gesträuche, Bäume und grünen Rasenplätze senkte, sie erhob sich plötzlich, sah sich vorsichtig im Zimmer um, öffnete die Thür der Wand, an welche sich ihr Pianino lehnte und trat in ein kleines einfenstriges Zimmer, das ihr Boudoir bildete. Hier stand ihr Schreibtisch. Das volle Licht des Mondes fiel auf die mannichfach zierlichen Gegenstände, die den Schreibtisch einer jungen gebildeten, von Freunden und Freundinnen mit Liebe gehegten Frau zu schmücken pflegen. Da standen Statuetten von Alabaster und Bronce, Briefbeschwerer mit wunderlichen Thiergruppen, Schweizerhäuschen im Decrescendo-Format bis zu den kleinsten Miniaturen hinunter, Klingeln vom reinsten Silberton, wenn sie angewendet worden wären, Handleuchter und Krystallgläser, Terracotten, alles durchzogen mit Epheu, der sich einigen hängenden, geschmackvoll geformten Thonampeln entrankte, ohne durch Seitengestelle den Schreibtisch zu verdunkeln. Mit einem Schlüsselchen, das an einer um Gabrielen's Schulter gehenden Schnur befestigt war, öffnete sie eines der mehrern Thürchen des Schreibtisches, zog einen Einsatz heraus, der mit einigen unverfänglichen Nähutensilien gefüllt war, blickte noch einmal behutsam um sich und langte dann aus einer geheimen Stelle an der Rückwand des Einsatzes ein Con-

volut Papiere hervor, das sorgfältig mit rothen Bändern umschnürt war. Nun drückte sie den Einsatz wieder in den Tisch hinein, schloß die kleine Thür und begab sich mit vorsichtig prüfenden Schritten in's Wohnzimmer zu den brennenden Lichtern zurück. Hierauf klingelte sie. Sie begehrte von ihrem Mädchen das Gartenlicht, das sie in die mit wildem Wein umzogene Laube getragen wünschte. Durch ein Glas, das die Form eines Blumenkelches hatte, war das Licht gegen den Wind geschützt. Das Convolut Papiere hielt sie sorgfältig in ihrem Kleide verborgen.

Das abendliche Verweilen in der ohnehin umbuscht liegenden Laube konnte Niemanden auffallen. Oft ging es dort bis in die Nacht auf's lebhafteste zu, wenn Besuch kam und die Temperatur ein Verweilen unter den summenden Nachtkäfern und zuweilen über die Häupter der Gesellschaft hinweghuschenden Fledermäusen gestattete. Heute war schon die Nachtluft kühler. Da bedeckte ein mit schönem Roth gefütterter Baschlik von grauem Kaschmir nicht nur erwärmend Gabrielen den Hals, die Schultern und die Arme, sondern ließ sich auch als Kapuze über den Kopf ziehen. Im vorigen Jahr hatte das Ehepaar noch bis in den October hinein in der damals schon roth gewordenen Laube ausgeharrt. Jetzt saß Gabriele in einer noch nicht an den Abschied denkenden Natur. Hohe Dahlien streckten auf den Beeten ihre sich wiegenden bunten Blüthen=

krausen empor — Hauben nannte sie immer ihr Mann und unterschied ordentlich an den bald einfachen, bald gesprenkelten Farben der malerischen Blumen — junge Frauen, junge kokette Mütter, Mütter heiratsfähiger Töchter, schon gealterte Damen, theils Matronen voll Würde, theils noch voll Eitelkeit und nicht getilgter Putzsucht. Und in der That, man blicke nur einmal auf einen Dahlienflor und man wird sich überzeugen, daß der Justizrath nicht Unrecht hatte, wenn er von einer Blüthe grellgelbrother Farbenmischung sagte: „Das ist doch die ganze Commerzienräthin von Liebermann!“ oder von einer Dahlie in mildem gleichförmigem Braun und Schwarz: „Wie würdig diese Coiffüre! Ist es nicht die ganze liebe Frau Amtsräthin —?“ Er meinte damit Gabrielen's Mutter.

Es mußte ein Schatz sein, den Gabriele in ihrem Kleide trug. Sie drückte ihn an sich, zog ihn zuweilen hinter einem Heckengang hervor, athmete seinen Duft ein — es war Rosenduft — zwischen den Papieren, die offenbar gesammelte Briefe waren, lagen die Reste von Rosen. Entfiel ein Rosenblatt, so hob sie es sorgfältig wieder auf und legte es in die sauber geschriebenen Hefte. Dabei lächelte sie wie verklärt, sah in den Mond und schien den stillen Wächter zum Vertrauten einer Regung unbeschreiblichen Glücks zu machen. Sie schwebte nur so dahin. Stieß

ihr Fuß unter Apfelbäumen auf eine eben niedergefallene Frucht, so hob sie diese zwar sorgfältig auf und trug sie in die Laube, aber sie that alles mechanisch. Selbst wenn sie die letzten Klänge ihrer eben gespielten Musik nachträllernd, quer über die grünen Rabatten und den Thau nicht achtend, der sie schon befeuchtete, hinwegschritt, im Glauben, den Maulwurf zu attrapiren, der durch seine nächtlich aufgeworfenen Erdhaufen Morgens die schöne Symmetrie des smaragdenen Naturteppichs unterbrach, so trieb sie alles das nur mit Gedanken, die einer ganz andern, einer fernen Welt angehörten.

Endlich schien es ihr ringsum still und einsam genug geworden zu sein. Sie erstieg die kleine Anhöhe, auf welcher die Laube lag, sah sich noch einmal sorgfältig um, ob sie Niemand belauschte, rückte sich das Windlicht zurecht, nahm die Papiere aus der Tasche des Kleides, löste das rothe Band, das sie umschloß, und zog, wie auf Ungefähr, aus dem ansehnlichen Vorrath ein Octavblättchen hervor, das sie las.

„O Du Licht meines Lebens," lautete dasselbe, „das mir ewig nur strahlen wird, wie dem Wanderer im dunklen Walde der ferne Schimmer einer friedlichen Hütte, die er sucht und sucht, und je mehr sein müder Fuß dem Ziele näher gekommen zu sein scheint, desto mehr zu erreichen verzweifeln muß! Der tiefste Schmerz ließ mich diese Nacht

nicht ruhen. Ich mußte mein Lager verlassen. Ich öffnete mein Fenster und sah hinüber in den stolzen Palast, wo Dich in diesem Augenblick wol sanfter Schlummer umfing. O, daß Du geträumt hättest, was ich sah! Ich sah den nächtlichen matt vom scheidenden Monde erhellten Himmel mit zerrissenen Wolken bedeckt. Blaugraue lange Riesenfittiche waren über die Berge und den See ausgespannt. Zwischen ihnen glaubte ich zwar die Häupter von fabelhaften Thieren zu erblicken, denen sie angehörten, aber an einzelnen Stellen lichtete sich das wirre Durcheinander und auf eine grüne Matte oberhalb des See's fiel es wie lichtheller magischer Glanz. Der Venusstern neigte sich über den lichten Punkt, als wollte er sich auf ihn niederlassen. Es war die Blumenalp, wohin wir mit dem fröhlichen Kreise der Badegesellschaft gewandert waren, um ein einsames Sennerleben zu beobachten, und plötzlich waren wir beide damals selbst einsam geworden und machten aus dem Scherz: „Ein Herz und eine Hütte!" Ernst. Als ich damals Deine Hand ergriff, Mädchen, und Dir darüber die Blumen, die Du gesammelt hattest, entfielen, als eine Ohnmacht Deine Sinne berückte und Du eine Weile wie todt in meinen Armen lagst — da fühlte ich, was es ist, wenn ich so oft im Liederkranz gesungen hatte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath!" Nicht der leibliche Tod war ja zu fürchten (Du schlugst Deine

schönen Augen auf, sahst mich mit einem nicht zu schildernden Frageblick des Schmerzes und zugleich eines überirdischen Glückes an), der geistige war es, der Tod des Herzens und das für ewig geöffnete Grab der Hoffnung. Dennoch starrte ich heute Nacht immer auf den Venusstern, sah den Hochzeitreigen der Elfen auf dem Wiesenplan der Blumenalp — ach, ich glaubte noch die blauen Genzianen, die schneeige Blume „Waldgöttin", die purpurne Blüthe „Hasenfuß", wie ich Dir die Alpenkinder nannte, die damals Deiner Hand entglitten, vor mir zu sehen, zu neuem Leben erwacht, auferstanden, wie sie damals frisch von Dir gepflückt waren. Und sie leben ja auch noch! Ich wandte mich, öffnete mein Album, küßte den Strauß, den ich damals zum Andenken an die Blumenalp mitgenommen hatte, schloß das Fenster und ging, Dir, der Schlummernden, einen Gruß winkend wieder zur Ruh."

Gabriele stützte das Haupt auf, betrachtete lange das Blatt, das zerknittert gewesen sein mochte, allmälig aber durch die geordnete Lage, worin es sich jetzt befand, ein glattes Aussehen bekommen hatte, verweilte bei dem von ihrer eigenen Hand beigeschriebenen Datum: „Empfangen den 25. Juli 1860" und fügte die theuere Reliquie wieder in die ihr des Datums wegen gebührende Reihenfolge ein.

Alles um sie her blieb still. Der Verkehr auf dem kürzlich erst frischgekieselten Landstraßenfahrwege, der in einiger Entfernung, über mehrere Gärten hinweg und vom großen Stadtpark herüber ein sich immer gleichbleibendes Rauschen wie vom fernen Meere unterhielt, hatte aufgehört. Die benachbarten Villen erhellten sich alle, zum Zeichen, daß die Gärten von Menschen leer wurden.

Sie nahm ein anderes Blatt.

„Das Schicksal," las sie," theilt zwar seine Loose aus, aber gewiß, wir können es wagen, sie zu ändern. Ich hätte wohl den Muth, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Ich bin hart geworden, streitbar, unwirsch sogar und gestählt zum Hasse, seitdem ich die Liebe in ihrer höchsten Beseligung, in ihrer Entwaffnung unserer Leidenschaften, in ihrer Zauberkunst, den Menschen zum Kinde zu machen, kennen gelernt habe. Gabriele, soll ich mit meinen Lebensverhältnissen reine Rechnung machen? Soll ich zurückstoßen, was mich hindert, Dich, Dich im Triumph durch's Leben zu tragen? Soll Dein schönes, wunderbares Auge, wenn in ihm die Thräne schwimmt, mich schwach, nicht stark gemacht haben? O fasse auch Du Muth, vertraue Dich Deinen Eltern, Deiner leidenden Mutter, dem Vater, den Du, ach! so fürchtest! Ich kenne sie ja selbst, die Gebote der Pflicht, ich kenne das eherne Gewicht, das in einem gegebenen Worte liegt. Ehre, es ist ein Klang,

der alle unsere Entschlüsse entwaffnen, den Becher voll Schierlingstrank hinunterschlürfen lassen kann, als wär's ein Labetrunk süßen Weins. Aber erinnere Dich auch, wie ich zu Dir sprach, als wir uns endlich an der einsamen Stelle zusammenfanden, wo der Promenadenweg auf den Buchenberg abbiegt. Die Stille des Orts, die Anmuth des waldigen Gebüsches ermunterte uns, auf dem Rasen Platz zu nehmen, wo uns kein anderes Auge, als das Auge Gottes sah. Erinnere Dich, was ich sprach! Ich hätte damals noch hinzufügen sollen: Siehst Du die Mühle dort unter uns im waldigen Grunde? Betrachte das gewaltige Rad, das dieser kleine schmale Streifen Wassers dort in Umschwung bringt! Es ist nur die grade Linie, nur das gleichmäßige Bett, nur der wohlbedacht angelegte allmälige Fall des kleinen Baches, der eine so mächtige Wirkung hervorbringen kann. Sollte so nicht auch der feste Wille des Schwachen wirken können? Das stete Zurückkommen auf dasselbe entschiedene „Nein“ —? Erkläre Deinen Eltern, daß Du den Mann ihrer Wahl nicht lieben kannst, handle darnach und die gewaltige Natur Deines Vaters wirst Du wie eine Binse zu beugen vermögen. Daß ich Deinem Beispiel folge und auch meine Fessel breche, das ist, wie Du weißt, ein Entschluß für's Leben. Aber ich bin Mann und nur aus Trümmern baut sich ja hienieden alles Leben auf.“

Gabriele seufzte. Sie legte auch dies Blatt wieder an seine alte Stelle und nahm ein drittes.

„Wie wunderbar schön,“ lautete es, „ist hier die Natur! Der Maler behauptet es zu wissen, warum sie's ist. Er wird uns beweisen, daß ein See, gefärbt wie himmelblauer Azur, rings umgeben von bewaldeten dunkelgrünen Bergen, zu deren Füßen sich die lichteren Wiesenmatten hinziehen, schön sein müßte. Er beweist Dir dasselbe von dem schäumenden Wassersturz im Rücken dieser Berge, von dem klaren Strom, der, aus jenem See entspringend und mit dem Ablauf des Wassersturzes sich vermischend, sich durch die ganze hier so erhabene, dort so liebliche Gegend zieht. Und dennoch fehlt bei all den Gründen, die er angibt, bei Licht und Schatten, Hell und Dunkel, Vorder- und Hintergrund, ein einziges Etwas, das nur aus der Seele kommt. Die Mitempfindung, die belebt erst Baum und Stein. Für mich ist diese ergänzende Kraft unsere Liebe —! Ich sehe nur Tempel, die Dir gebaut sind. Ich sehe nur Baldachine, die Dir zu Ehren bekränzt sind mit dem Silber des Alpenschnees. Deine Augen, Deine Wangen sind's, Geliebte, wenn die Abendsonne die glänzenden Schimmer des Schnees mit mildem Rosenlicht überhaucht. Du selbst bist das liebliche Reh, das sich aus dem Buchenwalde auf das Steingeröll des ausgetrockneten Wildbaches verirrte und nach scheuem

Gruß zurück entflieht in die grüne lauschige Wildniß. Ach, indem ich dies schreibe, da läuten die Glocken aus dem Thale. Ich denke, wie sie Dir wohl erklingen und was sie Dir wohl sprechen mögen. Sprechen sie von Wonne oder von Schmerz —? Gabriele, jeder Platz, wohin ich blicke, jeden Baum, jeden Stein hast Du verklärt durch Dein Verweilen auf ihm. Da sprechen sie von „Elisensruhe" und vom „Katharinensitz" und vom „Sidonienblick" und wie die Orte alle heißen, wo einmal eine Prinzessin vom Ersteigen einer kleinen Anhöhe ausruhte, während unten der sechsspännige Wagen die von geringer Anstrengung Ermüdete schon wieder auf seine schwellenden Kissen zurückrief. Mir sind's alle Gabrielensitze! An all den Plätzen, wo auf Eichen- oder Lindenstämme, um welche her einige Sessel angebracht sind, interessirte Schmeichelei Tafeln geheftet hat mit Erinnerungen an ein Ach! der Ermüdung oder ein O! der Bewunderung, das hier von einer erlauchten Lippe schlüpfte, möchte ich das Bekenntniß verewigen: Hier rollte eine Thräne über Gabrielen's Wange! Hier lachte sie wieder und über sich selbst, weil sie eine Stunde mit einem Bremer'schen Roman in der Hand gesessen und doch nur zwei Seiten gelesen hatte, weil sie hinausblicken mußte in die Ferne, wann ich wohl kommen würde! Hier sah sie plötzlich Bekannte und ich mußte mich höflich verbeugen und schein-

bar von ihr Abschied nehmen nach allen Regeln des Complimentirbuches, während ich doch nur um den Felsen herumging mit der goldenen gereimten Inschrift auf die Heilwirkungen der örtlichen Quellen und mich an einer entlegeneren Stelle des Parks mit meinem Lieb wieder vereinigte. O, an dem Birkenbaum mit langhängenden Zweigen, unter deren Schutz wir uns vereinigten, da steht kein Monument, keine Säule, keine Inschrift ist da zu lesen, nur Moos wittert auf der Rinde des Baumes mit den liebevollen, freundlichen, so schalkhaft verschwiegenen, vor allen Nummern der Badeliste uns schützenden Zweigen — aber ich sehe im Geist einen Tempel von korinthischen Säulen über dem Baum erbaut und lese die Inschrift darauf: „Geweiht dem Gott der Glücklichen!“ wie der Dichter das Schweigen nannte.“

Gabriele war durchbebt vom Erinnern an diese seligsten Momente ihres jungen Lebens. Sie schob auch dies Blättchen zitternd wieder an die ihr in der Reihenfolge der Briefe gehörende Stelle und deckte sogar ihr Taschentuch auf das ganze Heft, indem sie in die mattschimmernde Leuchte starrte. Hätte sie diese Blätter nicht schon fast auswendig gewußt, sie würde sie an dem schwachen Lichtglanz kaum haben lesen können. Die Handschrift war klein und zierlich, doch fest.

Drei Jahre war Gabriele mit dem Justizrath Wenck

verheiratet. Länger als drei Jahre bildeten diese Blätter ein Geheimniß für sie und Gott allein . . .

Der Schreiber war ein junger Arzt gewesen, der sich an einem der schönsten süddeutschen Badeorte aufhielt, von einem hochberühmten Arzt einer Universität beauftragt, einige seiner Patienten, die von ihm an die Heilquellen des Orts geschickt waren, gelegentlich zu beaufsichtigen. Dem jungen Arzte, Doctor Hugo Ellrich, hatte der Aufenthalt in dieser schönen, waldfrischen Bergnatur selbst nothgethan. So hatte er bequem den Auftrag seines Lehrers und Vorgesetzten (er assistirte ihm am Krankenhause), ja eines ihm noch näher, durch Bande der Dankbarkeit, verbundenen Mannes übernehmen können. Hugo Ellrich war der Sohn armer Eltern. Durch den gefeierten Medicinalrath war er seit frühster Kindheit, infolge zufälliger Berührungen mit dem zum Wohlthun geneigten Herzen desselben, erhalten und zu wissenschaftlicher Ausbildung angeleitet worden. Hugo Ellrich wählte selbst die Laufbahn seines Gönners, seines väterlichen Freundes. Vor Jahren heftig erkrankt, verdankte er diesem seine Wiederherstellung und die volle Genesung der Pflege einer einzigen Tochter des Medicinalraths, die ihm schon lange wie eine Schwester geworden war. Auguste liebte ihn, ohne daß er selbst für sie andere Empfindungen hätte hegen können, als die der Dankbarkeit. Sie war ein

Stiefkind der Natur: nicht gerade entstellt durch ein auffallendes Gebrechen des Körpers, aber sie war unschön bis zur Häßlichkeit. Ihr anspruchloses gutes Herz verschönte sie in den Augen der Menschen, auch in denen Hugo's. Er dankte ihrem Vater Alles; er hatte bereits die gewisse Zusicherung einer Professur und mancher Nebeneinnahme, wenn er heiratete. Da hatte er sich mit Augusten verlobt und machte jene Badereise zu seiner Erholung und völligen Erkräftigung, um bald nach seiner Rückkehr ein gutes, leidenschaftlich an ihm hängendes, doch von allem Reiz und sogar von einem tiefer gehenden Gefühls- und Bildungsleben verlassenes Wesen an den Altar zu führen.

Die Aufträge seines väterlichen Freundes verwiesen ihn an das Krankenbett der Amtsräthin Berger, einer vermögenden Frau, die mit ihrer kürzlich verlobten Tochter Gabriele jenes Bad zur Heilung von eingewurzelten Leiden besucht hatte. Der berühmte Professor, den die Leidende persönlich consultirt hatte, stellte völlige Genesung in Aussicht. Er machte nur die Bedingung eines von aller Gesellschaft abgeschiedenen stillen Lebens in jenem reizenden Alpenbade. Die Tochter sollte die Mutter vor Gesellschaft hüten. Die Mutter sollte länger, als die gewöhnliche Badezeit hindurch, von ihrem häuslichen Kreise entfernt bleiben, der ein sehr bewegter war und sie mit

nicht endenden Zumuthungen und Verpflichtungen in Anspruch nahm. Ihr Gatte, Amtsrath Berger, war eine stürmische, von leidenschaftlichem Thatendrang erregte Natur. Auf seinem Oekonomiehofe, einer königlichen Domäne, ging es zuweilen her wie auf dem Marktplatz. Die Nähe einer ansehnlichen Stadt machte für seine Kinder, deren er mehrere hatte, eine gewählte Erziehung möglich. Es wurden Hofmeister und Gouvernanten gehalten. Ein verdrießlicher Proceß regte den Vater Jahre lang auf. Es standen dabei nicht blos hohe Summen, sondern auch Ehrenfragen auf dem Spiele. Justizrath Wenck gewann diesen Proceß für den Vater in allen Instanzen. Das Gefühl der Dankbarkeit dafür war bei Amtsrath Berger ein so überschwängliches, daß er keinen größeren, geistvolleren, der allgemeinen Bewunderung würdigeren Menschen mehr kannte als den allerdings muthvollen, streitbaren Advocaten, der ihm jene Summen und noch mehr, seine Ehre, gerettet hatte. In der That verdiente Justizrath Wenck jene Anerkennung. Früh war er Wittwer geworden, lange Jahre wieder hatte er nur wie ein Garçon gelebt, ein artiges Vermögen gesammelt und stand überall in Achtung und Ansehen. In Gesellschaft konnte er gemüthlich zu den Spielen der Kinder hinuntersteigen. Unter Frauen war er rücksichtsvoll. Alle Welt war gespannt, ob er nicht zu einer zweiten Wahl schreiten würde. In

der That bat er um die Hand der Tochter eines Mannes, der ihn vergötterte. Von einer Verweigerung konnte da keine Rede sein. Gabriele erhielt die einfache Eröffnung des väterlichen Wunsches und ihr Ach! der Verlegenheit, der Ueberraschung, ja des Schmerzes, daß die große Frage des künftigen Gatten, eine Frage, der alle weibliche Jugend nur mit idealen Hoffnungen entgegenharrt, nun schon so plötzlich gelöst sein sollte, galt für ein zustimmendes Ja! und war denn auch ein solches. Gabriele sollte nur noch erst einen Theil des Sommers die leidende Mutter begleiten, dann sich sofort zur Hochzeit rüsten. Alle Welt fand ihr Loos beneidenswerth und auch sie nahm es so.

Hugo Ellrich besuchte die Mutter an ihrem Lager. Sie wohnte in einem prachtvoll gebauten neuen Hotel. Sie war nicht eigentlich krank, sie sollte nur ruhen. So wurde selbst der Transport in ein Privathaus widerrathen, da die weite Reise Erschütterungen hervorgebracht hatte, die sie in dem entlegnen Gebirgsorte erschöpfter, als man erwartet hatte, ankommen ließen. Der junge Arzt kam täglich. Er berichtete über das Befinden seiner Patienten, deren ihm mehrere zugewiesen waren, an den väterlichen Auftraggeber. Die fortgesetzte Anweisung, daß die Amtsräthin bei geöffneten Fenstern, die eine erquickende Luft hereinließen, immer nur ruhig liegen, höchstens einmal in liegender Stellung ausfahren sollte, machte nothwendig,

daß Gabriele für sich selbst andere Verhaltungsmaßregeln empfing, wenn sie nicht selbst hätte erkranken sollen. Ein gemiethetes Mädchen begleitete sie auf regelmäßigen Spaziergängen. Im Hotel machte sie einige weitere Bekanntschaften. Manche Beziehung vermittelte Ellrich.

Die Briefe, die Gabriele eben gelesen hatte, zeigen, was entstand, beinahe unter den Augen der sich langsam erkräftigenden Mutter entstand. Zwei Seelen, beide gebunden, flogen sich zu, wie für einander bestimmt. Der junge Arzt verschwieg seine Lage nicht, wie Gabriele nicht die ihrige. Jene Briefe wurden am frühen Morgen auf der Brunnenpromenade, die Gabriele besuchen sollte, oder bei Ellrich's Besuch im Hotel, der Empfängerin in die Hand gedrückt. Sie niederzuschreiben, sie in Empfang zu nehmen, das waren auf beiden Seiten unerläßlich gewordene Ergänzungen eines auf Verschwiegenheit und Selbstbeherrschung angewiesenen und doch leidenschaftlich gewordenen Verhältnisses. Wollte Gabriele ihre Fessel brechen, dann sah der Doctor zunächst die Rückwirkung auf die Mutter, die vor ihres Gatten mächtiger Willenskraft, vor seinen Anfällen von Despotismus, seiner blinden Verehrung des nun einmal gewählten Schwiegersohns zitterte. Wollte es dagegen Hugo thun, so sah Gabriele und selbst das nur discret so hingeworfene Urtheil der gleichsam von allem nichts merkenden Mutter den jungen

Mann aus seinem nächsten Wirkungskreise verwiesen, zerfallen mit seinem Wohlthäter, vielleicht vernachlässigt von seinen Beförderern. So jung Gabriele war, sie verstand, sie ehrte die Stimme des Mitleids um Augusten, die zuweilen mit rührendem Nachhall aus Hugo's edlem Herzen drang. Sechs Wochen gingen in diesem Zustand voll Seligkeit und Verzweiflung hin. Entschlüsse wurden gefaßt und wieder aufgegeben, bis der Tag der Trennung kam. Die Mutter, die fortdauernd zu dem jungen Arzte, den ihren Sohn zu nennen ihr eine wahre Herzenserquickung gewesen wäre, von dem Tiefschmerzlichen geschwiegen hatte, brach beim Abschied dies ihr nothwendig geschienene Schweigen zum erstenmal und bat ihn, als sie mit ihm allein war, mit wenigen liebevollen Worten, er möchte abreisen ohne von Gabrielen Abschied genommen zu haben. Hugo willfahrte. Gabriele brach, als sie seinen letzten Gruß empfangen hatte, in Verzweiflung aus. Ihre Thränen befeuchteten das Lager ihrer Mutter, über das sie sich warf, den Hals der Mutter umklammernd. Sie glaubte ohne Ellrich nicht länger leben zu können.

Und dennoch blieb es beim Unabänderlichen und wie es gewesen, ehe sich die Liebenden gefunden. Der junge Arzt schrieb noch einigemale nach jenem Badeorte. Dann kamen die Briefe seltener. Gabriele war in ihren gewohnten Lebenskreis zurückgekehrt. Ihr Bund mit dem

Justizrath mußte beschlossen bleiben und auch von Ellrich kam die Nachricht seiner vollzogenen Vermählung. Wenn ein Jahr später, als die erschütternde Nachricht sogar vom plötzlichen — Tode des jungen Arztes eintraf (er wurde in seinem Beruf vom Lazarethfieber dahingerafft) und Wenck im Auge seiner zufällig gerade anwesenden, in ihrer Gesundheit gestärkten Schwiegermutter Thränen erblickte, so konnte er das Ausbrechen in ein leidenschaftliches Schluchzen, das über diese Nachricht seine Frau ergriff, als einen Tribut der Dankbarkeit, im Uebrigen als ein Zeichen des Ueberreizes und des gerade damals zu schonenden Zustandes seiner Gattin deuten; sie sollte Mutter werden.

Die Amtsräthin verehrte den Sohn, der an Jahren ihr Bruder hätte sein können, jetzt schon fast eben so hoch, wie ihr Mann. Sie hatte an ihm einen Anhalt gefunden für ihr Bedürfniß, sich vom unruhigen Wesen ihres Gatten zuweilen befreit zu sehen. Alle ihre Kinder liebten den Justizrath. Auch Gabriele hatte den Werth seines männlich festen, aller Liebe und Achtung würdigen Wesens erkannt. Eine zufällige Reise, die gerade damals von ihm angetreten werden mußte, unterstützte die Wiederherstellung des Sichfindenmüssens in das vom Geschick ihr unabänderlich Vorgezeichnete. Wenck sah es nicht das langsame Heilen der Wunde, die Hugo's Tod im Herzen Gabrielen's gerissen hatte.

So lebte sie nun ihrer Pflicht, war eine gewissenhafte Gattin, eine sorgsame Mutter, aber von Einem konnte sie sich nicht trennen, von den im Leben zurückgebliebenen, sichtbaren Spuren jener paradiesischen Tage am Fuße der Blumenalp. Sie hatte die Erinnerungsblätter, die Briefe und Aufzeichnungen des damaligen Geliebten gesammelt, mit Blättern von Blumen, die einst seine Hand berührt hatte, untermischt und bei ihrer Ausstattung eigens darauf gesehen, daß sie einen Schreibtisch bekam, der ein geheimes Fach enthielt. Dorthin legte sie ihren Schatz und zog diesen hervor, so oft sie sich unbeobachtet wußte. Sie hatte ihre Gedenktage (die Tage vom Juli und August ohnehin), wo sie sich förmlich gezwungen sah, in diesen Briefen zu lesen, die Tage der Geburt, des Namens, des Todes des zu früh Verklärten. Da schwelgte sie in diesen Briefen. Sie wußte es, daß sich ihr Genuß allmälig in eine Untreue verwandelt hatte. Sie wußte es, daß ihr Lesen in diesen Blättern, die schon zu vergilben anfingen, nicht im Einklang stand mit dem Schein von voller Ergebung in ihr Schicksal, von voller Uebereinstimmung mit dem Beruf, dem Vater ihres geliebten Kindes auch eine liebende Gattin zu sein. Aber sie konnte den Trunk aus dem berauschenden Zauberbecher nicht lassen. Die Bilder, die dann in ihre Seele einzogen, die Erinnerungen, die sie dann überwältigten,

sie waren zu süß. Konnte es doch auch nur wie ein Tribut erscheinen, den sie den Manen eines Abgeschiedenen brachte, wenn sie noch einmal die zärtlichen Worte einsog, die auf dem Papier an sie gerichtet waren, und die Bilder verfolgte, die ihre Phantasie dabei umgaukelten. Die Thräne, die auch heute wieder in ihrem zum Mond gerichteten Auge glänzte, konnte ja sagen: Dort wohnst Du nun, Du edler Mensch, entrückt allem Erdenleid! Belohnt für Dein liebreiches Herz! Sieh herab auf mich und sei mir und den Meinen ein schützender, beim Thron der Gottheit für uns fürbittender Genius —! Und doch nagte an ihrem Gewissen der Gedanke: Warum ist es geheim? Warum mußt Du das so ängstlich vor Deinem Gatten hüten? Sollte nicht längst die Stunde geschlagen haben, wo Du ihm Alles bekennst, die Blätter ihm auslieferst oder sie wenigstens nicht mehr mit aufregenden Gefühlen liest? Schwelgst Du doch in diesen Erinnerungen, als lebte noch der Geliebte, als könnte er Dir stündlich nahen und das glücklichste Einst in die glücklichste Gegenwart verwandeln! Ja, gestand sie sich, wenn er mir nahen wollte wie ein Geisterhauch, ich würde mich nicht fürchten, ich würde wie von einem heiligen Schauer durchbebt sein; ich fühle ja manchmal die Berührung seines unsichtbaren, verklärten Erscheinens! In der That glaubte sie oft von ihm mit Namen angerufen zu werden, aus dem Gebüsch,

sogar aus dem Wiesengrase herauf. Dies Spiel der Phantasie trieb sie schon während ihrer ganzen Ehe.

Es blieb Alles um sie her still. Von den Thürmen der Stadt hatten die Uhren die zehnte Stunde geschlagen. Der Gatte konnte jeden Augenblick zurückkehren. Dennoch las sie noch ein anderes Blatt:

„Was ist es nur, Geliebte, was die Menschen Liebe nennen! Die Weisen sind weiter gegangen, als die Liebenden, die nur gesagt haben: Dies Gefühl ist unaussprechlich und unerklärlich! Die Weisen haben die Liebe, wie jede andere Leidenschaft, die den Menschen ergreift, auf ihren Urgrund zurückführen wollen. Kaum sollte ich wagen, Dir, meine Gabriele, zu gestehen, was sie von dem Athem gesagt haben, der mir stockte, als ich Dich zum erstenmale sah, von dem Roth, das auf meine Wange getreten sein muß, als ich das erste kurze Gespräch mit Dir führte, von den Worten, die dabei meinen Lippen versagt blieben. Einverstanden waren wir beide damals, daß im Verschwiegenen ein beglückender Zauber liegt. Aber das kann es nicht sein, was uns zusammenhielt. Alle Liebe will zuletzt, wie die Knospe, zum Leben, zum Licht des Tages aufbrechen, will den Gegenstand seiner Wahl frei bekennen und selbst von ihm bekannt sein. Siehe da! Sollten die Weisen Recht haben, wenn sie lehren: Alle Liebe ist — Egoismus?! Erschrick nicht vor dem verrufenen Worte!

Der Egoist ist die Schmarotzerpflanze, die sich in die Wipfel des Baumes nistet und hundertjährigen Stämmen den Lebenssaft wegsaugt. Der Egoist ist der Störenfried alles Beisammenlebens. Wie kann sein Name genannt werden in der Nähe des heiligsten aller Gefühle, der Liebe! Und doch, Gabriele, ich ertappe mich, Dir gegenüber, auf Genüssen, die so schmeichlerisch, so dem Geist wohlthuend sind, daß ich mir sagen muß: Die Weisen lassen vielleicht ein Ich gelten, dem wir in uns huldigen, ihm Tribut darbringen dürfen, ein Ich, das unmittelbar an die geahnte Gottheit hinanreicht. Dies Ich sollten wir nicht lieben, nicht hegen dürfen? Dies Ich, den Kern unseres Wesens, umhüllt vom Leben als äußerer Schale, sollten wir, unter dem Schutz dieser Schale, nicht mit Wonne immer reifer und reifer werden sehen? Das ist der Egoismus in der Liebe, daß ich mein innerstes Sein, auch meine Schwächen, auch mein Unvollendetsein, mein mir selbst entschuldigtes Irren und Träumen, mein menschlichstes, mir so gegenwärtiges schwaches Ich in einer andern Seele geborgen, gehegt, geduldet, verstanden und entschuldigt weiß! Das ist der Egoismus in der Liebe, daß ich mich spiegle in Deinen Augen — aber verkehrt, Gabriele! Ja, lächle! Was heißt dies Verkehrt anders als: Ei, mir darfst Du schon ein Thor sein! Mir brauchst Du an Dir nichts zu rechtfertigen! Mir darfst Du sogar auf dem Kopf gehen

und ich werde sagen: Du schwebst mit Engelsflügeln! Was die Welt an Dir verwirft, das gerade hebe ich auf und nenne es Deinen rechten Schmuck, und was die Menschen an Dir hassen, das lieb' ich erst recht, und Dein Unglück, das verringert Dich in meinen Augen nicht, und was Du auch beginnst, Du hast immer das Rechte gethan, denn was Unrecht daran war, das war nur Irrthum von Deiner Seite, und ich kenne ja, wie Du die Wahrheit suchst ... Das, o Mädchen, das ist der wahre Zauber, der Liebende verbindet. Sie gewährleisten sich ihr eigenstes, bestes, zaghaftestes, wie die Sinnpflanze scheues Ich. Und wenn sich zu dieser tiefen Wahrheit zwischen zwei Seelen in der Liebe noch die Schönheit gesellt, wenn noch das Gefühl für alles, was uns, vieldeutig genug, die Lehre vom Zauber der Grazien enthüllen will, nicht minder dabei für unser Auge und Ohr in Mitleidenschaft tritt, dann erklärt sich die volle Seligkeit einer Umarmung, eines Kusses, eines Vergehens in Eins! „Es ist mir so wohl, wie dem Fischlein auf dem Grunde!" sagtest Du, als wir am Waldbach standen und die rothgesprenkelten Forellen mit Händen greifen konnten ... Richte Deinen Spaziergang heute um drei Uhr dorthin! Wenn die Mutter ohnehin schläft, wird sie Dir die Erholung gönnen. Mich findest Du schon in der alten Mooshütte harrend unter den Tannen."

Als die junge Frau die Erinnerung an dies Stelldichein eben in allen Einzelheiten träumerisch ihrem geistigen Auge wieder vorführen wollte, vernahm sie plötzlich vom Wohnhause herüber das laute Schreien ihres Kindes.

Man kennt die urschnelle Behendigkeit, wie eine Mutter in solchen Fällen, wo sie den sanften Schlummer ihres Kindes voraussetzt, zum Lager ihres Lieben eilt.

Die Blätter zusammenraffen, sie in ihren Kleidern verbergen, den Garten, quer über die Beete hinweg, durchmessen und in die Schlafkammer ihres Kindes springen, war Eins.

Die alte Lene hatte geschlafen. Das Kind war erwacht und schrie, ohne eine Ursache, die man hätte entdecken können. Das Kind wurde aufgenommen. Die Mutter trug es selbst und suchte das unaufhörlich in Wehklagen verharrende Kind zu besänftigen. Etwas kleinlaut ging die alte Wärterin an's Fenster. Es hatte offen gestanden. Die Magd hatte vergessen, es zu schließen.

„Kein Wunder!" sagte Gabriele im Tone des Vorwurfs. „Das Kind hat sich erkältet! Wie war es möglich, das Fenster nicht zu schließen, wie doch geheißen! Die Abendluft ist kühl und feucht und das Kind verschob gewiß sein Deckbett!"

„Es ist ihm schon lange nicht gut!" entgegnete die Wärterin. „Es zuckt im Schlaf und die Stirn ist so heiß —"

Alle Versuche wurden gemacht, das Kind zu beruhigen und seinen wahren Zustand zu erforschen. Die Kinderstube ist die Hinter-Coulissen-Welt des Lebens. Was verbergen wir da nicht alles, erwähnen wir kaum, ja halten es für geboten, unerwähnt zu lassen — und wie maßgebend ist doch davon alles für unser aller Dasein —!

Der Vater kam nach Hause. Er sah den Zustand der kleinen Elsbeth und wollte Beruhigung geben. Auch die Wärterin lehnte den Ruf der Mutter: „Wir müssen zum Arzt schicken!“ ab. Sie gehörte zu jenen Pflegemüttern, die Niemanden weniger Vertrauen schenken, als ihren Rivalen, den Aerzten. Sie hatte die Erfahrung und eine Menge von Heilmitteln für sich, die in einer Tischschublade ihres nebenanliegenden Kämmerchens eine ganze Hausapotheke bildeten.

Hörte auch das Schreien des Kindes endlich auf, so verfiel es doch in einen Zustand, der Bedenken erregen durfte. Die Gesichtsfarbe war glühendroth, der Athem kurz und ängstlich. „Das Kind gefällt mir schon lange nicht,“ bestätigte nun auch der Justizrath, „morgen muß Doktor Wieprecht kommen!“

Mit einer Angst und Gewissensscheu wie noch nie schlich sich Gabriele in die inzwischen erhellten Vorzimmer zurück, barg leise die Briefe im Schreibtisch und hörte halb abwesend den Mittheilungen ihres Gatten zu, die

dieser reichlichst von seinen Ausgängen heimzubringen pflegte. Neckende, halb ernste, halb scherzende Vorwürfe über den Tabackgeruch, den er mitbrachte, Vorwürfe, die regelmäßig bei solchem Heimkommen ausgesprochen wurden, fielen heute fort. Gabriele war in einer Unruhe, die den sonst gefaßteren Gatten selbst ansteckte.

Die Nacht verlief übel. Die kleine Elsbeth war ernstlich krank. Ihr Jammern und Schreien währte bis zum Morgen, wo sie endlich entschlummerte, ohne jedoch Beruhigung zu finden. Ihr Schlaf wurde von einem jeweiligen Intermittiren des Athems gestört. Die Mutter stand mehrere Male auf, schloß zuletzt, um dem Gatten Ruhe zu gönnen, ganz die Thür des Schlafzimmers ab und blieb allein am Bett des Kindes. Die alte Lene hatte ihr Lager gar nicht eingenommen. Sie saß am Bett des Kindes und verwünschte das Aufstehenlassen des Fensters. Es war eine Schuld, die nicht ganz auf die Magd allein fiel.

Der am frühen Morgen gerufene Arzt ließ die Kleine entkleiden und sah bald die untrüglichen Zeichen des Scharlachfiebers. Die Krankheit grassirte in dem ganzen Bereich dieser im Herbst feucht gelegenen Landhäuser. Sie war diesmal in einigen Fällen besonders heftig aufgetreten; Kinder, wenn auch nicht der nächsten Nachbarschaft, waren gestorben.

Justizrath Wenck bewunderte die Hingebung seiner Gattin. Die Krankheit des lieben, ihm, wie er oft sagte, an's Herz gewachsenen Mädchens, des ersten Unterpfandes der Ehe (seine erste Ehe hatte ihm keine Kinder gebracht), nahm einen bedenklichen Verlauf. Gabriele muthete sich Anstrengungen zu, die ihrem zarten Körperbau selbst Gefahr drohten. Er wollte Gabrielen's Mutter berufen haben. „Sie wird Dir Beistand leisten — denke, wenn das Aeußerste einträfe —!"

„Barmherziger Gott!" rief die junge Mutter; „sage das nicht! Ich müßte vergehen —"

Ihre Mutter wollte sie nicht gerufen haben. Seitdem sich diese erkräftigt hatte, war sie selbst dem Vater zu nothwendig geworden.

Zum Scharlach gesellten sich die Krämpfe des Zahnens. Das Kind litt unsäglich. Die Entzündung des Halses machte das Einflößen von Nahrungsmitteln beschwerlich. Die Haut des kleinen Körpers war gespannt und aufgetrieben. Zuweilen stellte sich Nachts der von allen Müttern wie das Schreckgespenst des Todes gefürchtete bellende Husten der Bräune ein. Das ganze liebliche Bild des Kindes war entstellt, die Augen lagen verquollen, es schien nicht mehr sehen und hören zu können und lag wie todt. Daß es noch lebte, verrieth ein dermaßen matter Athemzug, daß sich der Arzt zuweilen durch äußere Zeichen

vom Vorhandensein desselben versichern mußte. Die Convulsionen, die zuweilen eintraten, boten einen bejammernswerthen Anblick.

Schon waren acht Tage hingegangen. Der Doctor tröstete und gab Hoffnung. Aber die alte Lene schüttelte den Kopf. Sie behauptete, daß alle Arzneien, die dem Kinde eingeflößt würden, das Uebel nur ärger machten. Schon glaubte sie, wie sie sagte, aus Erfahrung die Mittel herauszuerkennen, die Aerzte nur dazu anwendeten, um das Sterbenmüssen zu erleichtern.

Gabriele schlief keine Nacht mehr. Nur am Tage machte sich zuweilen das Recht der Natur geltend. Ihr Gatte suchte sie zu trösten. Er konnte es selbst nur mit Thränen im Auge, wenn er vom Leidenslager des Kindes kam. Der Arzt hatte die Temperatur der Zimmer kühl gefunden. Es sollte geheizt werden. An einem zierlich geformten Kamin saßen da die Eltern, stützten das Haupt auf und lauschten nach ihrem Schlafzimmer hin, neben welchem das Schlafzimmer des Kindes lag, wo sich Gabriele jetzt auf einem Sopha selbst ihr Lager hatte bereiten lassen. Wenck suchte sich durch Lesen zu zerstreuen; aber die Zeitungen entfielen seiner Hand. Gabriele sah nur immer den Sarg vor Augen, der ihnen bald ihr liebes Kind entführen würde.

Der vierzehnte Tag sollte eine Entscheidung, ob zum

Guten oder noch Schlimmeren, bringen. Wenck wußte, daß die Krankheit durch den Uebergang zur Wassersucht den Tod herbeiführen mußte. Das Horchen und Klopfen des Doctors an die Herzgrube des Kindes war ihm ein deutliches Zeichen der Gefahr. Der Arzt hatte die Mitconsultation einer berühmten Autorität vorgeschlagen. Die Berathung war dahin ausgefallen, daß sich die Behandlung des Uebels bei Doctor Wieprecht in den besten Händen befand. Dieser, von Gabrielen bei jedem seiner oft täglich dreimaligen Besuche um seine Meinung bestürmt, gab Hoffnung. Nach dem vierzehnten Tage, bei seinem Weggange, antwortete er nicht mehr.

Es war Abend. Der Justizrath war in eine Actionärsitzung gegangen, die er ohne den größten Nachtheil für seinen Beruf nicht versäumen durfte. Die Wärterin hatte in der Küche zu thun. Gabriele schwankte, als der Arzt gegangen war, an das Bett ihres Kindes. Es lag da, wie schon dem Tode angehörend.

„Jesus!“ rief sie aus und sank halb leblos erst auf einen Sessel, dann auf ihre Kniee nieder. Mit den Händen nach den fieberheißen Händchen ihres Kindes langend, betete sie laut. Sie rief: „Vater im Himmel! laß mir mein Kind!“ Dann schrie sie förmlich auf: „Was soll ich thun, um Deiner Gnade werth zu sein?“

Plötzlich mußte es ihr sein, als sähe sie den Himmel

offen. Sie erhob sich. Ihr Auge leuchtete. Wild sah sie sich einigemale um. Sie war allein. Alles war still. Nur das Röcheln des armen Kindes berührte ihr Ohr. Mit einigen mächtig ausschreitenden Bewegungen war sie plötzlich im Wohnzimmer, sah wie mit geisterhaftem wirren Lächeln auf den Kamin, überzeugte sich, daß die Flamme hell loderte, stürzte in ihr matterleuchtetes kleines Cabinet, tastete an den Schreibtisch, öffnete, riß das geheime Schubfach auf, langte mit kräftiger Hand nach den Briefen, die das rothe Band wieder sorgfältig zusammenhielt, nahm sie heraus, schwankte damit in's Vorzimmer zurück an den Kamin und wollte das ganze Paket in's Feuer werfen.

Schon war die Hand zur entschlossenen That ausgestreckt — da fühlte sie sich gehemmt — durch das Schlagen einer Wanduhr, die über dem Kanapé in demselben Zimmer hing. War es die Gewöhnung des Ohrs, das ängstliche Aufhorchen auf die Stunden, wo dem Kinde die Arzneien gegeben werden mußten, war es der Klang der neun Schläge selbst, die erfolgten, ein Klang, der ihr schon oft, wenn sie Abends im Zimmer einsam träumend verweilt hatte, wie ein Ton aus jenseitigen Welten erschienen war — sie mußte unwillkürlich in ihrem Vorhaben innehalten. Aber sie betete. Die Erinnerungen der Kindheit regten sich, Verse aus den Büchern des alten Bundes klangen an ihr Ohr: „Opfere die Gabe, die

Dir die liebste ist —!" und aus den Psalmen: „Das Opfer, das Gott wohlgefällt, ist ein geängstigter Geist!" und aus dem neuen Bunde: „Zum Opfer hat sich der Herr selbst dargegeben!" Hugo's Bild stand vor ihren Augen. Anfangs noch wie er leibte und lebte, allmälig schattenhafter, dann von lichten Wolken gehoben, Wolken, die auch Klänge sein konnten. Alles das jagte sich in ihr fieberhaft, noch ehe der letzte silberhelle Schlag der Uhr, der neunte, verklungen war.

Als sie sich wieder über die Flamme beugte, da war ihr's, als regte sich ihr Kind. Blitzschnell flog sie an sein Lager. Es geschah mit einer mechanischen Bewegung, einer willenlosen. Das Paket entfiel dabei ihrer Hand. Sie ließ es am Kamin liegen.

Als sie sich überzeugt hatte, daß der Ruf ihres Kindes auf einem Irrthum beruhte, die Kleine ebenso regungslos dalag, wie vorhin, schwankte sie zum Kamin zurück, hob die Briefe auf und — trug sie, wie um den Augenblick des Entschlusses und der Ausführung betrogen, an ihren geheimen Aufbewahrungsort zurück.

Sie mochte fühlen, daß ihr zu jeder Erhebung, zu jedem, selbst dem leisesten Aufflug zu einer That die Kraft fehlte. Sie sank, als sie wieder zum Lager des Kindes zurückgewankt war, alsbald in einen heftigen Frost und wurde für die alte Lene und den bald darauf zurück-

kehrenden Gatten, auch für den mit ihm zugleich noch einmal vorsprechenden Arzt ein Gegenstand ebenso großer Besorgniß wie ihr Kind.

Einige Tage lag Gabriele in der That besinnungslos. Als ihr wieder allmälig lichtere Augenblicke zu Theil wurden, hörte sie, daß sich im Befinden ihres Kindes günstigere Symptome eingestellt hatten. Gabrielen's Mutter kam. Mit den liebevollsten Vorwürfen, daß man sie nicht früher gerufen hätte, stürzte sie in's Zimmer. Ihr Erscheinen weckte neue Hoffnungen. Der Himmel erfüllte sie, für Gabrielen sowohl, wie für ihr Kind. Elsbeth genas. Als sich Gabriele zum ersten Male vom Lager, einem den Tod drohenden Nervenfieber entronnen, erhob und in die sorglich erwärmte Vorderstube geführt wurde, sah sie schon ihr Kleines — an dem schönen Messinggitter des Kamins auf und ab klimmen und sich daran zum Gehen halten. Die Nähe des eisernen Rostes war gefahrlos. Der inzwischen hereingebrochene Spätherbst hatte ihn außer Dienst gesetzt; denn hinter und in dem Kamin heizte jetzt ein wirklicher geschlossener großer Ofen. Der vor ihm gelegene Rost sollte nur den ersten Herbstabenden die Kühle nehmen.

Die Gottheit, das war Gabrielen's Glaube, hatte ihr Gebet erhört. Die Erfüllung ihres Gelübdes — war sie nun dem Himmel schuldig... Oder sollte sie — ein Schauer überrieselte sie bei dem Gedanken — ihr Wort dem Herrn

über Leben und Tod nicht halten? Dann wird die Strafe des Himmels folgen! riefen ihr rings die Wände, auf die sie starrte, als müßten aus ihnen Versucherlarven hervorlugen. Wenn aber Dein Kind nun doch gestorben wäre? höhnte es wieder dämonisch in Gabrielen's Innerm. Da erhob sie sich, blickte gen Himmel, suchte sich der Geister, die ihr eine Weltordnung des Zufalls und der Willkür zuraunen wollten, fast physisch, wie wenn sie diese mit Harpyenarmen umklammern wollten, zu erwehren. Und doch mußte sie dabei starr in's Leere blicken und dem Gedanken wehren, der wieder in ihre Seele zog: Gott sollte Dich strafen, wenn Du Dein Gelübde nicht hältst? Ist Gott einer Leidenschaft fähig? Einer Vergeltung für die ihm zugefügte Missethat der Menschen? Zuletzt fühlte sie (ihr Inneres machte in diesen Tagen Revolutionen durch, ihre Begriffe von Gott und seinen Offenbarungen läuterten und vertieften sich), daß sie das Halten ihres Gelübdes nicht Gott, sondern sich selbst schuldig war.

Es war ein scharfer Decembertag. Die Amtsräthin kehrte an ihm beruhigt wieder in die Heimath zurück. Gabriele mit dem Gatten und dem Kinde hatten sie im Wagen bis an die Eisenbahn begleitet. Als sie in ihr Häuschen zurückgekehrt waren (der Justizrath hatte auf's Amt gehen müssen), als die alte Lene für ein warm=

behagliches Zimmer gesorgt hatte, Gabriele mit ihrem Kinde eine Weile allein war, da nahm sie die holde Kleine auf ihren Arm, holte aus dem Schreibtisch das rothumwundene Päckchen, schob mit einer leisen Bewegung des Fußes die eiserne Thür des glühenden Ofens zurück und warf es in die Flammen.

---

# Das Kastanienwäldchen in Berlin.

Wenn einst im alten Rom und im schönen Griechenland —

Doch nein, Vergebung, liebenswürdige Leserin, wir befinden uns im modernen Berlin und sogar in der Nähe von Dingen und Menschen, die dich über das Kastanienwäldchen leichter orientiren dürften, als eine Vergleichung unseres Gegenstandes mit dem alten Rom und dem schönen Griechenland.

Dort an Rauch's großartigem Reiterstandbild des „alten Fritz" steht die Menge und gafft ein Spiegelfenster an der Ecke eines mit Fahnen geschmückten Palais an. Man streitet, wohnt dort „der König" oder „die Königin"? Man sucht sich über die innere Einrichtung landesväterlicher oder landesmütterlicher Wohnungen nach dem Schimmer einzelner Vasen oder Statuetten oder glänzender Gummibäume zu unterrichten. Hier — drängt sich eine buntgemischte, sogar die bekannten „Bassermann'schen Gestalten" nicht ausschließende Gesellschaft durch eine schmale, eiserne

Schranke hindurch – es sind jene Märtyrer der „Queue“, die zur heutigen Vorstellung der „Afrikanerin“ Billets zu erobern suchen. Dort drüben — von wo die weißen Statuen einiger Generale herüberschimmern — die Frauen würden kaum besonders aufmerksam bei einer Auseinandersetzung der Verdienste Bülow's und Scharnhorst's verweilen — wird die tägliche Wachtparade abgehalten, wozu die Musik irgend eines ruhmgekrönten Garderegiments einige neue Quadrillen von Bilse oder Piefke zum Besten giebt oder ein Weber'sches Opernfinale, wo die Flötensoli in dem tobenden Wagenlärm zuweilen wie die letzten Seufzer jener „sterbenden Krieger“ herauskommen, deren Köpfe nebenan im Zeughause die Meisterhand eines Schlüter so bewunderungswürdig modellirte und nur leider, meiner Meinung nach, an einen unrechten Platz verpflanzte. Zur Seite liegt die Universität, ehemals das Riesenpalais eines Bruders vom alten Fritz, desselben, der in seinen Schlachten und strategischen Bewegungen „nie einen Fehler gemacht haben“ soll. Und jetzt gestattest du mir wohl, aber nur in aller Kürze, an Rom und Griechenland zu erinnern — an die Gewohnheit der Alten, die Wissenschaften nicht in dumpfen, nach Gas oder Petroleum riechenden Lehrstuben, sondern auf freien Promenaden, unter schattigen Oelbäumen, am Ufer sanft dahinplätschernder, mit Epheu und Asphodelus, einer langblätterigen Lilie, bekränzten

Bäche zu lehren. Der athenische Ilissus war jener Spree=canal, an welchem Dich unter Anderm auch die Sing=akademie zu Händel und Mendelssohn und zu den wissenschaftlichen Vorträgen „zur Errichtung von Volks=bibliotheken“, einem der besten Gedanken des alten Hohen=staufen=Raumer, einladet. Epheu und den Asphodelus suche dir drüben in dem kleinen „botanischen Garten“ zum Universitäts=Handgebrauch, an der Ecke der Doro=theenstraße; die Oelbäume aber ersetzen Dir die wilden Kastanienbäume, die der ganzen Rückengegend der Uni=versität den Namen des „Kastanienwäldchen“ gegeben haben. Auf der letzten Seite der gelesensten Berliner Zeitungen genießt diese Gegend bei romantisch gestimmten Seelen einer besondern Popularität. Man lese nur: „Diejenige Dame, welche vorgestern auf der Herkules=brücke ihr Taschentuch verloren hatte und es von einem Herrn wieder aufgehoben erhielt, wird von diesem gebeten, zur selben Stunde morgen Freitag im Kastanienwäldchen zu erscheinen. Der Weg am eisernen Gitter des Canals zwischen dem Kupfergraben und der neuen Wache entlang...“

Hiermit wären wir eigentlich auf dem besten Wege zu einer spannenden Novelle. Wird wohl die junge Dame von der Herkulesbrücke mit dem Schnupftuch kommen —? Kommt vielleicht statt ihrer eine alte Tante, die bei ihr Mutterstelle vertritt, sie zu ihrer künftigen Erbin bestimmt

hat und die Vossische Zeitung heute früher las, als ihre Nichte, die wohl sonst die heute so pikante Beilage unterdrückt haben würde —? Vielleicht will sich die Tante erst den Finder des Taschentuchs ansehen, ehe sie ihrem Pflegling gestattet, dieser kecken Aufforderung Gehör zu geben. Warum auch gerade das Kastanienwäldchen —? Warum nicht lieber das stille, verschwiegene, egyptische „Monbijou“ —? Vielleicht ist es ein Student, der das Nützliche mit dem Angenehmen, die Wissenschaft mit der Romantik, jenes Stelldichein mit seinem Collegienbesuch vereinigen möchte und — „Studenten“, spricht die Tante, „sind, was Heiraten anbelangt —“

Doch leider müssen wir uns das weitere Ausspinnen dieser Fäden für eine andere Gelegenheit versparen und die liebenswürdige Leserin bitten, bis dahin diesem auf anderen Wegen gehenden Artikel nur zu überblättern, wenn sie keinen Sinn dafür haben sollte, zuvörderst zu erfahren, wie es ehedem, vor etwa vierzig Jahren, in diesem „Kastanienwäldchen“ aussah, welche Gestalten damals, als ihre chère maman geboren wurde, dort zu wandeln pflegten. Seitdem ich jedoch gehört habe, daß sich in Berlin um den Sessel, von welchem herab Robert Prutz die Geschichte der neueren Literatur vorträgt, Hunderte und Aberhunderte vom schönen Geschlecht aufmerksam gruppiren und mit Andacht entgegennehmen, wie

Goethe den Menschen als Menschen liebte, Schiller den Menschen als Theil der Menschheit, Kant die Aufklärung, Fichte das deutsche Volk, Platen an den Actschlüsseln seiner Komödien die sogenannten Parabasen, seitdem verzweifle ich nicht an meinem Thema und denke mir, daß die Leserinnen nicht ausschließlich an Sensationsnovellen und dem neuesten Modebericht, sondern auch am „Kastanienwäldchen in Berlin", einem Beitrag zur deutschen Cultur- und Zeitgeschichte, interessirt sein können.

Das „Kastanienwäldchen" hieß ehedem der „Kastanienwald". Das kosende Diminutiv ist erst die Folge einer bedeutenden Lichtung seiner ehrwürdigen alten Stämme. Prinz Heinrich Königliche Hoheit unterstützte die Baulust seines königlichen Bruders. Er legte seinen kolossalen Bau, ehedem „Prinz Heinrich's Palais" genannt, in einer noch mit Wald und Wiese bestandenen Gegend an. Als der höchstselige Prinz gestorben, ein jüngerer Prinz des königlichen Hauses, der ebenfalls Heinrich hieß, Erbe dieses mit kasernenartiger Regelmäßigkeit, doch kühn und nicht ohne Geschmack angelegten Palastes geworden war, überließ der neue Besitzer, ein von allerlei Räthseln umgebener, für Preußens Geschichte mythisch gewordener Herr, der lebenslang in Rom lebte und dort gestorben ist, sein Wohnhaus dem Staate zur Anlegung der neuen Universität. Ihm selbst verblieb nur ein dunkler Winkel im rechten Flügel,

dicht der Akademie der Wissenschaften benachbart, wo einige alte Diener und Pferde, die in Deutschland zurückgeblieben, bis an ihr Ende das Gnadenbrod genossen. Man hatte immer die Sorge, der geheimnißvolle römische Aufenthalt dieses Prinzen würde mit einem Uebertritt zur alleinselig=machenden Kirche endigen. Doch ist Letzteres nicht erfolgt. Die Entfernung von Berlin hatte nur Gründe, die in einem persönlichen Zerwürfniß mit dem damaligen Chef des Königlichen Hauses gesucht wurden, sogar eine schauer=liche Degengeschichte wurde erzählt und in dem damaligen düstern Winkel des rechten Flügels seines Hauses konnte man in der That Alles glauben, was wie nach Schiller's „Geisterseher" klang. Wenn das ganze Palais und der dazu gehörige Park, eben unser „Kastanienwäldchen", von einer hohen Mauer umgeben war, so war die mehrge=nannte Stelle fast so unheimlich wie der Eingang zu einer Freimaurerloge.

Oder liegt für mich das Unheimliche dieser Erinne=rungen nur in den Schwierigkeiten, unter denen, unmittel=bar nach dem Uebergang dieser Räume vom Hufe gewöhn=licher Wagen= und Reitpferde an den flügelbeschwingten Huf des Pegasus, gerade dasjenige Thor, das hier in die Mauer einließ, von dem zurückgebliebenen Dienstpersonal des grollenden Prinzen bewacht wurde —? Der Erzähler, geboren im dicht nebenan liegenden Akademiegebäude,

kletterte nämlich lieber von der Seite des „Bauhofes“ aus über die Mauer, als daß er die immer im bedenklichen Tänzeln begriffenen Peitschen der Prinz Heinrich’schen Leibkutscher und Vorreiter durch Beschreiten des ihnen gehörenden Terrains herausgefordert hätte. Außerdem gab es noch eine andere drohende Gewalt im Bereich des alten „Kastanienwaldes“. Ein mächtiger Rohrstock, den die eiserne Faust des Universitätspedells, eines alten Kriegers noch aus den Zeiten der „geworbenen Regimenter“, schwang. Dermaßen gefahrvoll sah es damals aus auf einem Boden, den jetzt mit dem verdeckten Marktkorb die leichtgeschürzte Grisette durchhüpft, die Bassermann’sche Gestalt zum Ausruhen auf einer der daselbst zur behaglichen Siesta einladenden Bänke zu nehmen würdigt, der „Schutzmann“ eher auf den zwitschernden Vogel in den Bäumen, als auf die Signalpfeife eines Collegen hört, die Bonnen den Kindersegen des Dorotheenstadtviertels laufen lehren und die Studenten, künftige Vaterfreuden ahnend, an der zuweilen schon stark schwammigen Baumrinde der alten Bäume sogar die Asche ihrer Cigarren abstreifen oder — Rendezvous geben. Man bestreite noch den Fortschritt der Zeit.

Der gegenwärtige botanische Duodezgarten war ein gleichfalls durch die hohe Mauer eingefriedigter, von frischgeschälten und gehauenen Bäumen hellschimmernder

Zimmerhof. Hier wurden für alle Bauten der nächsten Nachbarschaft die ersten Zimmermannsarbeiten geliefert. Ein köstlicher Harzduft lag auf dieser unruhigen und geräuschvollen Nachbarschaft der Musen, die Niemanden mehr stören mußte, als den unmittelbar gegenüber in der Dorotheenstraße wohnenden Leibarzt des Königs, den vielaufgelegten Verfasser der „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", Hufeland, der unter einem mächtigen Quäkerhut, den er zu tragen pflegte, jedesmal verdrießlich sein Haupt nach diesen Schützlingen einer Toleranz am unrechten Platze richtete. Die Genossen des heiligsten aller Handwerke, des Zimmermannshandwerks, mußten mit der Zeit weichen. Aber die hohe Mauer, die sich bis zu dem jetzt mit einem Quai versehenen, eng eingedämmten, damals aber völlig frei und naturwüchsig bequem dahinfließenden Spreearm erstreckte, blieb ringsum stehen und von einem „Durchgang" aus der Dorotheenstraße zum Zeughause war noch lange keine Rede. Der Park gehörte allerdings schon damals der Universität, aber außer dieser nur dem Wagemuth der umwohnenden Jugend. Die Spatzen zwitscherten hier nicht im Frühling solche Concerte, wie die letztere, wenn sie die Mauer, mit Hülfe einiger näherstehenden Bäume und eines gegenseitigen turnerischen Hinaufhebens auf den Schultern überklettert hatte und im „Kastanienwald" „Räuber, Wanderer und Stadtsoldaten" spielte.

Achtung vor dem glorreichen Kriegsheer war schon früh in diese Jugend gedrungen. Bei jenem Spiel kam es nur auf die Verhöhnung (die „Räuber“ mußten natürlich immer siegen) solcher Soldaten an, wie sie „am Spittelmarkt“ des Abends „aufzogen“, sogenannte Bürgerschützen, die auf dem „Schützenplatz“ nach dem Vogel schossen. Man nannte sie wohl auch in militärischen Kreisen die „Rauhbeinigen“. Und im Herbst, wenn ein wahres Laubmeer zu Füßen der kahlgewordenen Bäume rauschte, wurden aus diesem Material Schinkel'sche Paläste gebaut und Palästen von Eskimos nur darin ähnlich, daß ihr Material ein urwüchsiges war. Aber sie dienten darum doch einige Tage lang zur gemüthlichen Unterhaltung, zu Einladungen auf „Vater=, Mutter= und Kind“ spielen, zu Schulehalten und Kaffeevisiten aus leeren ausgehöhlten Kastanien, bis dann freilich, besonders wenn sich dabei häusliche Scenen, etwa Abstrafungen ungerathener Söhne oder Schüler, Polterabendscherze bei bevorstehenden Vermählungen mit Rieke Müller oder Jette Schulze ergeben hatten, die Zerstörungssucht des wüthend dahergerannt kommenden Kastellans dem in diesen Laubhütten getriebenen Mormonenthum ein Ende bereitete. Wie die Katzen so behend schossen wir über die Mauer und unsere Pfahl- und Laubbauten sanken in Trümmer.

In einem kleinen Buch: „Aus der Knabenzeit“, hab'

ich schon einige berühmte Männer geschildert, die damals hier im Kastanienwald dem Kinde auffielen oder ihm mit Ehrfurcht genannt wurden, wenn sie zur Universität und in die Vorlesungen gingen. Ich will jetzt von den Tagen sprechen, wo ich den Stock des Kastellans nicht mehr zu fürchten brauchte, sondern den Kastanienwald als berechtigter Student besuchen durfte, ein Terrain, dem ohnehin der Fortschritt der Zeit zwar noch nicht ganz damals die Mauer genommen, aber doch schon einige weitere Ein- und Ausgänge bewilligt hatte. Also nichts von jener Zeit, wo das Zufrieren des mehrgenannten Spreearms möglich machte, daß wir uns unter der neuen Wache, unter Scharnhorst's und Bülow's Unsterblichkeit hinweg, hinweg auch unter allen Karossen, die gerade zu Hofe fuhren, oder gar hinweg unter einem Regiment Soldaten, das gerade mit klingendem Spiel über uns hermarschirte, wie durch einen unterirdischen finstern Eistunnel hindurch wagten mit dem noch unsicher behandelten „Schrittschuh" und „bei Fürstin Liegnitz" (die Gemahlin des Königs wohnte an der Stelle, wo der Canal ausmündet) wieder aus kimmerischer Nacht an's Tageslicht kamen, sondern von jener Zeit, wo dem Rector der Universität, dem Professor des römischen Rechts, Klenze, und dem Dekan der Philosophen, dem Naturhistoriker Lichtenstein, feierlich „an Eidesstatt" gelobt werden mußte, „in keine Verbindung zu treten",

und gerade doch der Lebenslauf eines richtigen Studenten damit anfing, daß er schon an demselben Abend in eine Verbindung trat. Wen traf bei solchem Meineid die größere Schuld, den achtzehnjährigen Jüngling, den heißblutigen, von Schwärmerei erfüllten Kopf, der kein Spandau und kein Köpenik fürchtete? Oder jene Männer, welche, die „Gewissen verwirrend", „Eide" oder „Ehrenworte" abnahmen, von denen sie doch wußten, daß die ganze Richtung der Zeit, die einmal eingerissene Gewohnheit der akademischen Jugend, das Halten eines solchen Versprechens in der Regel unmöglich machte?

Gewissensmensch oder Selbstquäler oder Mückenseiger (und doch wieder Elephantenverschlucker!) wie ich von je gewesen, hatte ich die beste Absicht, meinen Eid so lange als möglich zu halten. Ich hatte ihn einem System geschworen, das sich damals immer noch mit unerbittlicher Strenge geltend machte. Der Carbonarismus Italiens sollte noch immer nicht erstickt genug sein, so schrieben wenigstens Gentz und Pilat in Wien, Grund genug für die preußische Politik, die damals und noch lange nur das vollzog, was ihr Wien befahl, daß sie die burschenschaftlichen Verbindungen mit aller Strenge verfolgte. Die Namen eines Schmalz, der 1829 noch lebte und Staatsrecht lehrte, eines Universitätsrichters Krause, vor Allen des Ministers von Kamptz, dessen „Codex der

Gensdarmerie" die Studenten auf der Wartburg verbrannt hatten, verbreiteten Furcht und Schrecken.

Und seltsam — gerade dieser letztere war mir sogar eine Einschüchterung gemüthlicher Art geworden. Ein Zufall hatte mich diesem gefürchteten Präsidenten der Untersuchungscommissionen, diesem in unsern Geschichtsbüchern, ich darf mich des Ausdrucks bedienen, gebrandmarkten Staatsmann, dem vortragenden und dirigirenden Rath zweier Ministerien, des der Justiz und des für den Cultus, dem Mitgliede des Staatsraths persönlich bekannt gemacht. Für mein Theil bin ich in der Lage, von ihm ohne alle Entrüstung und ohne allen Groll sprechen zu müssen. Ich verdanke ihm Wohlwollen, die liebenswürdigste Güte und jede Förderung. Oft bin ich mit diesem Mann des Schreckens, den die Geschichte des deutschen öffentlichen Geistes seit 1815 für immer zu den Todten geworfen hat, durch die Straßen Berlins geschlendert, um ihn bis in's Schloß zu begleiten, wenn er in den Staatsrath ging. Diese Ehre wurde einem Secundaner zu Theil, der neben ihm ging mit umgeschlagenem Hemdkragen und ohne eine Spur von Handschuhen. Meine Mütze, wenn sie auch keine Farben tragen durfte, hatte immer eine kleine Schnurrpfeiferei am Deckel oder am Schirm, eine Troddel oder eine deutsche Eichel; aber Haupt's „Ideale und Irrthümer" hatte ich doch noch nicht gelesen, ein Buch, das in mir einen Revolutionssturm

hervorbrachte. Bei alledem ging ich schon damals vollkommen mit gebrochenem Bewußtsein neben Sr. Excellenz und seufzte schwer auf, wie ich sechszehnjähriger Bursch in so viel Versuchung hatte gerathen müssen, den Mann, den mich Alles, was ich schon vom öffentlichen Leben Deutschlands (zunächst waren Homer und Xenophon meine Welt) erfahren hatte, zu hassen aufforderte, lediglich lieben und schätzen zu sollen. Denn wenn Ihr großen Gelehrten Deutschlands an den rechten Arm des Ministers Stein zum Altenstein, an den eigentlichen Contrasignirenden jeder Anstellung, die genehmigt wurde, Eure neusten Werke in Goldschnitt und mit gepreßtem Ledereinband schicktet, alle Eure Commentare zu Cicero und Sophokles, Eure Abhandlungen über die Geschichte Milet's und Megara's — so kamen sie mit noch zusammenklebendem Goldschnitt mir zu Handen, durften mir auch nicht selten ganz verbleiben und machten mich schon als Gymnasiasten zum Besitzer einer Bibliothek, um die mich ein Privatdocent hätte beneiden können. Dieser grimme Kamptz, dessen Marotte die Furcht vor einer in Permanenz gesetzten Verschwörung der Studenten gegen das Leben aller Fürsten, Minister und besonders der vortragenden Räthe erster Classe war, dessen Phantasie, wie Macbeth, den Dolch, mit welchem Sand Kotzebue ermordet hatte, immer noch in der Luft gezückt vor sich schweben sah, Kamptz, der den Code Napoléon

haßte, die rheinischen Geschwornengerichte verfolgte und immer bereit war, Broschüren erscheinen zu lassen, die, gedruckt in der „Decker'schen Gehe men Oberhofbuchdruckerei", mit halbamtlichem Schein die Ereignisse der Zeit bekämpften, selbst die Vermählung einer Prinzessin seines speciellen Vaterlandes, Mecklenburgs, mit einem Sproß der neuen Usurpatorendynastie in Frankreich, der Orleans, dieser in hundert Studentenliedern verwünschte Freiherr Karl Albert Christoph Heinrich von Kamptz konnte da, wo er wollte, ein gemüthvoll herablassender Mann sein und dem, dem er wohlwollte, die freundlichsten Dinge sagen oder richtiger — stottern. Denn der Gegner des constitutionellen Systems und der parlamentarischen und advocatorischen Rednerbühne — stotterte. Kamptz war nicht groß, er war breitschultrig und behäbig. Er steht in einem blauen oder grünen Frack (darüber schwanken meine Erinnerungen) mit goldnen Knöpfen, jedenfalls mit einem weiten Ueberzieher, der den Stern auf dem Frack verdeckte, noch leibhaft vor mir. Es fehlten ihm nur die gelben Stulpen der Stiefel, um ihn zu einem göttinger Professor der alten Schule zu machen. Sein gerötheter Kopf saß tief in einer weißen Halsbinde und hatte angenehme Züge, einen kleinen zierlichen Mund, sogar einen Mund wie eine alte Dame der Aristokratie. Wenn ich mit ihm vom „alten Ziethen" auf dem Wilhelmsplatz, wo ich wohnte, bis zu den „Wer-

der'schen Mühlen" gegangen war, wo man sein eignes Wort vor Lärm nicht mehr verstehen konnte und sich jede Discussion von selbst abschnitt, so brauchten wir dazu fast eine Stunde. Denn Se. Excellenz schritten höchst gemächlich, standen oft still, sahen sich um, wer in der Mohrenstraße, am Schauspielhause, in der Jägerstraße ihnen begegnete und trugen ihre Ansichten mit einer an Widerspruch nicht gewöhnten Behaglichkeit vor, ohnedies durch seine Neigung zum „Anstoßen" sehr im Reden behindert. Natürlich waren es nicht die Schriften von Jahn und Arndt, von Görres und Steffens, die uns beschäftigten, sondern Cicero und Sallust, Racine und Corneille und die Fragen, wie man die Autoren lesen und erklären sollte, ob cursorisch oder statarisch, und welches die besten Wörterbücher wären. In dem Bibliothekzimmer meines in der Wilhelmsstraße — jetzt vis-à-vis von Bismark — wohnenden Gönners, einem Zimmer, das vollkommen das Aussehen der Bibliothek eines Gelehrten hatte, hing an einer Fensterblende ein sonderbares Siegeszeichen, eine Untersuchungscommissionstrophäe aus der „Hausvoigtei" oder aus „Köpenik" (wohin die „Burschenschafter" in's Gefängniß kamen) in Gestalt eines „Quodlibets". In einem Rahmen waren auf Papier bunt durcheinander Bilder von Ludwig Sand, Arndt, Jahn, Titel verbotener Schriften, Stellen von „revolutionären" Liedern u. s. w. zusammengeklebt. Man

hatte da die ganze Trauerperiode Deutschlands von den Karlsbader Beschlüssen an bis zur Mainzer Untersuchungscommission in kleinen Fragmenten beisammen. Hätte der alte Herr (das Jahr der Unglaublichkeit 1848 hat er noch miterlebt) unsre Tage gesehen, zu jenem Quodlibet würde sich ohne Zweifel auch noch die preußische Verfassungsurkunde gesellt haben.

Meinen Secundaner- und Primanerspaziergängen mit einem Manne, den ich zugleich hassen und lieben mußte, verdanke ich vielleicht eine frühe Anlernung zum Betrachten aller Dinge von zwei Seiten und zur Würdigung der Menschen aus dem Gesetz ihrer eigenen Entwicklung. Oder hätte ich denn wirklich, wenn Se. Excellenz mir am „alten Ziethen" winkten und riefen: „Begleiten Sie mich in den Staatsrath —!" (ich war ein Schulkamerad und Freund seines Sohnes) ihm entgegnen sollen: „Mann des Verderbens, Du verfolgst Dein Jahrhundert! Tausende von Thränen hast Du schon Vätern und Müttern um ihre Söhne entlockt, die Du auf die Festungen schicktest, wo sie schmachten müssen, diese jugendlichen Seelen, die nichts begehrt, nichts verbrochen haben, als daß sie Lieder von Hermann und Thusnelden sangen und zuweilen an das Versprechen des Königs erinnerten, seinem Lande eine Verfassung zu geben —!" In der That ging ich voll Beklommenheit neben ihm her und wagte

manche Entgegnung über — den Unterschied einer Uebersetzung der alten Classiker, die bei Metzler in Stuttgart und einer andern, die in dem Städtchen Prenzlau erschien, über die Vorzüge Passow's vor Riemer, über den alten Scheller und den neuen Lünemann. Und ein Jahr vorher, als ich erst sechszehn Jahre alt war, wenn auch schon herangewachsen, hatte ich der Excellenz sogar einen wahren Zauberabend zu verdanken. Ein Sohn des Königs vermählte sich. Im Opernhause gab es Freiredoute. Die Karten waren nur durch besondere Gunst zu erlangen. Was geschah mir da? Der Großinquisitor Torquemada, der Herzog Alba der Studenten- und Professorenwelt schickte mir eine solche Karte mit der hinzugefügten Weisung: „Richten Sie aber Ihre Toilette hof- und redoutenmäßig ein —!" Das war ein großes Wort, gelassen ausgesprochen — einem Secundaner gesprochen, der zwar noch einen schönen „wie neuen" Confirmandenfrack hatte, aber Cylinder und Handschuhe principiell verabscheute. Und nun gar Domino, Schuhe und Strümpfe —! Auf welches Budget der Welt — die letzte Rechnung bei Wilhelm Logier, Buchhändler in der Friedrichsstraße, war noch nicht bezahlt — sollte ich diese Ausgaben, den Wagen, die Maske setzen? Aber Torquemada oder Herzog Alba, wie Ihr wollt, hatte auch schon dafür gesorgt. Es würde meinerseits schnödester Undank sein, wenn ich hier die reine Wahrheit verschweigen wollte. Gott

soll nicht für sich allein die Thaten der Menschen gebucht haben. Wir sollen ihm behülflich sein in seiner großen Rechnungsführung. Und so sei es denn künftigen Geschichtschreibern, etwa Gervinus für eine neue Auflage seiner Geschichte unseres Jahrhunderts zu beachten empfohlen: Kamptz schickte einem Gymnasiasten ein Redoutenbillet, eingewickelt in einen Fünfzigthalerschein! Und steinigt mich, ihr Catonen von sechszehn Jahren, ihr Brutusse ohne Bart, ich habe diese Banknote nicht zerrissen, habe sie nicht dem Absender vor die Füße geworfen, sondern ich kaufte mir wirklich dafür Schuhe, Strümpfe, Cravatte, Hut, Handschuhe, miethete einen Wagen und half die Hochzeit eines Prinzen mit einer Prinzessin aus dem Hause Weimar mitfeiern und verherrlichen nach Kräften. Ich genoß den ersten Zauberabend meines Lebens — trotz des „Quodlibets" in der Fensterblende — vertilgte am Büffet, wo die Diener des Königs meinen Winken gehorchen mußten, eine Menge mir bisher unbekannt gewesener Backwerke und Getränke und sog eine solche Fülle von Licht, Glanz, Schönheit, von reizendsten Toiletten, prachtvollsten Uniformen ein, daß diese Bilder Wochen lang nicht mehr vom Auge zu verbannen waren.

Als ich mich bei Lichtenstein, meinem Decan, gemeldet hatte (er wohnte in der Universität selbst, nicht weit von seinen ausgestopften Löwen und Ti-

gern) überraschte mich der berühmte Zoolog durch die Aeußerung:

„Sie sind der Immatriculandus, von welchem mir Se. Excellenz Herr von Kamptz gesprochen hat?"

Unvorbereitet auf diesen Empfang antwortete ich verblüfft:

„Herr von Kamptz bat (sic!) mich, es ihm zu sagen, wenn ich mich immatriculiren ließe. Er wollte mir eine Empfehlung geben."

Der Decan horchte hoch auf, hustete seltsam und wiederholte mehrmals mit scharfem Ton, als wenn er mich nicht verstanden hätte:

„Wie? Was sagten Sie —?"

„Herr von Kamptz bat (wiederum sic!) mich", hob ich mit Entschiedenheit, wenn auch noch mit derselben Verdutztheit hervor, „ich sollte es ihm sagen, wenn — Ja, er hat mit Ihnen sprechen wollen —"

„Wenn ein solcher Herr bittet, so thut man's denn doch", antwortete nach einer Pause mit schneidender Schärfe der Vertraute der Scorpionen und Krokodille, von welchem jede Woche einmal in der Spener'schen Zeitung eine Mittheilung über sibirische Mammuthsknochen, isländische Elennthiere oder eine im Plötzensee aufgefundene seltene Fischgattung zu lesen war. Damals wußte ich noch nicht, daß Lichtenstein die wilden Thiere auch durch die Musik

wie Orpheus hätte bändigen können. Er selbst war ein Musiker und spezieller Freund Karl Maria's von Weber.

„Ich Esel, ich Rindvieh —!" rief ich aus, als ich gegangen war und schlug mir die Stirn roth mit beiden Händen. Erst bei genauerer Ueberlegung der maliciösen Replik des Professors hatte ich die begangene Sottise begriffen. Ich hatte von „Bitten" bei einem Manne gesprochen, dessen sociale Stellung nur ein „Befehlen", höchstens ein „Ersuchen" oder „Wünschen" mit sich bringen konnte. „Bat mich —!" Hochmuth aus dem Opernhause —! Auf den Treppen der Berliner Universität lernte ich zum erstenmal „Treppenwitz" kennen. Das „Kastanienwäldchen", das sich eben belaubte (es war im April), hörte die Fortsetzung der zoologischen Studien, die ich mit mir selbst anstellte. Selbst die Merkmale eines Rhinoceros glaubt' ich an mir entdeckt zu haben.

Die Protection meines hohen Gönners hörte noch längere Zeit nicht auf und begründete sich auf ein Verhalten von meiner Seite, das eine gewisse Berechtigung zum Befördertwerden hatte. Nicht nur, daß ich mich mit Eifer auf die Philologie warf, den nächsten Herbst und Winter regelmäßig um 5 oder 6 Uhr Morgens aufstand und an Lösung einer von der Facultät gegebenen Preisaufgabe arbeitete, ich trieb auch mit Eifer Theologie und gab zu=

gleich in den disparatesten Stadtvierteln Stunden an hoffnungsvolle, einer Nachhilfe bedürftige Scholaren. Was die Lösung der Preisaufgabe anbelangte, so hätte, wäre es nach meinem hohen, durch meinen Siegeserfolg freudig überraschten Gönner gegangen, Ferdinand Dümmler, par excellence damals der Verleger der Gelehrsamkeit, meine lateinischen Autor-Erstlinge: De Diis fatalibus, die im Jahr 1830 wirklich gekrönte Abhandlung über die Schicksalsgottheiten des Alterthums, gedruckt in die Welt gesendet. Nur schien damals die Julirevolution alles aus Rand und Band gebracht zu haben, auch den Muth der Verleger. Mein Verhältniß zu Kamptz, der nun auch bald ausschließlich zur Justiz überging, lockerte sich allmälig.

Und zu tief war ich nun auch in Haupt's „Ideale und Irrthümer", in Jahn, Arndt und Görres hineingerathen —! Ein alter Schulkamerad hatte sein erstes Semester in Halle zugebracht und kam der burschenschaftlichen Ideen so voll in den Kreis zurück, den einige zwanzig meiner Genossen zu einem regelmäßigen „Kneipen" gebildet hatten (mit steter Sorge, die Denunciation wachzurufen und die Schergen des Universitätsrichters uns auf den Hals zu laden), daß ich bekenne, aus Schmerz über unser deutsches Vaterland, über das Versenken der Kaiserkrone im grünen Rhein, über den unerledigten dreizehnten

Artikel der Bundesacte, zuweilen durch die Wälder (hinter Treptow oder Charlottenburg) mit dem Freunde gerannt zu sein und über alles Doppeltuch, über Blau mit rothem Kragen, Wehe über Wehe gerufen zu haben. Im Grase bei den Wällen Spandau's konnten wir lagern und ausforschen, von welcher Seite wohl Zwing=Berlin hätte überrumpelt und die preußische Monarchie von Spandau aus in Schach gehalten werden können. Ich glaubte die Stelle entdeckt zu haben, wo fünfzig entschlossene Studenten hätten die Mauer ersteigen und das schwarzroth=goldene Banner aufpflanzen können. Vorläufig fehlten nur noch die fünfzig Mann. Mein Hallenser versicherte aber, daß sich „an der Saale kühlem Strande" das zur Verwirklichung unserer strategischen Träume nothwendige Material überzählig finden würde.

Ehe jedoch durch Politik, Lectüre und ein reiferes Nachdenken gleichsam ein Bruch in mein Gemüth kam, hatte ich den eifrigsten Willen, die Welt und die Wissenschaft so zu nehmen, wie sie als Hülfsmittel zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit und zur Erlangung einer Anstellung im Palais vor'm Kastanienwäldchen geboten wurde. Schleiermacher war mir eine von frühester Kindheit an vertraute Erscheinung. Ich hörte seine Predigten schon als Knabe und bewunderte den kleinen, etwas verwachsenen Mann mit dem weißen langen Haar und dem strengen

Blick, dem blassen Antlitz, den kalt und scharf fixirenden Augen, wenn er von der Wilhelmsstraße daher kam, wo er in einem fürstlichen Hause wohnte, das seinem Verleger gehörte, Georg Reimer, der ebenfalls wie Schleiermacher im Demagogengeruch stand. Man sagte, von der Wilhelmsstraße an bis in die Dreifaltigkeitskirche meditirte erst Schleiermacher über das, was er in der nächsten halben Stunde predigen sollte. An den Kirchthüren wurden die Gesangbuchlieder, die gesungen werden sollten, auf Zetteln verkauft, wie die Textbücher am Opernhause. Man hatte da die revidirten Gesänge vor sich, die eine zur Modernisirung, jedoch nicht Verflachung des „Porst'schen Gesangbuchs" niedergesetzte Commission zu verantworten hatte. Ich pflegte mir eine abgeschlossene Fensternische zu erobern, eine kleine Loge zweiten Ranges gleichsam, wo ich, selbst bei „überfülltem Hause", allein sein und dem milden Gesäusel des berühmten Mannes, der nach Ansicht meiner Eltern das rechte Christenthum nicht hatte, lauschen und — zuträumeln konnte. Denn vom Verstehen seines Gedankenganges konnte keine Rede sein. Ich muß sogar bekennen, daß ich noch später in jenem Saal, der zum Kastanienwäldchen hinausliegt ebener Erde (im Sommer immer kühl und schattig und des Morgens von 7 Uhr an, wo der rastlose Mann schon las, fast frostig), seinen Vorträgen nur wie einer Musik zuhören

konnte, die uns zuweilen fesselt, zuweilen aber auch nur als Unterlage eines weit, weit wo anders hinaus sich spinnenden eignen Träumens dient. Schleiermacher war berühmt als Redner. Er trat schnell in sein gewöhnlich von 80 — 90 Zuhörern besetztes Auditorium, erklomm seinen Katheder, stützte sein Haupt in die linke Hand und sprach ohne Buch, ohne Heft, frei vor sich hin, ohne zu stocken. Ich habe bei ihm vielerlei gehört, Synoptik, Dogmatik, Evangelienerklärung. Wenn ich nicht auch Philosophie bei ihm hörte, so geschah es um deßwillen, weil Schleiermacher hier im Hintertreffen stand gegen Hegel, der damals die hohe See befuhr und der Mann des Tages war. Aber es ging mir mit Schleiermacher in einem Semester wie im andern. Aus der ersten Vorlesung brachte ich mehrere vollgeschriebene Seiten mit, von der zweiten schon eine Seite weniger, von der dritten kaum noch eine Seite. Nach der fünften oder sechsten Vorlesung hörte ich nachzuschreiben ganz auf und hörte nur noch. Mir ist es geradezu ein Wunder, wie es so treue Seelen hat geben können, wie Vatke, Hävernick, Rütenick und wie sie heißen, die Schleiermacher's Vorlesungen vollständig haben nachschreiben und herausgeben können. Eine volle Strömung Wassers, die aus einem Brunnen fließt, vermag ich aufzufangen, aber eine aufspritzende Fontaine, die sich wieder niederläßt in Millionen Tropfen, wer sollte die

aufzufangen nicht verzweifeln —! Die Methode Schleiermacher's war eine dialektische. Er hielt gleichsam mit sich selbst platonische Dialoge. Die Einwände, die bei Plato Krito, Parmenides, Euagoras u. s. w. machen, machte er sich selbst. Der Begriff, der zu bestimmen war, die Thatsache, die begründet werden sollte, die Schlußfolgerung, deren Berechtigung auf eine Kritik ihrer Prämissen zurückzuführen war, alles das wurde hypothetisch aufgefaßt. Der Vortrag einer vollen Stunde, an sich bewunderungswürdig als die Leistung genialer Virtuosität, schwebte an dem seidenen Faden eines „Wenn". „Wenn die Apostel nach dem Tode Jesu dies oder das gethan hätten — so würde —" folgte dann ein Kaleidoskop von Möglichkeiten, die zuletzt alle in Nichts verschwanden und eben auch im Gemüth und namentlich im so nothwendig mit Thatsachen zu erfüllenden Gedächtniß des jungen Studirenden — vom Beleben der Gesinnungs- und Willenskraft eines jungen Geistlichen zu schweigen — wenig zurückließ. Die Grundlage der Schleiermacher'schen Glaubenslehre hatte allerdings den Schein einer Gemüthsrückwirkung; denn sie stellt den Satz auf, daß sich die Glaubenslehren in uns selbst vollziehen, ihre Wahrheiten in uns selbst erproben müßten. Doch nichtsdestoweniger war es die unbestimmteste Dämmerung, in welcher man verweilte und in welche sich zuletzt der ermüdete Verstand nur zurückzog,

um sich auszuruhen. Die Rührung, das Gefühl, das ich dem berühmten Denker, Redner und Lehrer nicht absprechen will, ergriff ihn zuletzt — über sich selbst — über die Anstrengung des endlich ausruhenden Verstandes. Der Künstler, der sich göttergleich strecken muß, um einen Blitz des Gedankens festzuhalten, ihn zu verkörpern — auch er kann über sein endlich vollendetes Werk in Rührung ausbrechen. Tantae molis erat —! Solcher Anstrengung bedarf die Menschenhand, um mit den Göttern zu wetteifern —! Ich frage: Fördert eine solche Glaubenslehre die Demuth oder den Hochmuth? Setzt sie nicht alles in die Individualität und verlangt eine Beschaffenheit der Bildung, die sich so nur aus der glücklichsten Zufälligkeit ergeben kann? Die Schleiermacher'sche Glaubenslehre liegt anfangs gleichsam außerhalb des Christenthums. Sie führt sich mit der Voraussetzung eines „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls" im Menschen ein und nimmt dann Dogma für Dogma durch, um es mit den einzelnen Erscheinungen jenes Abhängigkeitsgefühls in Einklang zu bringen. Das zu dieser Vereinigung nöthige Material muß eine aus unbekannten Quellen hinzuströmende Wärme, ein sich entbindendes Gemüthsbedürfniß sein, das uns plötzlich mitten in einer scheinbar philosophisch sein sollenden Verstandesbeweisführung, deren Dialectik bis zur Haarspaltung gegangen ist, zwingen soll, inne zu halten und uns allen

möglichen Postulaten, etwa selbst dem: Christus gleich Gott, blindlings gefangen zu geben. Die seltsamste Mystik absoluter Beliebigkeit! Sie hat jene „Halbheit“ hervorgebracht, gegen die sich vor einigen Jahren David Strauß so entschieden erklärte.

Vornehme Kälte wehte von Schleiermacher aus und eine fast zu gewöhnliche Gemüthswärme von August Neander. Die Satelliten, die Beide fanden, charakterisirten die Art dieser Lehrer selbst. Zu Schleiermacher hielten scharfsinnige, ehrgeizige Köpfe, die sich mit dem akademischen sonstigen Leben nicht befaßten, darunter Duckmäuser, wenig rechte Studenten, „Kümmeltürken“ oder „Mistfinken“, wie man sie in Halle genannt haben würde. Zu Neander hielt das ganze Gros jener Theologen, die auf einer langen Wanderung erst durch die Kneipe, dann Candidatenthum und Hauslehrererei endlich in das gelobte Land einer möglichst guten Pfarre anzugelangen gerüstet waren. Eine kindliche Seele, dieser Rabbi Neander, der ursprünglich ein Jude gewesen und zur blühendsten Zeit unserer Romantik und Mystik Christ geworden war. Noch bis an sein Ende hat er die Dinge dieser Welt, die gewöhnlichen, als da sind Essen, Trinken, Sich-Waschen, genommen, ganz dem Spruch der Apostel gemäß, als wären sie nicht. Er lebte nur im Reich des himmlischen Vaters und sah, wenn er „Unter den Linden“

spazieren ging, begleitet auf der einen Seite von einer liebenden Schwester, auf der andern von einem gerade bei ihm Dienst thuenden Kammerherrn, einem jener jungen Theologen, die seine Bücher ordneten, seine Hefte abschrieben, mit aufgerichteten Augen den Himmel offen. Dabei konnte der milde Mann manchmal recht streng sein, konnte aufwallen im Ueberzeugungseifer, ja sogar reizbar und peinlich werden und streng unterscheiden, bis wie weit seine Toleranz gehen durfte. Er hatte einen seltsamen halbsingenden Vortrag in einem überfüllten, von mehren Hunderten von Hörern besuchten Auditorium, wo man in die vollen Kronen des „Kastanienwäldchens" hinaussehen konnte. Ach! oft blickte ich hinüber auf die mit weißen Pyramidenblüthen prangenden oder mit Schnee bedeckten zackigen Zweige — nicht aus Träumerei, sondern — weil es nicht besonders angenehm war, den berühmten Kirchenhistoriker bei seinem Vortrag zu fixiren. Er hatte die üble Gewohnheit, nach jedem längern Satz, den er gesprochen, seinen Mund zu — entwässern und eine Allen sichtbare Stelle des Katheders in einen kleinen See zu verwandeln. Verließ er die Rednerbühne, so mußte die Scheuerfrau kommen. Diese Gewohnheit hinderte nicht, daß sich an einem bestimmten Wochentage einige fünfzig Studenten bei ihm zum Thee einfanden. Zwei mächtige Körbe voll Zwieback wurden in der Regel schon früher

geleert, ehe noch jeder seine erste Tasse Thee bekommen hatte. Es war ein förmliches Sturmgreifen, wenn die Körbe aus dem Nebenzimmer, wo die liebende Schwester waltete, herausgereicht wurden. Hier war es auch, wo ich bei dem würdigen Mann fast mein Glück gemacht hätte, hätte ich nur überhaupt die Neigung gehabt, in den Kreis seiner Bevorzugten einzutreten, etwa wie jener Heinrich oder Karl Julius, der in den Märztagen als erster Begründer eines freimüthigen Zeitungsorgans eine so denkwürdige Rolle spielte, der jedoch vorher ein überaus „frommer Jüngling", ein Convertit wie Neander selbst gewesen und eine Zeitlang Predigten zur Bekehrung der Juden hielt. Neander saß im Schatten seiner Bücherschränke, die Körbe gingen in die Runde, die leeren Theetassen schwebten in den Händen der Studenten, die selten wußten, wohin damit, und noch weniger, woher die neue Füllung kommen sollte. Das Gespräch hatte sich dem Muhamedanismus zugewandt. Der damalige Günstling hieß Pieper, derselbe, der sich zu einer berühmten Specialität im Fach der kirchlichen Archäologie, der alten Grabmäler, christlichen Bilder und Katakomben aufgeschwungen hat. Plötzlich stockte des gütigen Lehrers Vortrag. Er wollte die Frage eines der Theetrinker: ob sich auch im Muhamedanismus ein gleichsam protestantisches Element gebildet hätte? beantworten und suchte den Namen einer

Secte, die sogar mit bewaffneter Hand gegen die Dogmatik des Ober-Mufti aufgetreten wäre. Als Niemand Auskunft zu geben vermochte und der freundliche Wirth vergebens seine Stirn rieb, rief ich: „Die Wechabiten!“ — und siehe da! ich erntete die höchste Anerkennung. Neander schärfte sein schwaches Auge. Er mochte den Jüngling kennen lernen wollen, der zehn Stühle weiter saß und türkische Namen und Thatsachen so aus dem Aermel schütteln konnte. Aber der Eintritt in die innere Gemeinde stand mir vergebens offen. Mir fehlte der Glaube, jener Glaube, den die Rheinwald, die Julius, die Pieper u. s. w. so reich auf Lager liegen hatten, diese so intime persönliche Bekanntschaft mit jenem Heiland, den auch ich liebte, auch ich mein nannte, aber doch noch nicht ganz so zu meinem speciellen Vertrauten und Stubengenossen hatte machen können, wie jene bewunderungswürdigen jungen Glaubenskünstler. Ueberdies waren mit dieser Gunst des edlen christlichen Gamaliel schwere Werke „Innerer Mission“ verbunden. Nicht nur daß er eine Handschrift schrieb, die unmittelbar an die Hieroglyphen streifte und für seinen Verleger, Friedrich Perthes in Gotha, ein höchstschwieriges Mundiren seiner Manuscripte nothwendig machte — das Erscheinen seiner Kirchengeschichte war damals im vollen Gange — auch das Begleiten in's Auditorium, das Tragenmüssen seiner Bücher

und Hefte hatte zwei Seiten — eine, daß man allerdings von allen Seiten als ein sichtbarer Günstling des so gottselig, ja gotttrunken dahinschreitenden Mannes bewundert wurde, eine andere, daß es eine unsägliche Plackerei und Mühsal aller Art war, die sich erst nach einigen Jahren durch eine außerordentliche Professur in Rostock oder Greifswalde lohnte. Doch hab' ich einen dieser Dienste, der darin bestand, daß sich ein gesinnungsvoller Neandrianer in den allgemeinen academischen Krankenverein aufnehmen lassen mußte, geleistet, seitdem ich zum erstenmal in meinem Leben einen Sterbenden gesehen hatte, einen Studenten, den die Pflege seiner Commilitonen nicht eher verließ, bis er in die Grube gesenkt war.

In die Nähe berühmter Männer der Wissenschaft gelangen ist gewiß ehrenvoll und fördernd, es hat aber auch sein Bedenkliches, wenn man z. B. im „Kastanienwäldchen" eine Zwischenpause von zehn Minuten genießen will, die Mappe unter'm Arm für seinen leeren Tintenstecher bei einem Commilitonen eine Anleihe von Galläpfeldecot macht und plötzlich von einem Professor in freundlichster Miene angerufen wird, ob man ihn nicht besuchen und von ihm einen Wunsch entgegen nehmen wollte. Ich hörte bei Friedrich Heinrich von der Hagen „Nordische Mythologie" und „Tristan und Isolde". Für diesen gebräunten, schwarzhaarigen, mehr

einem Romanisten als Germanisten ähnlichen Forscher hatte ich eine besondere Vorliebe. Seine Erscheinung war poetisch. Die Farbe seines Antlitzes glänzte zigeunerhaft, die Haare hingen ihm lang über die Schultern, das braune Auge war von einem lebhaften Feuer. Ich hatte die Nibelungen zuerst aus seiner Uebertragung kennen lernen und wußte, daß er für die Minnesänger eine große Ausgabe vorbereitete und daß sein Schriftstellern mit einer Welt, in welche ich immer weiter hinein gerieth, mit der Romantik eines Clemens Brentano, Tieck, Arnim, auf's engste zusammenhing. Die Ueberraschung, die mir in der engen Bücherei meines Gönners, der sich beim „Belegen" seiner Vorlesung lebhaft mit mir unterhalten hatte, zu Theil wurde, war die Aufforderung, ihm den Titurel Wolfram's von Eschenbach aus einer ihm von Heidelberg mitgetheilten Handschrift abzuschreiben. Ich durfte mich durch diese Zumuthung, für welche ich eine klingende Entgeltung voraussetzte, geehrt fühlen. Wie man arbeiten lernt —! Des Morgens in aller Frühe, Winters in einem noch ungeheizten Zimmer, beschäftigten mich die antiken Schicksalsgottheiten, die bösen Parzen, die mir im Leben noch so Vieles verhängen sollten; hierauf folgten die Collegien, Nachmittags und Abends die Lectionen, die ich selbst gab (quaerenda pecunia primum erat) und nun noch — wie singt der Page in Wagner's Tann-

häuser — (beiläufig bemerkt, die hübscheste Stelle im Tannhäuser —)? „Wolfram von Eschenbach, beginne!“ Zum Glück war die Heidelberger Handschrift nicht vollständig. Dieser Kummer der Philologen wurde mein Trost. Dennoch gab es einen kleinen Folianten, den ich von der Hagen endlich ablieferte. Ei, der lachte wohlgemuth mit seinen verschmitzten Brentano-Augen, wahren Zigeuneraugen aus dem Ponce de Leon, und bedankte sich jedesmal, wenn ich zehn Bogen in Folio ablieferte. Er murmelte auch etwas von zukünftigen Dingen, die ich mir als Zahlung deutete. Ich dachte mir jedesmal, seine Gemalin (die eine Berühmtheit in ihrer Art gewesen sein soll, eine jener Koketten, wie sie öfters in Universitätsstädten durch ein mehr als emancipirtes Gebahren das Leben und Wirken ihrer braven Männer an den Pranger stellen) ist in der Nähe und verhindert wohl die Auseinandersetzung über die Methode, wie man billigerweise seine Bücher allein vermehren soll! Die Folgezeit lehrte, ich erhielt keinen Groschen. Erst vor einem Jahr hat O. T. Weigel in Leipzig die Auction der bei von der Hagen nach seinem Tode vorgefundenen Handschriften angekündigt. Auch meine Abschrift der Palatina vom Titurel befand sich darunter. Fast hätte ich sie jetzt für mein eigen Geld wieder zurückerstanden. Sollte sie in den Besitz so gelehrter Herren, wie Zarncke oder Moritz Haupt,

gekommen sein, so bitte ich, in Erwägung meiner geprellten Hoffnungen und meines damals noch nicht beendigten Trienniums, um Nachsicht für die vielen Fehler, die ich werde gemacht haben.

Ich wäre noch tiefer in die altdeutsche Literatur eingedrungen, hätten mich nicht die eigenthümlichen Lichter, die auf den Zügen des berühmten Karl Lachmann zu hüpfen pflegten, zu sehr davon abgeschreckt. Ein seltsamer Herr, dieser semmelblonde Alleswisser und Alleskönner mit dem stereotypen Ausdruck von — wie soll ich sagen? Malice auf seinen selbst im Alter noch jugendlich gebliebenen Garçon-Zügen —! Er schritt auf seinen Füßen, von denen ihm ach! den einen meine Parzen, mit deren Tücken ich mich so emsig beschäftigte, abnehmen zu müssen verhängten (bald nach der Operation starb der Bedauernswerthe), eigenthümlich kritisch und diplomatisch immer wie auf Filzsocken, einher und ging in der Regel mit Schleiermacher, dessen windschnelle Gangart in diesem Falle zum Retardiren genöthigt wurde. Zu den vielen Experimenten, die sich Lachmann zutrauen durfte (wer hätte wohl damals von ihm die Edition Lessing's erwartet!) gehörte auch die Herausgabe des neuen Testaments. Es fehlte nur noch das Hebräische und Sanskrit. Was von der Hagen, den die neuere germanistische Schule nicht achtete, im Brünetten war, war Lachmann im Blonden. Jener konnte bei den

Basken in Spanien geboren sein, dieser am Geyser auf Island. Lachmann zog sich sein blondes Haar bis lang über die Schultern. Das mußte denn doch Kamptz ertragen —! Seine Excellenz durfte daran erkennen, daß seine Professoren „inwendig raisonnirten" —! Diese verpönte Schonung der Friseure —! Die langen Haare hatten einige Jahre früher Jeden, der sie trug, für Köpenik verdächtig gemacht. Auch Georg Reimer, der Buchhändler, trug sie und sogar einen entblößten Hals wie Jahn, der Turnvater. Wenn ich mit Kamptz bis an den Staatsrath, das Allerheiligste des preußischen Staates, schlenderte, so hielt er regelmäßig in seinen Vorträgen inne, wenn uns ein erwachsener Mensch ohne Cravatte begegnete — und welche Cravatten trug man damals —! Fischbeingestelle, ausgeschweift an den Wangen, hochragend bis zu den Ohren; wahre Paukbinden, wie sie auf der Mensur üblich sind! Die Altdeutschhörer waren schon an sich sämmtlich verdächtig, obschon Lachmann für „Liberalismus" zu geisteshochmüthig war. Sein Schüler, Wilhelm Wackernagel, trug ebenfalls sehr lange, germanischblonde Haare. Karl Simrock war schwarz und mehr aus dem Baskischen oder Provençalischen des von der Hagen. Beide, Lachmann's talentvollste Schüler damals, sah man öfters in jener Stehely'schen Conditorei, dem Revolutionsherd der vormärzlichen Zeit, wo Baisers, Pasteten, Spritzkuchen

und Journale den Geist der Neuerung befördern halfen. Wackernagel war ein Zögling desselben Gymnasiums, das ich besucht hatte. Seine Armuth machte ihn den Studenten sprichwörtlich und zum Gegenstand der Sage. Denn es mag doch nur Sage gewesen sein, daß er auf einer Kegelbahn wohnte. Sein Freund Simrock, der, beiläufig, eine Baßstimme von einem Volumen hatte, um ihm, glaub' ich, den Gebrauch derselben förmlich unbequem zu machen — daher seine vielen Bücher — verlor durch ein Gedicht: „Die drei Farben" seine Anwartschaft auf eine preußische Anstellung. Beide hatten sich mit einem gewissen Coppenhagen die seltsame Aufgabe gestellt, den Einfluß zu brechen, den auf berliner Kunst- und Literaturzustände damals Saphir gewonnen hatte. Diese zu so hoher Ehrwürdigkeit heranreifenden Geister schrieben ein Morgenblättchen in Octav, das die Luft des Parnaß vom Geruch der immer mehr um sich greifenden Schaletwitze rein erhalten sollte; wenigstens innerhalb der Sphäre der Theaterrecensionen, lyrischen Gedichte, Räthsel, Logogryphen und Charaden —! Hermann Ulrici, der Shakespeareerklärer, ebenfalls einer Generation desselben Gymnasiums angehörend, gab damals eine rühmlichst begonnene juristische Carrière auf, um seinen späteren so gelehrten Büchern kleine Plänkler vorauszusenden in Gestalt von Novellen, Gedichten und Epigrammen, die Vater Gubitz

von ihm im „Gesellschafter“ unter dem Namen eines „Ulrich Reimann“ veröffentlichte.

Doch wir sind von Karl Lachmann's stereotypem Ausdruck der Malice im sonnenlichten Antlitz abgekommen. Dieser deutsche Bentley war gewiß ein Gelehrter von außerordentlichem Wissen und noch größerem Scharfsinn. Seine Textkritik überraschte durch Schlußfolgerungen und Verknüpfungen. Sein Geschmack ließ die römischen Sänger der Liebe in ihrer vollen Natürlichkeit gelten, ohne daß die Hand des Pedanten vom Schmetterling, den er aufzuspießen gedenkt, täppisch erst den Farbenreiz abstreift. Dem Nibelungenlied hatte Lachmann die Wolf'sche Hypothese vom Homer zu Gute kommen lassen und ihm die Grundlage einer Anzahl alter Volkslieder gegeben, die sogar sein Scharfsinn aus dem jetzt vorliegenden Text einer Ueberdichtung aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in ihren Grenzen sowohl, wo sie angefangen, wie da, wo sie geendet hätten, nachweisen wollte. Die Anregung aber, die sein Vortrag gab, konnte nur ihm verwandte Gemüther treffen. Es entwickeln sich schon früh solche unsterbliche Geheimerathscharaktere, von einer Eiseskruste der Unnahbarkeit überzogen, die Nase überall so hoch tragend, daß man ordentlich vor den dunklen Höhlen ihrer Löcher erschrickt, dabei der Stimme und dem Vortrag eine säuselnde, leise schwirrende Nachlässigkeit gebend,

eine Betonung, als wenn jedes gesprochene Wort Gold wäre. Dieser Mangel an Liebe, den wenigstens meine Wenigkeit aus den blassen, nur zuweilen leise gerötheten Zügen des scharfen Kritikers herausempfand, beruhte vielleicht auf radicaler Täuschung. In späteren Tagen, namentlich als das genannte traurige Leiden das Leben des großen Gelehrten zu frühe beendigen sollte, hat das Aufthauen jener Eiseskruste schwerlich gefehlt. Mir jedoch erschien seine Weise, da ihm ohnehin die Functionen eines Examinators zustanden, so urablehnend, so urabschreckend, daß ich trotz meiner „gekrönten" Abhandlung immer weiter vom Centrum der Philologie abkam. Lachmann's philologische Uebungen besuchte ich ab und zu. Sie wurden im äußersten, nach den „Linden" zu gelegenen Flügel der Universität, ganz von aller Berührung mit dem Kastanienwäldchen ausgeschlossen, gehalten. Hier zeigte sich die attische Feinheit seines Wesens und auch manche liebenswürdige Milderung seiner sarkastischen Haltung. Man unterhielt sich mit ihm und durfte ordentlich fragen. Unter den wenigen Theilnehmern (zuletzt mochten nicht mehr als zwölf oder vierzehn standhalten) befand sich eine Befähigung, für die zuletzt diese Uebungen nur noch allein stattzufinden schienen. Das war ein fast schleiermacherisch gewachsener junger Mann, unserer Studentenschaft bereits entrückt, mit kurzgeschorenem röthlichen Haar. Seine An=

regungen, seine Einwürfe wurden durch die gründlichsten Kenntnisse, deren er sich vollkommen Herr zu wissen schien, unterstützt. Sein Scharfsinn bei einer schwankenden Lesart kam dem des Vortragenden fast gleich. Zuweilen begegneten sich Beide auf gleichen Fährten, Fährten der Vermuthung und der bald erkannten Täuschung, wo dann zuweilen ihr Streit in helles Lachen ausbrach. Man hätte erwarten sollen, daß dieser geistvolle junge Mann später irgendwo als ein genannter Alterthumsforscher auftauchen würde. Dem war nicht so. Der Gemeinte wurde vielmehr eine Kraft im preußischen Staatsorganismus, die dem Grafen Bismark nahe, und fast möchte man vermuthen, Sr. Majestät dem König Wilhelm selbst noch näher steht. In der Flucht der wechselnden Erscheinungen am Ruder des preußischen „auswärtigen Ministeriums" gehört Lachmann's Opponent, Heinrich Abeken, der den selbstgenügsamsten aller Docenten liebenswürdig zu machen verstand, zum ruhenden Pol der vortragenden Räthe desselben, nachdem ihn allerdings Bunsen erst als Prediger seiner Gesandschaft in Rom hatte zu sich kommen lassen und Lepsius mit sich nach Egypten zur Entzifferung der Pyramiden nahm. Diese Bekanntschaft mit dem Orient hat den gelehrten jungen Properz- und Catull-Respondenten später gereizt, ein Wort mitzureden, als Gräfin Hahn-Hahn „von Babylon nach Jerusalem" gekommen sein wollte. Die

von ihm verfaßte Gegenschrift zeigt ihn uns als einen jener berufenen und auserwählten Geister, deren Vielseitigkeit auf einem immensen Wissen beruht und deren Wissen hinwiederum nur die Unterlage ihrer Bildung, nicht ihre Bildung allein ist. Letztere gipfelt vielmehr in den leitenden Ideen einer philosophischen Weltbetrachtung und in unserm Fall vielleicht noch insbesondere in den Traditionen einer Familie, die, aus Justus Möser's Heimat stammend, einer mannichfachen und unmittelbaren Begegnung mit unsern deutschclassischen Literaturkreisen sich zu erfreuen hatte.

Die Centrifugalität, in welche ich nun immer mehr zur Philologie gerieth, entstand daraus, daß auch Lachmann nicht den Eindruck machte, als wäre die Alterthumswissenschaft eine mächtige, mit den alleinigen Interessen der Menschheit in engster Verbindung stehende Disciplin. Sein Wesen war zerbröckelnd, atomistisch. Aus Epigrammen baut sich keine Schöpfung auf, die dem Bedürfniß der Jugend Befriedigung gewährt. Und auch August Boeckh —! Es ist Styl unter seinen dankbaren Schülern, dem Meister, der vor einigen Jahren hochbetagt geschieden ist, nur die glänzendsten Eigenschaften nachzurühmen. Aber eine anregende Lehrergabe gehörte nicht zu ihnen. Gerade Boeckh hatte damals, als er mit Daub und Creuzer die „Studien" herausgab, eine so nahe Ver-

bindung unterhalten mit dem mächtigtreibenden Geist der Zeit, der im Studium der Geschichte, der Sprachen, der Religionen der Völker, Erhebung aus dem Jammer der Gegenwart, Erkräftigung zum Brechen des fremden Joches suchte. Die alte Schulphilologie hatte durch ihre Berührung mit dem Studium des Orients, der nordischen und germanischen Vorzeit und vor allem durch die Beiträge zur Lösung ihrer Aufgaben, die ihr die frischbelebte Kunstgeschichte zutrug, einen neuen Aufschwung erhalten. Die Rechts- und Finanzalterthümer Athens hatte Boeckh in classischer Weise aufgehellt. Aber schon mit der Musik der Alten, mit seinem System der Metrik, vollends mit den astrologisch mathematischen Berechnungen über die Sternbilder, den Thierkreis, die Lehrsätze der Pythagoräer und Alexandriner, so staunenswürdigen Fleiß, Scharfsinn und Reichthum an Kenntnissen gerade diese Schriften entfaltet haben, führte Boeckh auf eine Gegend, die dürr und trocken war. Sein Vortrag trug schon damals die Merkmale der Ermüdung. Langeweile mußte ihm die Jahr ein Jahr aus immer gleiche Wiederholung derselben Dinge machen. Er las in einem Auditorium, dessen Fenster die Aussicht nach den Remisen des Prinzen Heinrich boten und nach einigen alten Nußbäumen, deren Früchte für uns Knaben zu den verbotenen gehört hatten. In eigenthümlicher Geberde starrte der berühmte Mann, während er sprach,

zu diesen Fenstern hin und verlor sich zuweilen in den Baumwipfeln in solchem Grade, daß ihn nur ein starkes Reiben der Stirn mit seiner linken Hand und ein elastischer Schneller, den er seinem Körper zu geben wußte, wieder in den Zusammenhang mit dem gerade behandelten Chor der Antigone oder den Liturgieen von so und so viel Medimnen Getreide der athenischen Bürger zurückbrachte. Sein Antlitz hatte die Eigenheit der Kurzsichtigen, daß es viel strenger und herber aussah, als seinem Wesen entsprach. Im Gange, wenn er sich im Kastanienwald eine Erholungspause gönnte, erkannte man schon eher die humoristischen und liberalen Stimmungen, die ihm innewohnten. Sein Gehen und Schreiten war fast wie das eines Reiters. Man glaubte, er wäre eben vom Pferd gestiegen oder im Begriff sich in den Sattel zu schwingen. Damals belebte ihn ein Gefühl neuerwachter Jugend. Er wollte eine zweite oder gar dritte Heirat schließen. Einen seiner Söhne früherer Ehe, einen Frühverstorbenen, hatte ich als lieben Gefährten, mit dem sich bis in die Nacht die damals erst leise und vorsichtig beginnenden berliner Uebergänge vom weißen zum braunen Bier gründlich ausstudiren und beim Suchen des Hausschlüssels, während oben noch sein Alter bei einem Lämpchen im Zodiakus des Manethos saß, jene Liebesbetheuerungen und Kußfinger zur Cassiopeja hinaufwerfen lassen konnten, die

eine überschwängliche Jünglingsbrust zwischen elf und zwölf Uhr Nachts für jeden Stern des Himmels bereit hält. Der Vater, im Auffassen der Zeit freisinnig und wohlgemuth, war auch mir freundlich zugethan und wohlwollend. Sogar noch später. Selbst als ich ihm vor einigen Jahren bei Gelegenheit des wunderlichen Einfalls der preußischen Regierung, alle drei Jahre das „Beste" der erschienenen neuen Dramen mit tausend Thalern zu prämiiren, geschrieben hatte, ob ihm, einem der mitbestellten Preisrichter, nicht aufgefallen wäre, daß sich eine solche Einmischung in die Unbefangenheit und Freiheit einer ohnehin mit nichts als Widerwärtigkeiten und Verdruß verbundenen und doch so wünschenswerthen Production für unsere Zeit überlebt hätte, antwortete er mir mit einem Brief, der gedruckt zu werden verdient. Er gab meinen Rügen Recht und — beklagte nur, daß ihm seine Stellung verböte, den Auftrag, den ihm nun einmal der Minister gegeben hätte, abzulehnen. So lange der Treffliche lebte, ließ ich über diese sonderbare Erklärung nichts verlauten.

Boeckh's Lehrweise, sein Vortrag war nicht anregend. Der große Mann war zu sehr Gelehrter der Forschung und des Weiterstrebens, als daß er den Schein einer bloßen Nebenthätigkeit, die seine Vorlesungen ausfüllten, und mit ihm die Zerstreutheit und Apathie hätte über-

winden können. Das ist das Bedenkliche an Universitäten in großen Städten, der Docent durchbricht den Kreis seiner nächsten Wirksamkeit! Allerlei Aemter werden ihm zugeschoben, außerordentliche Begutachtungen zugemuthet und den Rest einer solchen cumulirten Thätigkeit verzehrt dann noch die Geselligkeit, die sich vollends in Berlin um den Besitz eines „Geheimenraths" förmlich „reißen" kann. Ich fand zu meiner Zeit als Student wenig Professoren, die uns mehr geboten hätten, als ein schuldiges Pflichttheil.

Entbehrte die Philologie einer überredenden, die Jünglingsseele selbst jugendlich ergreifenden Kraft (denn Zumpt und Immanuel Bekker konnten nicht in Betracht kommen), so wollten auch die Versuche nicht gelingen, auf dem theologischen Boden festen Fuß zu fassen. Von Hengstenberg schreckten die täglichen Händel der „Evangelischen Kirchenzeitung" ab. Marheineke vertrat im Bereich der Dogmatik die Hegel'sche Lehre. Ein großer stattlicher Herr, mir schon lange vertraut durch seine Predigten auf derselben Kanzel, wo Schleiermacher stand, belauscht und — beträumelt von derselben Fensternischenloge im zweiten Chor aus, wie sein College, dessen Antipode er war. Er bewegte sich mit vollen Segeln auf hoher See, denn die Hegel'sche Philosophie sollte die Metaphysik des preußischen Staats, die Beweisführung für die Culmination aller Politik im System Kamptz-Wittgenstein-Altenstein werden.

„Was ist, ist vernünftig.“ Wozu brauchte für Preußen der 13. Artikel der Bundesacte erfüllt zu werden! Die Anlehen, die nachgerade nothwendig wurden und nach dem Gesetz ohne Bewilligung der „Landstände“ nicht aufgenommen werden sollten, ließ man nicht den Staat, sondern die Bank oder die „Seehandlung“ aufnehmen. Marheineke war wie ein Papst seiner Glaubenslehre. Ein schöner Mann, hätte er sich in einem Bischofsgewande wie Pio nuono in dessen ersten Anfängen geben können. Seine Rede war salbungsvoll, fest und bestimmt. Seine polemischen Ausfälle klangen nach dem Herzen der Jugend. Wer streitet lieber, spottet und reißt ein als die Jugend! Noch hör' ich das Gelächter seines nicht sehr besuchten Auditoriums, als er, gegen den vulgären Rationalismus polemisirend, das Bedürfniß der Handgreiflichkeit bei dessen Glaubens- und Erklärungsmethode schilderte und dabei den bekannten Vers aus Tieck's „Rothkäppchen“ anführte:

„Ich glaube nur, daß das ist mein,
Was ich fress' in meinen Leib hinein!“

Die kalte Behandlung heiliger Dinge, die Voraussetzung von Beweisführungen, die keine waren, die in Formeln gezwängten Definitionen, bei denen jedes aus Versehen ausfallende Komma die ganze Sache verschob und verrückte, die Unmöglichkeit, dies todte Gerüst von Begriffsentwickelungen, die just auch den naiven Stand-

punkt der Bibel decken und ganz mit ihm zusammenfallen sollten, auszufüllen mit Wärme des Herzens, mit wahrer Hingebung der Ueberzeugung, ließ mich nicht allzulange in der Nähe dieser praktischen Anwendung Hegel's verweilen, obschon ich mich mächtig zum Meister selbst hingezogen fühlte und bekennen muß, daß Hegel bei aller Mißschaffenheit seines Vortrags doch zu den am wenigsten zerstreuten Lehrern gehörte. Er brachte seine ganze Sache, sein volles Streben, seine ungetheilte Person mit auf den Katheder.

Die Geschichtswissenschaft gehörte noch zumeist Raumern an. Es war Raumer's beste Zeit. Heine's Spott: „Wat jehen denn Ihnen die jrinen Beeme an —!" konnte ein Gelehrter belächeln, der allerdings zu den Lustwandlern unter den Kastanien wenig gehörte, nicht zu den Beschaulichen, Ermüdeten oder Träumern — im Gegentheil, Raumer war von einer quecksilbernen Rührigkeit — der aber den damals noch gefeiertsten poetischen Erscheinungen, Tieck, und den Vertretern der Aesthetik, zumal dem noch nicht lange verstorbenen Solger, unmittelbar nahe stand. Mit der Julirevolution gehörte Raumern damals Frankreich und die ganze neue Politik. Ihm gehörte England mit seinem System der Selbstregierung, Holland mit seinen Dorfcolonieen, Amerika mit seiner Strafgesetzgebung, er war der Ueberall des Tages und jeder Zeitfrage. Was

er schrieb oder vortrug, Alles hatte eine Zuspitzung auf Preußen, wie es war, sein oder nicht sein sollte. Einen seiner pragmatischen Geschichtsvorträge wollte ich mir bis zum Schluß meines Trienniums aufsparen. Bei alledem waren die liberalen Wünsche des bei Hofe angeschwärzten Demagogen so gemäßigt, die Zugeständnisse, die seine beredten Lippen dem Geist der neuen Zeit machten, an so viele Bedingungen geknüpft, daß ich bei ihm vom „Neuen" viel zu wenig fand, wie wiederum beim Professor der Rechte Eduard Gans, dem eigentlichen Vorkämpfer constitutioneller und neuzeitlicher Ideen in Berlin, der für einige Publica, die er las, den Zulauf der ganzen Stadt, sogar der Beamten und Officiere hatte, vom Neuen zu viel.

Gans war eine frische, liebenswürdige Kraft. Er gehörte der jüdischen Welt an, die damals für Kunst und Wissenschaft immer mehr Apostel zu entsenden anfing. Er hatte die Einführung der Hegel'schen Philosophie in die Jurisprudenz übernommen und lehrte Erbrecht „auf weltgeschichtlicher Grundlage", wie man damals mit so großen Worten um sich zu werfen anfing. Das Erbrecht war ihm die der Geschichte immanente absolute Persönlichkeit; es läßt den Menschen als Person nicht untergehen und vertritt außerdem noch mehre andere wichtige Paragraphen der Hegel'schen Logik. Für diese Ortho-

doxie ging ihm dann oben seine constitutionelle Ketzerei, ein leichtsinniges Liebäugeln mit den Franzosen, mit Mauguin, Odillon Barrot, die schon damals genannt wurden, gnädigst hin. Machte er doch auch zur Beruhigung Kamptzens die langen Haare der Turner und Deutschthümler, die Ideen von Görres und seines „eignen Freundes" Leo in Halle lächerlich. Er wohnte an der Ecke der Behrenstraße, wo sich jetzt das Hotel des Princes befindet. Seidene Vorhänge, elegante Möbel konnte man schon von der Straße aus im Parterre des Garçons unterscheiden. Hätte Gans eine Hausfrau gehabt, er würde den „Salon" in Berlin eingeführt haben nach dem Zuschnitt des neuen Paris. Denn der „Salon" bei den Mendelssohn's, bei Frau Beer, bei Fräulein Wolmar, beim alten Hitzig, das war noch ein Begriff aus dem Zeitalter Récamier. Eduard Gans war Heinrich Heine, wenn Letzterer, um mit seinem Oheim Salomon Heine zu reden, „etwas gelernt gehabt hätte". Gans sprach ein Deutsch, das sich schon von Hause aus so einrichtete, bequem in's Französische übersetzt zu werden. Auf der Straße sah man ihn nur im eleganten schwarzen Frack, immer bereit, wie die Professoren der Sorbonne, den Katheder zu besteigen. Dabei sprach er dermaßen laut mit seinen Begleitern, daß Vorübergehende still standen und sogleich erfuhren, was grade die Tagesordnung war. Ob auf

dem Katheder, wenn er sprach, auch bereits das Zuckerwasser stand, der Vorbote eines noch empfindlich fehlenden berechtigten constitutionellen Lebens, kann ich nicht für bestimmt versichern. Er las an derselben Stelle, wo der Neander'sche — Mäander floß. Zwei jüdische Convertiten — wie ungleich im Aeußern und Innern! Dennoch mochte ich diese bewunderten Gans'schen Vorträge nicht, so sehr auch die Hörer bis auf den Corridor hinaus angesammelt standen, so daß sich der wohlbeleibte Redner anstrengen mußte, zur Tribüne zu gelangen. Zur Tribüne — es mochte ihm oft auf dem Katheder wie einem Mirabeau zu Muthe gewesen sein. Und zuweilen unterbrach dann auch ein neuestes Zeitungsblatt, das er aus der Tasche zog, seinen Vortrag. Es war eine Zeit — man wird es kaum glauben — wo schon in dem öffentlich vor fünfhundert Menschen ausgesprochenen Worte: „Journal des Débats" für die patriarchalisch stillen Zustände und die nächste sonntägliche Kirchenparade soviel unmittelbare Bedrohung zu liegen schien, daß darüber eine Staatsrathssitzung abgehalten werden konnte. Hatte sich dann Gans mit seinen Pariser Reminiscenzen zu sehr vergaloppirt und wohl gar das damals geradezu wie eine Aufforderung zum Consigniren der Truppen in den Kasernen klingende Wort „Constitution" mit einer von olympischer Ruhe begleiteten Sicherheit fallen lassen, so

lenkte er wieder in Hegel's Phänomenologie ein, gab einige An sich's, Für sich's, An und für Sich's zum Besten, verspottete die deutschen Kaiserideen und Burschenschaftsträume und gelangte wieder zum ruhigen Genuß zurück von Kunst, Oper, Concert, Schauspiel, wo ebenfalls seine laute Rede im Parket, Büffet, zuweilen sogar in der „Staatszeitung", den Ton angab. Streiche ich achtunddreißig Jahre zwischen Sonst und Jetzt und das frühe, allgemein beklagte Grab des liebenswürdigen Mannes, so ist mir, als müßte ich ihn jetzt auf den Bänken des Reichstages in der Nähe auch einiger eleganten und zum sofortigen Eintritt in's Ministerium oder zu einer Hofaudienz ständig frisirten, gantirten und parfümirten Nationalliberalen suchen.

Ein junger Pflegling hoher Gnaden war Leopold Ranke. Diesen damals noch jugendlichen Mann, klein von Gestalt und von noch mäßigem Anklang in seinem, dem Raumer'schen gerade gegenübergelegenen Auditorium, hatte man von einem Gymnasium herübergenommen. Sein Buch „Südeuropäische Staaten und Völker" hatte durch staatsmännische Geschichtsauffassung, Sinn für Citate aus Archiven und Gesandtschaftsberichten und eine Vorliebe für die Welt des grünen Tisches überrascht. Man hatte es merkwürdig gefunden, wie ein junger Oberlehrer in Frankfurt an der Oder von Herzog Alba

sprechen konnte, ohne ihn sogleich ein Ungeheuer zu nennen. Das gefiel in der Behrenstraße, wo Fürst Wittgenstein, und in der Wilhelmsstraße, wo Kamptz wohnte. Niemals hat es Varnhagen von Ense Ranken vergeben können, daß dieser dem Verdienst so wenig Rechnung getragen hätte, welches sich jener in Bezug auf Empfehlung eines so merkwürdigen Buches an die maßgebenden Mächte erworben haben wollte. Varnhagen war damals noch nicht auf dem Standpunkt seines Briefwechsels mit Humboldt. Er brannte vor Sehnsucht, wieder zum activen Dienst zurückberufen zu werden, drängte noch seine grollenden Stimmungen in den Hintergrund und theilte durchaus die Sympathie, die er auch Andern einflößen wollte, für einen jungen Autor, der in Alba kein Ungeheuer sah. So oft ich Varnhagen in späteren Jahren gesprochen habe, immer kam er auf seine Verdienste um Ranke zurück. „Ich bin die Ursache seines Glücks; ich habe Wittgen- und Altenstein auf ihn aufmerksam gemacht; durch mich ist er von den Schulbänken in Frankfurt an der Oder erlöst worden --!“ Ranke schien ihm nicht dafür die nöthige Dankbarkeit gezollt zu haben. Ob Ranke dann geneigt war, den Voraussetzungen seiner Gönner dadurch zu entsprechen, daß er die mit dem Jahr 1830 immer mehr umsichgreifende freimüthige Geschichtsauffassung bekämpfte — scheint zweifelhaft. Es wurde aber zu ähnlichem Zweck eine Zeitschrift be-

gründet, die Ranke fast allein schrieb, ohne in den Ton der Ultras, der Jarke und Philipps, zu verfallen. Indessen dieser allein schien den maßgebenden Mächten, den königlichen und prinzlichen Flügel-Adjutanten, willkommener zu sein, als die maßvolle Zurückhaltung eines Historikers, der sich bei aller Vermeidung dessen, was die Gegenwart wünscht und betreibt, doch zu jenen Entstellungen der Geschichte nicht hergegeben hat, die damals eine unverbesserliche, machtbegabte Inquisitorenclique wünschte. Einem Tzschoppe, dieser spätern rechten Hand des Ministers Fürsten von Wittgenstein und eines Herzog Karl's von Mecklenburg, Chefs des Staatsraths, würde es durchaus genehm gewesen sein, wenn Ranke in seinem Buch über die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation Luthern als Urheber des Geistes der Neuerungen und der politischen Anzweiflungen hätte fallen lassen.

Nachgerade fing ausschließlich nur noch die Philosophie an, mich an die Universität zu fesseln. Die ganze Nachbarschaft des Kastanienwäldchens förderte die ideale Richtung. Das Treiben der Stadt, das Gewühl der Königs-, die Lebhaftigkeit der Friedrichsstraße verhallte hier. Wohin man blickte vom Gitter aus, das den Vorgarten des mächtigen Gebäudes vom Opernplatz trennt, überall nahm das Auge Eindrücke des Schönen wahr, die Linden, die Akademie, die Bibliothek mit ihrem

Nutrimentum spiritus, der Apollotempel des Opernhauses, zur Linken das ehrwürdige Schloß, das ruhmgekrönte Zeughaus und so vieles Andere, das damals erst im Werden begriffen war. Diesen Platz findet man in der Welt nicht wieder, selbst in Paris und Rom nicht. Der Blick vom Capitol erhebt keineswegs, beleidigt vielmehr. Die Zeit damals, die Jugend wurde ideal gestimmt. Polen erhob sich und führte einen Heldenkampf durch. In Deutschland war die politische Bewegung zwar bald unterdrückt, aber die Philosophie wurde die Wissenschaft des Tages. Das Alter suchte in ihr Vergessenheit und Sammlung, die Jugend Befreiung vom Schul- und Lebenszwang. Die sinnigsten Köpfe bewährten sich im Ergründen der alten Philosophie, im Anwenden der neuen Auffassungen auf die noch ungelösten Probleme der meisten Disciplinen. Daß sich, um mit Goethe zu reden, da, wo Begriffe fehlten, Worte eingestellt hatten, wurde von den Gegnern des Real-Idealismus in Leipzig, Jena, Göttingen scharf genug hervorgehoben. Es entzündete sich darüber ein Streit, der in die Herzen der Jugend begeisternde Flammen warf. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" machten Epoche. Selbst die schöne Literatur, die sich allerorten mit neuen Trieben zu regen angefangen hatte, knüpfte an Hegel's Philosophie an. Karl Werder sang die Hegel'schen Kategorieen, übersetzt in die Sprache

der Braminen. Weder die nordische Tanne, noch den Palmenbaum und die Lotosblume hatte damals Heinrich Heine allein entdeckt. Die Letztere gehörte weit früher den Naturphilosophen an, die am Ganges die Vorahnungen des Jordan gefunden haben wollten. Als ich die Materialien meiner Concurrenzschrift über die Schicksalsgottheiten beisammen hatte und an Sichtung und Gruppirung derselben ging, erlebte ich für mich selbst eine Art Damascuswunder, eine mystische Verzückung. Es war ein schöner Wintertag. Der Thiergarten lag hart gefroren. Durch die kahlen Bäume schimmerte ein malerisches Abendroth. Um zu meditiren, streifte ich durch die Alleen über alle „Rondeels“ hinweg, an allen „Floraplätzen“ und „Rousseauinseln“ vorüber. Ein Lichtglanz umgab mich. Ich sah durch die prismatische Beleuchtung des Satzes: „Was ist, ist vernünftig“, die Zeiten. Ich grübelte: Was heißt heidnisches Alterthum —? Gewiß, den einigen Gott kannte das Alterthum nicht, den dreieinigen noch weniger. Wer aber darf den Stab brechen über die einzelnen Erscheinungen jener ewigen Triebkraft der Geschichte, die zum Lichte drängt —? Hat nicht Zeus Kronion, den die Hellenen, als ihn Phidias schuf, nicht mit Marmor, nicht mit Elfenbein, sondern nur mit Gold, mit ausgerollten massiven Dareiken bekleidet sehen wollten, wirklich gelebt? Er hat gelebt, so gut wie Jehova, er hat beseligt so gut

wie der Gott der Christen, der ja auch nur eine höhere Stufe zum Gott Spinoza's ist. Laßt doch nicht die Mythen, die nur wie Opferblumen den Namen des Zeus umgeben, nur wie Spenden der Huldigung und Verehrung, den hehren Begriff des Zeus entgelten —! Diese antike Welt, durch die Theologie so verurtheilt, mußte ja so sein, wie sie war. Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, sondern eine Entwickelung innerhalb desselben, ein nothwendiges Stadium seiner irdischen Darstellung. Gott darzustellen, Gott hervorzubringen, ihn, den Schöpfer, als das Resultat der Geschichte der Schöpfung so zu sagen sichtbar hervorzulocken, das schien mir der Zweck alles Lebens, der Zweck aller Geschichte. Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn des Lichtes und der Tugend, jeder Sieg der heiligen Sache der Vernunft und Aufklärung erschien mir ein Schritt näher zum allmäligen Offenbarwerden der Gottheit — Gott wird einst sichtbar werden aus uns selbst und aus der Welt heraus. Die Zeit bis dahin ist lang, aber, also dachte ich, der Tag wird kommen, wo Faust vor dem Erdgeist nicht mehr erschrickt und ausruft: Wehe mir! Mein Aug' vermag dich nicht anzuschauen, schreckliches Gesicht —! Nein, der Anblick der Gottheit wird uns beglücken, unsere Wimper wird vor dem Bilde der Größe, zu dem wir selbst gehören, nicht mehr zucken. Und in diesem Augenblick, wo mir die alten Götter nicht im

Mindesten unvernünftig, sondern vollberechtigt, und die Mythologie, zumal in ihren Lehren über ein ewiges, selbst die Götter beherrschendes Fatum, tief und gedankenreich erschien, hatte ich eine geistige und zugleich wunderbare physische Kraft gewonnen. Ich hätte mich anheischig machen können, junge Eichen auszureißen und forstzufreveln.

Wie man dann die Wahl hat, durch das „Brandenburger Thor" durch mehrere Säulengruppen, ein Geh=, ein Fahr=, ein Reitthor, in die rauschende Stadt wieder zurückzugelangen, so boten sich mir auch für die Philosophie mehrere Eingänge dar, die ich aber alle zugleich beschritt. Schon damals las Schopenhauer, d. h. er war in Italien und ließ mit consequenter Hartnäckigkeit Jahre lang im Lections=Catalog ankündigen: ex itinere redux lectiones indicabit. Sonst lasen außer Hegel und seinen Schülern auch noch Heinrich Ritter, der Historiker der Philosophie, und jener unglückliche Beneke, den man einige zwanzig Jahre später in einem Canal ertränkt fand. Ich hörte auch diese Gegner Hegel's und gleich im Beginn meiner Studienzeit. Heinrich Ritter war eine kräftige, untersetzte, mehr kleine Gestalt mit eindringlicher, klarverständlicher Rede. Man bekam aus seinen Vorträgen wirklich ein Heft. Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheidend, hob er Dasjenige hervor, worauf man allenfalls examinirt werden konnte. Er würde ganz ein Mann nach dem

Herzen der akademischen Jugend gewesen sein, wenn nicht die damalige Zeit mehr als die jetzige vorzugsweise das Glänzende, Poetische, Interessante gesucht hätte. Eine gewisse Nüchternheit schied den ausgezeichneten Forscher vom Geist jener Tage. Er ging nach Göttingen. Beneke war ein geborener Berliner, Schwager jenes Pfarrers Wilmsen, aus dessen „Brandenburgischem Kinderfreund" die damalige preußische Jugend buchstabiren, lesen, denken und empfinden gelernt hatte. „Dies — ist — ein — Buch — und — dieses Buch — ist — mein —" so begann seine Kinderfibel. Beneke war eine Zeitlang Docent in Göttingen. Er hatte dort etwas Englisches in seinem Wesen angenommen, das von Göttingen auch Schopenhauer mitbrachte. Ohnehin begründete sich Beneke's Philosophie auf ein gründliches Studium der Engländer. So arm der Bewohner einer Dachstube im Pfarrhause seines Schwagers war, man sah Beneke immer à quatre épingles, in Frack und weißer Halsbinde. Letztere stach grell von seinem Haupt ab, dessen Färbung fast zu urgermanisch erschien. Sein kurzgeschornes Haar war ziegelroth. Die „Parochialkirche", in deren Pfarrhause er wohnte, hat ein holländisches Glockenspiel. Jede Viertelstunde quälte ihn da ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr —!" von zusammenklappenden Eisenstäben. Dazu gehörte Geduld und in dieser übte sich denn auch wie ein Märtyrer der ewige Privatdocent,

den zuerst die Hegel'sche Richtung des Ministeriums Altenstein, dann die frömmelnde seiner Nachfolger elend untergehen ließ. Beneke trug Psychologie, Logik und Metaphysik vor, mit hartnäckig festgehaltenem altkantischem Standpunkt, der über die „Kritik der reinen Vernunft" nicht hinausgehen und nichts vom Idealismus der späteren Schulen zulassen wollte. Beneke's patent sein wollende, doch nur pedantische Haltung — sein Wuchs war schmächtig, mager, mehr groß als klein — untersagte ihm jede auffallende Polemik. Er ging mit Locke, Hume, Jeremy Bentham. Letzterer vertrat die Anwendung der Philosophie auf praktische Fragen der Neuzeit. Einem Mann wie Gans fehlte es für diese Richtung nicht an dem ablehnenden Schlagwort: „Amerikanismus". Das sollte die „Sackgasse" sein, in welcher sich die Erneuerung der alten Theorie des Zweifels und der Nuranerkennung dessen, was in den Sinnen liegt, „verrannt" hätte. Wie dem sei, die Richtung dieser Schule auf die Psychologie war ersprießlich. Völker- und Sittenkunde, Seelenlehre, die Lehre von den Geistesstörungen, die Erziehung wurden die Gebiete, in welche Beneke sein Häuflein Zuhörer mit einem unerschöpflichen Citaten- und Beispielsreichthum einführte. Seine „Angelegtheiten", wie er die Abdrücke der Erfahrung auf der Silberplatte der Seele (die „Daguerreotypie" war damals noch nicht erfunden) nannte, das

latente Fortleben dieser Ansammlungen, das Hervorbrechen derselben durch irgend eine zur „stillen Musik" der Seele einen wohllautend Accord gebende Zufälligkeit — die Erklärung dieser Vorgänge trug etwas vom Gepräge der späteren Demonstrationen aus der Lehre von „Kraft und Stoff", war jedoch überzeugend und mehrte die Neigung für Erfahrungswahrheiten und gewissenhafte Prüfung.

Völlig entgegengesetzt zur Vortragsweise aller dieser berühmten Männer, die wir bisher geschildert haben, war diejenige Hegel's, der noch in voller Kraft stand und nicht ahnte, daß eine noch damals in Asien weilende Seuche, die Cholera, und einige nach einem Souper verzehrte Melonenschnitte seinem Leben so bald ein Ende machen sollten. Die einzige Weise Schleiermacher's kam dem Charakter nach dem Vortrag Hegel's gleich, falls man nicht sofort eine Ungehörigkeit darin finden will, die große Virtuosität im Vortrage Schleiermacher's mit dem lahmen, schleppenden, von ewigen Wiederholungen und zur Sache nicht gehörenden Flickwörtern unterbrochenen Vortrage Hegel's verglichen zu sehen. Die Gleichartigkeit liegt darin, daß bei Beiden die Redeweise den Charakter der Improvisation trug, Beide gleichsam ein Herausspinnen des Vortrags aus einer erst im Moment vor den Augen der Hörer thätigen Denkoperation gaben. Die Andern gaben fertige Ergebnisse vorangegangener Meditation. Schleier=

macher sowohl wie Hegel erneuerten, um dies oder jenes Resultat zu gewinnen, den Denkproceß, Hegel vollends wie eine Spinne, die in der Ecke ihres Netzes verborgen liegt und ihre Fäden, nach außen immer weiter hinaus, nach innen immer enger zusammen zu ziehen sucht. Die Weise, wie in einem meiner Jugendversuche „Nero" der dritte unter den daselbst auftretenden Sophisten seinen Schülern Sein und Denken parallelisirt, ist wörtlich die Copie der Hegel'schen Vortragsweise mit ihren mehrmaligen Wiederholungen des eben Gesprochenen und einem stereotypen „also" nach jedem dritten Wort. Der Gedankengang schiebt sich da langsam vorwärts, geht immer wieder einen halben Schritt zurück nach einem ganzen Schritte vor. Dabei lag der Kopf der proportionirten, männlich gereiften Erscheinung dicht auf dem Pult des Katheders und ließ die Augen, die sich gleichsam von innen mit Flören bedeckten, unsicher und ausdruckslos im Kreise seiner etwa achtzig bis hundert zählenden Zuhörer umherirren. Es waren die scheinbar ausdruckslosen Denkeraugen, die nach innen leuchten.

Im Wesentlichen war Hegel's Aeußere immer noch nach der Weise eines schwäbischen Magisters. Ottilie Wildermuth würde ihn für ihre schwäbischen „Pfarrhäuser" haben brauchen können. Oft erzählte mir in spätern Jahren eine Schwester Wilhelm Hauff's, des schwäbischen Dichters, daß sie im Kloster Schönthal vor „des Hegel" Cynismus, seinem

Verschmähen aller Sauberkeit, Ordnung und Seife ein „Horreur" gehabt hätte. Gleiches berichtete man aus Frankfurt über den Kaufmann Gogel'schen Hauslehrer am Eck des Roßmarkts und der Weißadlergasse, wo Hegel in die elegante Sphäre des Romans seines Landsmannes Hölderlin eintrat. Und daheim, in seiner am Kupfergraben belegenen Wohnung, den damals noch nicht existirenden Museen gegenüber, trug er eine runde breitrandige Sammetmütze, wie ein „Mayster der freien Künste" aus den Tagen des Mittelalters. Er behielt im Sprechen immer eine gleich mürrische, abgespannte Miene. Ich höre ihn noch, wie er mich beim Testirenlassen einer bei ihm gehörten Vorlesung mit den Worten schwäbischen Accents anredete:

„Ich glaube Ihren Namen schon da und dort gelesen zu haben — Sie schriftstellern schon —?"

Allerdings hatte ich schon damals diesen Becher voll Nektar und Gift an die Lippen gesetzt. Ich hatte zwei Autoren gefunden, die mir unter allen Namen und Richtungen, die sich damals als Träger des Zeitgeistes zu erkennen geben wollten, unter den reinen Belletristen, wie Tieck, Hoffmann, unter den Romantikern und Doctrinärs, wie Steffens, Görres, Johannes Weitzel (ein zu wenig gewürdigter Publicist jener Tage), vollends unter dem Schwarm der Almanachspoeten, Abendzeitungsnovellisten,

Leipziger Correspondenten für die Elegante Welt u. s. w., die meiste Befriedigung und Erhebung gewährten, Wolfgang Menzel und Ludwig Börne. Bei diesen Beiden hatte ich die Beibehaltung desjenigen vom Alten gefunden, was mir wohlthat, bei Menzel die romantische Schule, bei Börne Jean Paul, und doch bei Beiden die volle Zuthat vom Neuen. Ich hatte bei Beiden die Literatur unter dem Gesichtspunkt des Zeit- und Volksgeistes, vollends die Poesie in ihrem Zusammenhang mit dem Bedürfniß der Erneuerung auf dem Gebiet aller Disciplinen, jedenfalls mit den Bedürfnissen des nationalen Lebens, unserer Erziehung und Geselligkeit. Mächtig ergriff mich der Drang zur Antheilnahme am Kampf für die gute Sache der Schönheit, Freiheit und Wahrheit. Das Nächste in dem, was mich umgab, war mir verdächtig geworden. Nicht einen Offizier, nicht einen Geistlichen, keinen mit dem Ordensband im Knopfloch Geschmückten konnte ich sehen, ohne mich im Bruch zu fühlen mit Allem, woran sich die gegebene Welt lehnte. Ueberall nur sah ich freiwillige Knechtschaft, Entäußerung besserer Erkenntniß, Heuchelei im Festhalten von Institutionen, die sich überlebt hatten. Auf dem literarischen Gebiet erschien mir alles Unselbstständigkeit, Nachahmung, affectirte, in Berlin durch besondere Gesellschaften geförderte Vergötterung unsrer classischen Periode. Dort aber, wo noch neue Blüthen getrieben

erschienen, wo noch etwas wie frische Farbe und Duft herauskam, sah ich die innerlich leere Vegetation des Sumpfes, grünschillernde Decken stehender Gewässer. Zeitungslectüre muß man in Berlin in den Conditoreien suchen. Die Ausbeute jedes Besuchs derselben war eine Ansammlung grimmigen Zorns und polemischer Gelüste. Noch Student, wollte ich schon eine Zeitschrift herausgeben, vierteljährlich ein Heft, „Forum der Journalliteratur" wollte ich sie nennen. Die Concession dafür zu erlangen konnte eine Sache der reinen Unmöglichkeit erscheinen, wie damals die Dinge standen. Und siehe —! Auf meine desfallsige Vernehmung bei einem Rath des Polizeiministeriums, nach einem Examen, wer ich wäre, was ich wollte, woher ich die Mittel zur Bestreitung der Kosten meines Unternehmens zu erlangen hoffte —? empfing ich ein für jene Zeit märchenhaftes Privilegium. Mein „Forum" durfte sich, natürlich unter Censur (des Kammergerichtsraths Bardua), auf Alles und Jedes erstrecken, sogar auf Politik. Hätte ich gewollt, so stand mir frei, die Herren vom Politischen Wochenblatt oder die historisch-politische Zeitschrift Ranke's an guter Gesinnung zu übertreffen. Eine glühende Kohle, die ich nicht anzufassen wagte. Die blaue Tinte meines Censors strich bereits genug in den Ergüssen meiner Feder über die neuesten Almanache. Ich merkte die noch nicht ganz erkaltete Gunst des Großinquisitors, der ohne Zweifel

für mich gut gesagt hatte, obschon ich ihn seit lange nicht mehr in den Staatsrath begleitete oder unter seinen Auspicien auf die Freiredouten ging.

In Bezug auf diese Thätigkeit, die sich eines Anklangs von etwas über siebzig Abonnenten im deutschen Vaterlande zu erfreuen hatte und meine Finanzen ruinirte, äußerte Hegel in seiner mürrischen Weise:

„Wie kann man sich an diesen Wolfgang Menzel anschließen —!"

„Meine Ueberzeugung das —!" erwiederte ich ebenso brummisch.

Es hätte mich allerdings mehr gefördert, wäre ich trotz meiner neunzehn Jahre als Enthusiast für den Real=Idealismus aufgetreten.

Doch der Wahrheit gemäß, bekenne ich, daß sich mir in Hegel's Vorträgen jenes Damascuswunder (ich möchte es ein umgekehrtes nennen, die Bekehrung vom theologischen Paulus zum philosophirenden Saulus), das mir im winterlichen Thiergarten begegnet war, stündlich wiederholte. Jede der Hegel'schen Beweisführungen hatte eine praktische Perspective. Am Ende einer langen, allerdings höchst monotonen und langweiligen Allee von Begriffsspaltungen sah man immer einen Erfahrungssatz, der bestätigt, oder einen Traditionssatz, der umgestoßen werden sollte. Der logische Prozeß, das Sein und Werden, das Ansich und

Fürsich, war allerdings ein Becherspiel unter der Hand eines Jongleurs, der sein Spielzeug so lange betreibt, bis er uns das Auge verwirrt und durch Aufdeckung eines der blanken Gefässe erst wieder zur Besinnung bringt. Hob Hegel den Becher auf, so lag gewöhnlich ein Unerwartetes da, ein Wort von Goethe oder Spinoza, eine mystische Stelle Taulers oder Jakob Böhme's, eine Etymologie von Grimm, ein politisches Wort Montesquieu's, ein Vorkommniß der Geschichte. Man mußte staunen und bewundern. Die schärfste Polemik nach links und rechts, die absolute Verachtung der „abstracten", „endlichen", „flachrationalistischen" „Wahrnehmungen" begleitete durchweg den Vortrag und erkräftigte den Geist. Allerdings erfüllte er ihn auch mit Hochmuth. Man sah nur Denk-Parias um sich, während man sich selbst, mit seiner Mappe unterm Arm, ein Bramine erschien beim Heraustreten aus dem Hörsaal — war es nicht Nr. 6? Die Hegel'sche Philosophie der Geschichte, deren Gefahren ich erst später erkennen lernte, war in der That jenes Webermeisterstück, wovon Mephisto im Faust spricht. Die Fäden gingen auf und nieder, jeder Tritt war sicher und berechnet, die Welt wurde dem Schöpfer nachconstruirt, das Geheimniß der Parzen, ihr System, wonach sie die Verhängnisse bestimmten, schien enträthselt. Die Art, wie aus jedem Volk gleichsam die Wurzel seines Seins gezogen wurde, von

jedem Zeitabschnitt die Blüthe gepflückt seiner gesammten Tendenzen und Strebungen, erfüllte den jugendlichen Hörer mit andächtigen Schauern.

Und dennoch konnte ich über die eine Klippe nicht hinweg, daß das Denken gleich sein sollte dem realen Sein! Ich bewunderte einige leidenschaftliche Adepten der neuen Lehre, denen diese Fähigkeit vollkommen inne zu wohnen schien. Sie konnten das Nichts ordentlich festhalten, das Sein und Werden wie mit Fingern greifen. Sie konnten sich die Welt, das Stein- und Mineralreich, die preußische Wachtparade mit den himmelhohen Haarbüscheln an den damaligen „Czakos“ der Garde, die lange Friedrichsstraße ebenso wie die Milchstraße am Himmel alles auch aus puren Ideen gebildet denken. Ich gehörte nicht zu ihnen. War ich doch sonst Keiner von den Massiv- und Grobkörnigen, die nur Das begriffen, was sie, wie Marheinecke gesagt hatte, „in ihren Leib hineinfraßen“ — ich bekämpfte im Gegentheil eifrigst mein Behagen an der Erscheinungswelt — aber diesen Augenblick begriff ich nicht, wo plötzlich der Logos das Wort war und das Wort die sichtbare Welt. Um mich dann zum abstracten Denken, zu einer mehr süd- als norddeutschen Ekstase und Idealität reifer zu machen, besuchte ich ab und zu einige der wenigen damals auftauchenden Locale für — „fremdes Bier“. Aus mächtigen Pokalgläsern sprach ich lediglich dem Er-

langer und Nürnberger zu, das amalgamirt mit den gepfeffertsten und gezwiebeltsten Beefsteaks (die damals ebenfalls noch eine Neuerung für Berlin) dem Menschen eine himmelstürmende Elasticität zu geben vermag und aus dem Vaterland Hegel's, dem poesievollen Süden kam — aber alles umsonst! Die verbesserte Nahrung wirkte lediglich auf die Vermehrung der Thatkraft und brachte wiederum die Wälle von Spandau in Gefahr. Entbehrung hätte für die Ideen Plato's gewiß besser gewirkt. Aber die Ideen Plato's kannte ich schon als Schattenbilder, als bloße Abdrücke der Wesenheiten in einem sonnenverklärten Jenseits. Ich suchte das Denken gleich Sein. Um mich von meinem Unvermögen, dies zu finden, zu heilen, besuchte ich noch die Vorträge zweier Schüler Hegel's, Michelet's, der sich aus Hegel's Logik eine liberale Weltanschauung zu construiren im Begriff war, und des äußerlich coulanten und gefälligen Herrn Leopold von Henning, dem dieselbe Logik das Material zur Unterstützung Jarke's und Phillips' bot, jener Ultraconservativen, die bald ihre Confession wechseln, katholisch werden und nach Oesterreich auswandern sollten. Aber ich kam über den Moment, wo auch diesen braven Männern das Denken gleich Sein war, nicht hinweg. Ich sah nur Betrachtende und Betrachtetes in der Welt. Meine Röcke und Stiefel kosteten ein „reelles" Geld — eine schwarze Pikesche mit kunstvollen

Schnüren und zierlich übersponnenen Knöpfen machte mich auf ein halbes Jahr zum Schuldner meines Schneiders — wie ich aber eine so kostspielige materielle Welt rein aus meinen Gedanken heraus ableiten und Gläubiger mit Ideen zufriedenstellen sollte, ich habe es nicht begriffen, so lebhaften Theil ich auch an einem Disputatorium nahm, das Leopold von Henning, ein ehemaliger Offizier und auch noch damals Lehrer an der Kriegsschule, förmlich als eine Art Hegel'schen Exercierplatzes errichtet hatte. Der große, hagere Baron konnte für unsern Flügelmann gelten. Wir waren einige Zwanzig und machten Rechts schwenkt! Augen links! In Zügen! In Colonnen! Alles mit ihm durch, legten Hinterhalt mit Trugschlüssen, schossen Beweisführungen, avancirten und retirirten, alles nach den Regeln der Dialectik. Mein Denken aber und — das alte zerschnittene Pult vor mir mit den eingekerbten Namen und schwarzen Tintenflecken erhob sich nicht zur absoluten Identität, so sehr ich geneigt war, anzunehmen, daß allerdings Alles anfangs Gott und Gottes war, daß sich Gott in seinem Bestreben, einmal aus dem Ansich herauszuspazieren zu gehen, einer, so zu sagen, electrischen Strömung im All bedient haben konnte, woraus die Materie entstand. Hatte man doch Beispiele, so stärkte ich meinen Glauben, daß aus einem Gewitter, also aus reinen Luftphänomenen, helle, schwere Steine gefallen waren. Mit Meteorsteinen

und aus gewissen räthselhaften Vorgängen, namentlich der Generatio aequivoqua, suchte ich mir die Möglichkeit des Nichts = Etwas zu erklären. Ich Unglücklicher, wenn ich schon damals hätte erfahren müssen, daß auch die Generatio aequivoqua nur auf Täuschung beruhte und daß alles, was entsteht, die Virchow'schen Eier voraussetzt!

In diesem Kampf zwischen Glauben und Zweifel war ich eines Tages aus Henning's Disputatorium unter die herbstlich gefärbten Kastanienwipfel getreten, um frische Luft zu schöpfen und mich an einem mir sympathischeren Sein und Wesen der Dinge, am blauen Himmel, an den Kastanien, die von den Bäumen fielen, am Rascheln des Laubes zu erfreuen, als mich einer der Mitdisputanten, unverkennbar ein Israelit (am Jordan selbst konnte er geboren sein, so gelb war seine Haut, so orientalisch gezeichnet seine Physiognomie), einholte und mit den Worten anredete:

„Ja, werden Sie denn auch noch länger diesen Hegel'schen Unsinn aushalten können?"

Ich sah den Sprecher, den ich schon öfters bemerkt hatte, groß an. Diese Kritik der Hegel'schen Philosophie schien ihm vom Herzen gekommen. Sein Auge verrieth eine förmliche Zornesgluth. Die blassen Lippen waren trotzig aufgeworfen. Der gebückt getragene Kopf machte eine Seitenbewegung der absolutesten Verachtung auf das im Schatten liegende graue Universitätsgebäude.

Mit der scharfen, namentlich den Diphthong „ei“ so schneidend hervorhebenden Sprechweise, die in Königsberg, Kant's Geburts- und Wirkensstätte, heimisch ist, griff er zunächst Henning als einen bloßen Nachbeter an, die Disputanten, die sich mit ihm in allerlei Wortklaubereien ergingen, nannte er eitle Bursche, die sich nur einen Namen machen wollten; die ganze Philosophie Hegel's war ihm ein Wortgefecht.

„Ich habe Sie schon öfters beobachtet“, fuhr er fort, schon als Sie die Schicksalsgottheiten überwunden hatten und Ihnen Ihr ehemaliger Rector, Ribbeck, drüben im Hofe der Universität Glück wünschte. Auch Ihr „Forum“ lese ich. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, wir wollen Hegel's Encyclopädie für uns selbst vornehmen und Paragraph für Paragraph durchgehen und uns überzeugen, was daran Sinn oder Unsinn ist.“

Auge, Gestalt des Mundes, die ganze mürrische Miene und nachlässige Haltung des Körpers blieb während dieser Worte dieselbe. Weder daß ein Lächeln über seine Züge glitt, noch eine besondere äußere Bezeugung des doch in seinen Worten liegenden Wohlwollens sichtbar wurde. Sein mürrischer Ernst, seine kurze, schneidende Redeweise änderte sich nicht, auch als ich mich bereit erklärte, auf seinen Vorschlag einzugehen, und noch einige von meinen Kneipgenossen mitbringen zu wollen, falls ihm die

Erweiterung unserer kritischen Lecture zu einem regelmäßigen philosophischen „Thee“ oder „Kaffee“ oder sonstigem Verkehr oder aber zu einer — dann in jeder Beziehung trockenen Gesellschaft genehm wäre.

Als ich seinen Namen erfuhr, erkannte ich einen literarischen Collegen. Auch er hatte schon die fragwürdigen Reize der Oeffentlichkeit gekostet. Es war jener Joel Jakoby, der einige Jahre später eine auffallende Rolle spielen sollte, eben noch „Klagen eines Juden“ geschrieben hatte, unmittelbar darauf Christ, sogar Katholik wurde, die besondere Protection der maßgebenden politischen Kreise Berlins genoß, seltsame, aufsehenmachende Artikel mit dem Zeichen „Halle an der Saale“ für die Allgemeine Zeitung schrieb, eine mysteriose Reise nach der Schweiz unternahm, wo man damals als politischer Spion irgendwo mit drei Dolchen in der Brust in einem Busch aufgefunden werden konnte, deßhalb schleunigst nach Berlin zurückkehrte, allwo er erst vor einigen Jahren als „Lector“ beim Berliner Polizeiamt und mit dem Titel eines Kanzleiraths, auch nicht ohne Orden gestorben ist.

Diese in sich wahrlich zerrissene Natur, heute im Ton der Psalmen das moderne Leid der Juden singend, jenen damals mit Bendemann's „Trauernden Juden“ und dem Emancipationsbegehren aufgekommenen soge=

nannten „Judenschmerz“, und morgen von den Weiden am Bach Kidron direct nach Dresden reisend, um sich in der dortigen katholischen Hofkirche statt Joel (Jehova ist Gott) Franz Maria taufen zu lassen, wußte sich den Schein völliger Einigkeit mit sich selbst zu geben. In raschem, monotonen Absprechen erledigte er jede Schwierigkeit. Jenen Verehrungssinn, der seinem Stamm sonst eigen zu sein pflegt, entbehrte er durchaus. Ihm war alles menschliche Streben durchaus menschlich, höchst endlich, der größte Geist unter Umständen ein Dummkopf. Aber auch jeder Minister, jeder Fürst erschien ihm durch die allgemeinen Bedingungen alles Daseins eine leicht auszunutzende Gewöhnlichkeit. Ihm imponirten die Dinge und Menschen nur so lange, bis er ihnen eine Phrase für sein sprachlich nicht geringes Talent abgewonnen hatte. Der volle Pendant zu dem damals immer mehr die Oberhand gewinnenden Heinrich Heine. Nur daß Jacoby im Grunde seines Wesens eine Natur war, die das Verständniß der Pietät besaß aus dem gemeinschaftlichen jüdischen Ursprung her. Sinn für die Tiefen des Gemüths und die heiligen Schauer der Religion, der Sitte, des häuslichen Lebens, fehlte ihm nicht. Dennoch machte er ihn nicht geltend. Ueber den jedenfalls vorhanden gewesenen Zwiespalt seines Innern und die nagenden Gewissensbisse soll ihm zuletzt die Wiederaufnahme von Reminiscenzen aus den Zeiten Ludwig

Devrient's und E. T. A. Hoffmann's bei den Weinhändlern Lutter und Wegener in Berlin, ein tägliches Desipere in loco, hinweggeholfen haben.

Wirklich wurde also ein regelmäßiger, hyperboräisch-norddeutscher Thee unter vier bis fünf Criminalinquisitoren der Hegel'schen Philosophie in Joel Jakoby's Behausung, in der Nähe der Werder'schen Kirche, abgehalten, an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das Hotel d'Angleterre erhebt. Die Paragraphen der Encyclopädie wurden jede Woche einige Mal durchgenommen und über den Sinn oder Unsinn derselben die verschiedenen Meinungen gehört. Dabei stellte sich zunächst heraus, daß Joel Jakoby's mürrischer Ernst nur die Maske eines Bestrebens war, durch komische Schlagworte Lachen hervorzurufen. Sein eigenes behagliches Lächeln über Etwas, das gezündet hatte, blitzte, wenn auch nur verstohlen, über den gelben, egyptischen Teint seiner eigenen Gesichtszüge verrätherisch hinterher nach.

Mitten in diese philosophischen Abende hinein brach bald eine Schreckenszeit, die nicht nur uns, sondern die ganze damalige Welt an die Endschaft aller idealen Träume und Gott sich gleich und verwandt fühlenden Stimmungen erinnerte. Die Cholera, der „asiatische Gast", wie sie hieß, die „Seuche", wie sie auf den Kanzeln genannt wurde, besuchte zum ersten Male Europa. Sie war das

Schreckbild der Menschheit. Auf einem dürren Kosackenklepper schien sie zu kommen, die sieben Plagen als siebensträhnige Knute in der Hand, diese asiatische Giftmischerin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf. Ein hageres, fahles Weib mit zerzaustem Haar — Schmutz an ihren Kleidern — das personificirte — Erbrechen —! Das war wahrscheinlich ein Gegensatz zur — Idealitätsphilosophie! Die Welt des Lichtes, der Ahnung und Schönheit in unserer Brust und nun diese Cholerapräservative, diese wollenen Leibbinden, diese mit dunklem Wachstuch überzogenen Todtenkörbe, diese besonderen, der Ansteckung wehrenden Anzüge der Wärter, diese Tafeln, die an die Häuser geheftet werden sollten, diese Cholerastationen in jedem Stadtviertel! Man glaubte an Ansteckung und Einschleppung. Man hatte gewiß Recht. Denn sie war ja auf der Wanderung von Indien her, über den Ural, durch die Steppen Rußlands gekommen. Rußlands Freundschaft für uns, die heilige Allianz, die soeben den polnischen Aufstand niedergeworfen hatte, schien uns ein Geschenk des Dankes damit machen zu wollen. Von dem Elend, das zu erwarten stand, hatte das Volk entsetzliche Vorstellungen. Es fürchtete die Brunnen vergiftet, glaubte die Reichen von den Krallen der Harpye verschont und sah ein Strafgericht Gottes verhängt über die Welt für all die Sünden, die sich seit dem

durch Gottes Gnade verhängten Sturz Napoleon's so bedenklich gemehrt hätten, besonders für den Unglauben. Und die Denker litten nicht minder. Diese standen unter dem gefährlichen Einfluß ihrer Phantasie und — ihrer Gelehrsamkeit. Die Seuche kam aus Indien, dem Lande der freiwilligen Selbstvernichtung. Es wurden Scenen des Entsetzens, der Verzweiflung, des Aufruhrs berichtet, die ganze Städte ergriffen haben sollten, andrerseits wieder Scenen des absoluten Gleichmuths, der dumpfen Ergebung in Leben und Tod, wo sich die Bande der Freundschaft und Liebe lockerten, die Mutter die Kinder vergaß, der Gatte die Gattin. Die Bilder der Pest, des „englischen Schweißes", des „Flagellantismus" entrollte unseren Gelehrten des Kastanienwäldchens Professor Hecker, der Historiker der Medicin. Für die Philologen, für Schleiermacher, Boeckh entrollten sich die Blätter des Thucydides, die Bilder der Pest, die einen Denker, wie Anaxagoras, hatte bestimmen können, den freiwilligen Hungertod, das gräßlichste Sterbenwollen, dem noch gräßlicheren Sterbenmüssen vorzuziehen, der Pest, die einen Perikles, die göttliche Gestalt, als sie selbst schon von den Pfeilen des erzürnten Helios geritzt war, noch über die Opfer des Krieges und der Seuche seine berühmte Trauerrede halten ließ, in welcher sich auch nicht Ein Hauch der Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen und nur lediglich die Vertröstung durch irdische Unsterblichkeit findet —!

Mit trüben Ahnungen gingen diese Männer. Schleiermacher predigte Liebe und Geduld; er beschwor seine Gemeinde um die Bewährung christlicher Tugend. Wie eben Berlin ist, so suchte es auch im Witz eine Hülfe und Zerstreuung. Man sprach damals von Boccaz, der sein Dekamerone für die Pest geschrieben hätte. Man verspottete den Chef des Medicinalwesens, Professor Rust, der eine absolut hermetische „Sperre“ nach Osten angeordnet hatte, und ließ eine Carricatur erscheinen, einen Vogel mit dem Kopfe Rust's und der Unterschrift: „Passer rusticus. Gemeiner Landsperling.“ Aber die Cholera-Stationen Thorn, Danzig, Frankfurt an der Oder kamen immer näher und die Gebete in den Kirchen, sogar Schleiermacher's Thränen (denn damals hat Scheiermacher, die kalte Natur, am Schluß jeder seiner Predigten geweint) halfen nichts. Ich sah wiederum am Kastanienwäldchen die ersten sicheren Zeichen, daß — „sie“ da war. So sprach man von ihr, wie jetzt vom „Er“. Am Ende der Dorotheenstraße, im letzten Hause am kleinen Arm der Spree, die noch lange kein Eis ansetzen und eine Anti-Cholera-Temperatur einleiten wollte, lag das „Klinicum“, ein bescheidener Anfang jener großen Schmerzensstätten, die jetzt der wundärztlichen Kunst in anderen Gegenden der Stadt aufgeschlagen sind. Auch dort war eine Cholerastation. Schon wurden mit fieberhafter Eile durch das welke Kastanien-

laub die langen Cholerakörbe von Männern, die an die Todtenbrüderschaft Rom's erinnerten, getragen. Wen die gespenstische Giftmischerin nicht mit ihrer Geißel unmittelbar berührte, den ergriff ihr moralischer Einfluß, die Furcht, die bloße Vorstellung von ihren Schrecken. Die Krankheit sprang aus der Phantasie in den Unterleib. Das war eine satanische Ironie des Denkens = Sein! Die Raben krächzten in den Wipfeln. Kein jugendlicher Nachwuchs baute noch Laubhütten unter den alten Bäumen oder sammelte ihre braunen glänzenden Früchte, um sie zu Kränzen aufzureihen, die über die Schultern geworfen wurden. Alles schoß angstvoll aneinander vorüber und stand unter dem Druck der neuesten Nachrichten, die in den Morgens erscheinenden Zeitungen gestanden hatten über die Progression der Zahl der Erkrankten und Gestorbenen. Bald ging diese in die Tausende. Saphir schickte den Berlinern von München aus, wohin er gegangen war, den „Witz": Man sage nicht mehr: „Wie geht's Ihnen?" sondern „Wie schwitzen Sie?"

Es war ein naßkalter Novemberabend. Am westlichen Himmel zeigte sich jenes Gelbroth, womit die untergehende Sonne nur Sturm und Regen verkündet. In einem Winkel des Kastanienwäldchens, dort, wo sich die froheste Jugendlust getummelt hatte, sprach ich einem treuen, lieben Freunde, einem Nachkommen Bürger's, trauernd die Worte:

Was mir das graue Palais dort drüben bieten kann, das hab' ich nun leidlich hinweg! Ich halte nicht eine einzige Vorlesung mehr bis zu Ende aus, ich schreibe keine Hefte mehr nach, die Bücher, die ich zu Hause studire, haben mich weiter gebracht, als sämmtliche Vorträge. Das ganze Leben in Preußen, und in Berlin zumal, wird mir unertäglich. Wo ich hinsehe — Vorurtheil und Tyrannei! Kein Hauch der neuen Zeit darf über diese Grenzen kommen. Und sie verstehen es wirklich diese Gensdarmen und diese Männer mit dem rothen Kragen am Rock und den Orden im Knopfloch, die Luft abzusperren, die geistige Luft, den Zeitgeist —! Aber überall draußen treibt und drängt eine andere Welt zum Lichte! Ich will mit den Polen ziehen, die jetzt auch ihr Vaterland verlassen. Durch Berlin dürfen sie nicht kommen. Sie folgen einer Zwangsroute, die sie an den großen Städten vorüberführt, nach Frankreich hin, wohin sie übersiedeln, die neuen Enkel des Ahasver. Ich schließe mich ihnen an. In Süddeutschland, im poetischen Schwabenland will ich Schiller's Fußstapfen aufsuchen, um mich zu erheben, um mich zu kräftigen im Kampf für Schönheit und Freiheit. Hier erliege ich. Zum examenbereiten Candidaten der Theologie oder Philologie kann ich mich nicht mehr schulen. Die Sprache, die hier allein verstanden, allein gehört und belohnt wird, lerne ich nie —!

Es war mein zweiter Versuch, Berlin zu entfliehen. Den ersten hatte ich schon einmal mit meinem Hallenser besprochen im Walde an der Spree hinter Treptow, dort, wo ich in meinen „Ritter'n vom Geist" Schlurck habe sterben lassen — eine Waldgegend, damals von lichtschimmernden Buchen und ehrwürdigen Eichstämmen so gut bestanden, wie nur der Landschaftsmaler eine solche an den Bergesabhängen des Südens sucht, ob auch der Name: „Am Eierhäuschen" lächerlich niedlich klingt. Dieser Ausflug scheiterte damals am Mitleid um die alten Eltern. Der neue sollte von einer aus Stuttgart erwarteten Zustimmung abhängen.

Diese traf ein, und so wurde denn — ein altes Felleisen mit meinen Habseligkeiten gepackt. Meine Reiselecture war ein eben erschienenes Buch von Karl Rosenkranz: „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter". Im strömenden Regen und nach Abschieden, deren Schmerz auf anderem Gebiete zu suchen war, als auf dem welken Laub im Kastanienwäldchen (dem Capitel vom jungen Geist sollte sich in meinen „Lateinischen Jahren" ein Capitel vom jungen Herzen anschließen dürfen), rasselte ich aus der Stadt der Pest hinaus zum noch cholerafreien und überhaupt in Allem und Jedem freieren Süden. Man bedenke das feierliche Tempo dieses gewagten ersten Schrittes in die große Welt! Ich fuhr allerdings nicht

mit der „Schnell=", sondern nur, meiner bemessenen Reise=kasse wegen, mit der „Fahrpost" —! Aber zwei Nächte und einen ganzen Tag gönnte sich ein begnügteres Jahrhundert, um von Berlin aus nur allein — bis nach Halle zu kommen.

# Aus Empfangszimmern.

# I.

In maßgebenden, großen Städten wird man in jenem Viertel, wo die Paläste der Großen, die Amtswohnungen der Minister und dirigirenden Räthe liegen, in den frühesten Morgenstunden Männern begegnen in einer für diese Tageszeit ungewöhnlich gewählten Toilette. Eine weiße Halsbinde läßt sich selbst bei grimmiger Kälte unter dem schützenden Confortable unterscheiden. Der Cylinder ist nicht selten vollständig neu, die Farbe der Handschuhe Weiß oder Paille, wenn auch vielleicht noch ein Paar gröbere Buckskin darüber gezogen sind, um jene noch zu schonen oder der bessern Erwärmung wegen. Im Sommer hüpfen diese ballmäßig Gekleideten im dann vollkommen sichtbaren schwarzen Frack über die Trottoirs. Es sind Sollicitanten, die in den Morgenstunden bei den Machtbegabten ihre Aufwartung machen.

Hoffen und Harren, Hangen und Bangen „in schwebender Pein" liegt auf den Mienen dieser Frühausgeher nur allzu sichtlich ausgesprochen. Jenes schon mit Silber=

grau geschmückte Haupt dort zählt sorgenvoll die Hausnummern ab, bis es an die Pforte gelangt, um derentwillen der würdige Träger, vielleicht ein zurückgesetzter, übergangener Beamter, nicht unmöglich eine Reise von achtzig Meilen gemacht hat. Den Minister will er über die Ursache aufklären, weßhalb ihn sein nächster Vorgesetzter haßt und nicht zur Beförderung empfiehlt. Kummer, Spannung, hundertmal getäuschte Erwartung liegen deutlich in seinem gefurchten Antlitz ausgedrückt. „Muth! Muth!“ spricht er in sich selbst hinein, indem er einen Jüngling betrachtet, der in gleicher Toilette schon aus dem Empfangssalon der Excellenz getreten ist und mit glühendem Antlitz an ihm vorüberschießt, über die Teppiche, mit denen die stolze Aufgangstreppe belegt ist, hinweg. Der Jüngling ist mit Hoffnungen geschieden, wenigstens hat er sich aussprechen dürfen. Mancher freilich schleicht auch langsam an ihm vorüber. Dort geht Einer, der sich alles das, was er gesagt hat und hatte sagen wollen, kopfschüttelnd zu überlegen scheint. Es fallen ihm jetzt erst jene sogenannten „Treppenwitze“ ein, die den Menschen geistig in zwei Theile zerlegen können, den einen, wo unser halbes Ich traurig auf der Armensünderbank sitzt, und den andern, wo die andere Hälfte zu ihm spricht: „Du Esel, warum warst du auch nur so verblüfft! Warum hast du ihm nicht dies oder das geradeheraus gesagt! Und ‚Excellenz wollen

geruhen!' das hast Du Unglücklicher kaum zweimal an passender Stelle angebracht —!" Solche arme Träumer treten dann auf die stillen Straßen des Minister= und Geheimraths=Viertels hinaus und wandeln wie im Traume dahin. Die erste beste Milchfrau kann sie mit ihrem Hundekarren überfahren.

Wenn ich mein vergangenes Leben überblicke, so erinnere ich mich, die verhängnißvolle weiße Frühmorgens=Halsbinde nicht selten umgelegt zu haben. Allerdings viel seltener als Tausende, die geradezu einen nicht unwesentlichen Theil ihres Lebens in Vorgemächern zubrachten. Die verlorensten Stunden des Lebens sind diese Viertel=, halben und ganzen Stunden, die man zuweilen in totaler Gedankenlosigkeit, rein ein Sklave eines andern in bunte Livree gekleideten impertinenten Sklaven, eines anmeldenden Lakaien oder Kammerdieners, im Vorgemach eines Empfangssalons zubringen muß, bis an uns die Reihe kommt. Es giebt jedoch Charakter, die sich im Antichambre gefallen. Manche unter ihnen hatten auch Nutzen davon. Nicht daß die Großen ihren Bittanliegen deßhalb willfahren, weil sie derselben endlich überdrüssig wurden; nein, die Großen lieben in der That die Demüthigung der Kleinen. Diese gebückten Rücken, diese verlegenen Mienen, diese stotternden Anreden, womit man durch eine geöffnete Flügelthür zu einem Fürsten, einem Minister schreitet, haben

diese vollkommen gern. Die Großen wollen es wissen, fühlen, warum man sie die Großen der Erde nennt. „Ah, bester Professor, erinnern Sie sich denn endlich auch wieder einmal meiner?“ „Willkommen, bester Herr Lilienthal, Sie wieder in der Residenz?“ — „Ah, sieh da, sieh da, Herr von Schweifwedel, wollen Sie sich nach meinem Befinden erkundigen —?“ Diese devoten Besucher erreichen gewöhnlich ihre Zwecke. Wenn nicht diesmal und auch noch nicht das nächstemal, so doch gewiß nach einem halben Jahr, besonders hinter der gebührend angezeigten Erinnerung an den glücklich herankommenden Namens- oder Geburtstag ihres hohen Gönners.

Wenn ich den freundlichen Lesern und Leserinnen derselben aus meinen Erinnerungen einige interessante öffentliche Charaktere zu schildern, heute diese Form dafür ergreife, an die Sollicitanten- oder Huldigungs-Augenblicke in meinem Leben anzuknüpfen und eine Reihe hochgestellter Personen zu schildern, denen ich in die Lage gekommen bin mit weißer Cravatte meine Aufwartung zu machen, so schicke ich sogleich voraus, daß die Zahl derselben doch nicht allzu groß ist. Sie ist es nicht etwa deßhalb nicht, weil ich immer ein hohes Selbstgefühl gehabt hätte, sondern im Gegentheil, weil ich mit einem recht kleinmüthigen Respect vor hohen Herrschaften auf die Welt gekommen bin. Eine fürstliche Person war mir in meiner Knabenzeit

ein Halbgott. Daß ein Prinz und noch dazu der Sohn und Bruder eines Königs nach dem blut= und noch mehr regentriefenden Tage der Schlacht an der Katzbach in Schlesien, 1813, in die Lage hatte kommen können, bis auf die Haut durchnäßt zu sein, und sich von seinem Leib=bereiter (meinem Vater) ein trockenes — Hemd entleihen zu müssen, das kannte ich allerdings als eine Möglichkeit, die in der Weltgeschichte hatte vorkommen können, ebenso, daß dieser nämliche Prinz, der Vater der Königin von Baiern, die groben Hemden seines Leibbereiters längere Zeit hindurch wirklich getragen hat. Aber es wurde vom Vater vorgetragen wie eine Geschichte aus „Tausend und Einer Nacht". Es blieb bei alledem fest, Generale und Mi=nister hatten ein anderes Blut als wir gewöhnlichen Men=schen. Jenes homerische „Ichor", das den Göttern des Olymp durch die Adern rollte, machte zwar diese nicht unempfindlich gegen Flöhe und Wanzen und veranlaßte anderweitige Campagne=Berichte für des Knaben Ohr von Menschen mit funkelnden Ordenssternen, die es vorziehen konnten, sich lieber auf's Stroh neben ihre Dienerschaft zu werfen, als in einem unheimlich wimmelnden Himmel=bett auszuharren. Aber auf der Parade und bei der Cour und vollends bei einem Diner im königlichen Schlosse oder prinzlichen Palais stellten sich immer wieder die Vor=stellungen von unnahbaren und nur durch's Sterbenmüssen

uns gleichgestellten Sterblichen ein. Später kam zum Vermeiden der Berührung mit den Auserwählten der Gesellschaft als Motiv noch die grollende liberale Gesinnung. Es gab in meiner Jünglingszeit noch keine Minister, die in einem Schriftsteller meiner Gattung etwas Anderes hätten sehen können, als einen zu jeder Stunde für einen Citadellen-Sperrsitz Vorgemerkten. Als ich dann gar manche eigene Schuld frühreifer und halbwüchsiger Entwicklung zu bereuen hatte und leiden mußte unter dem Druck einer vor eitel Bosheit und Rache ganze Schalen voll Unraths über mich ausgießenden Kritik und auch officiell von den Bundestagsbeschlüssen mit anderen Autoren zugleich ein Hic niger est! aufgedrückt bekam, da habe ich manches runde Jahr nicht gewußt, wie mir eine weiße Cravatte steht, und die richtigen Titulaturen, ob Durchlaucht oder Hoheit, machten mir keinen Kummer.

Von meinen Gymnasiasten- und Studenten-Berührungen mit dem so übelberufenen preußischen Minister von Kamptz habe ich einige Blätter vorher berichtet. Varnhagen's neuerdings erschienenen „Tagebücher aus den Zwanziger-Jahren“ entsprechen dem Bilde, das ich dort von dem unerbittlichen Demagogen-Verfolger entworfen habe. An dem nach Köpenik gefänglich eingebrachten Grafen Bocholtz wollte des Gefürchteten angeborne, von mir mit Beispielen belegte Gutmüthigkeit durch

leutselige Offerten das Herbe seines Verfahrens wieder gutmachen. Später bin ich auch mit dem Geheimrath von Tzschoppe, dem Nachfolger im Fach der politischen Ketzerverfolgung, in persönliche Berührung gekommen.

Als ich für meinen Roman: „Wally die Zweiflerin" von den Gerichten, und zwar, weil derselbe in Mannheim erschienen war, von den badischen, in Anklagestand versetzt wurde, lebte ich zu Frankfurt am Main unmittelbar unter dem Damoklesschwert des Bundestags. Wäre ich auf die mir von den Frankfurter Behörden insinuirte Vorforderung in meine Heimat nach Preußen zurückgekehrt, so erwartete mich dort entweder kurzweg eine Auslieferung an Baden oder, wenn ich mich hätte in contumaciam verurtheilen lassen, eine Abbüßung der verhängten Strafe in Berlin, meinem zuständigen Wohnorte selbst. Denn die Regierungen Deutschlands hatten damals nur ein einziges Ziel, das sie alle unter einander solidarisch verband, die Unterdrückung jeder für revolutionär erklärten geistigen Neuerung. Aufgeregte Freunde stürzten in mein Zimmer und riethen mir, dem Beispiele Börne's und Heine's zu folgen und nach Frankreich zu fliehen. Eine soeben in Frankfurt geschlossene Verlobung und die Vergegenwärtigung eines völligen Bruches mit unseren heimischen Verhältnissen, welcher eine Folge dieser Entweichung hätte

werden müssen, bestimmten mich, mich in mein Schicksal zu ergeben und zur Ladung der großherzoglich badischen Gerichte mich in Mannheim einzufinden.

Vorher legte ich aber zweimal die weiße Frühmorgen-Halsbinde um. Ich eilte nach Karlsruhe, um den damals gefeierten Minister Leopold's „des Bürgerfreundlichen", den „biedern" „Vater Winter" Excellenz, um die Vergünstigung anzugehen, mich nicht früher festsetzen lassen zu wollen, ehe nicht ein Urtheil erfolgt wäre. „Vater Winter", durch einen Ehrennamen ausgezeichnet, der später an noch einen anderen badischen „Vater Winter", den Buchhändler und Bürgermeister von Heidelberg, gelangte, war das damals noch ziemlich alleinstehende Beispiel eines bürgerlich-constitutionellen Ministers. Baden galt für den Herd der revolutionären Neuerungen. Es hatte den 13. Artikel der Bundesacte, die Ertheilung einer Repräsentativ-Verfassung, ehrlich vollzogen, und die Nähe Frankreichs, die durch mannigfach wechselnde politische Schicksale gereiftere Bildung des noch nicht lange neuerfundenen „badischen Volkes" für öffentliche Angelegenheiten, vielleicht auch die sich schon regende neukatholische Oppositionslust des ehemaligen österreichischen Breisgau kamen zusammen, um die badischen Ständekammern für die Ideen des politischen Fortschritts zu einem stolzen Leuchtthurm in Deutschlands damals noch so dunkler Nacht zu machen. Georg

Ludwig Winter (in Carlsruhe ist ihm ein lebensgroßes Standbild errichtet) war der Sohn eines Geistlichen und durch ein gewandtes Beamtentalent allmälig in's Ministerium gelangt. Die Juli = Revolution, die Furcht vor einem weiteren Umsichgreifen des Geistes der Auflehnung und Empörung, machte ihn zum dirigirenden Minister. Man bot ihm den Adel an, den er ausschlug. Der treffliche Mann war im vollen Zuge, nach allen Seiten hin zu reformiren; er bekämpfte Adels= und Clerus=Prätensionen, schuf eine liberale Gemeinde=Verfassung und würde Baden immer mehr zu einem leuchtenden Vorbilde, einer Ermuthigung für die allgemeinere Betretung der constitutionellen Bahn in Deutschland gemacht haben, wenn nicht Metternich's Despotismus durch den Bundestag ein gebieterisches Halt! gesprochen hätte. Für den mit Winter einverstandenen freimüthigen von Dusch kam dann jener bekannte Freiherr von Blittersdorf nach Frankfurt als bundestäglicher Vertreter Badens, der die ganze Knechtschafts = Periode bis 1848 als ein getreuer Schildknappe des Wiener Cabinetes auf seinem Platze durchmachte, bis er in den stürmischen Märztagen eine ungeheure schwarz = roth = goldene Cocarde an seinen Hut steckte und damit vor Aller Augen in den Frankfurter Promenaden spazieren ging, Letzteres lediglich deßhalb, um sich auf einem Boden erhalten zu können, wo er, obschon

von den badischen März=Ministern entlassen, seiner im großen Style betriebenen Häuser=Speculationen wegen durchaus verbleiben wollte. Nachdem sind sogar aus seiner „Diplomaten=Mappe“ „Aufzeichnungen“ von ihm erschienen, die der Welt und namentlich Frankfurt, das inzwischen immer demokratischer zu werden drohte, beweisen sollten, wie gut und ehrlich der verleumdete Mann es zu allen Zeiten mit den wahren Interessen des deutschen Volkes gemeint hätte.

„Vater Winter I.“ empfing den 24jährigen Inculpaten als ein echter Bürgerminister im Schlafrock mit der dampfenden Pfeife im Munde. Der stattliche Meerschaumkopf zeigte bereits jenes Tiefdunkelbraun einer gründlichen Durchgerauchtheit. Das Rohr war kurz, das Mundstück von Bernstein. In dem engen, düsteren Zimmer glaubte man das Studirzimmer eines Gelehrten anzutreffen. So etwa konnte Vater Hebel, der alemannische Sänger, in Carlsruhe als „Prälat“ gewohnt haben. Der Herr „Statthalter von Schopfheim“ stand vor mir, freili ein gstudirter und ein bisle gscheiter, als der andre. Auch net so feist und behaglich. Die Bürger=Excellenz war eine mittlere, gedrungene, magere Gestalt. Rauchend und gelassen hörte sie mein Gesuch und ging dann in dem engen Raume auf und ab, erklärend, den ganzen Anlaß, der mich zu ihm geführt, in seinen Einzelheiten nur obenhin zu kennen.

Auf einen provisorischen Chef der Justiz verweisend, sprach er sich, verdrießlich genug, durch die Tabakswolken hindurch dahin aus: „Ich kenne noch nicht einmal das Buch selbst und gestehe Ihnen, daß wir nur deßhalb mit einer Beschlagnahme vorgegangen sind, weil eine Recension im Stuttgarter „Morgenblatt" uns darauf aufmerksam machte. Die Sprache in dem Blatt ist so maßlos heftig, der Recensent ruft ausdrücklich alle Regierungen auf, einem hereinbrechenden Verderben zu steuern, daß wir deßhalb in Mannheim haben reclamiren müssen. Nun erlaubt aber die Verfassung keine Beschlagnahme, wenn nicht ein gerichtliches Verfahren damit verbunden ist. Gehen Sie übrigens getrost nach Mannheim! Ich glaube nicht, daß man Ihnen schon eine Untersuchungshaft verhängen wird! Gut dürfte es sein, da Sie Preuße sind, wenn Sie noch zu Ihrem hiesigen Gesandten gehen wollten." Mein Paß war abgelaufen.

Constitutionelle Minister sind nicht allmächtig. Winter, ersichtlich von dem ganzen Vorfall unangenehm berührt und die Collisionen voraussehend zwischen etwaiger von Baden gezeigter Nachgiebigkeit und dem vom Bundestage, vom vereinten, Hand in Hand gehenden Oesterreich und Preußen in solchen Fällen vorausgesetzten strengsten Verfahren, versicherte wiederholt seine Ueberzeugung, ich würde auf freiem Fuße bleiben. Nichtsdestoweniger wurde ich,

kaum in Mannheim angelangt, hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der Besuch beim preußischen Gesandten war in jeder Beziehung erfolglos. Herr von Ottenfels, ein nach dem Systeme Kamptz-Rochow-Tzschoppe wirkender Diplomat, der die Parole hatte, über die Conformität in Badens innerer Haltung mit der dem Lande vom Bundestage vorgeschriebenen Richtschnur streng zu wachen und zugleich noch nach Frankreich hinüber, in die Schweiz, die nachbarlichen constitutionellen Gebiete Süddeutschlands die Fühlfäden einer alles Verdächtige aufspürenden Beobachtung auszustrecken, war von Karlsruhe gerade abwesend. Ihn vertrat sein Attaché, ein junger Fürst Putbus, der sich zu meiner Angelegenheit verhielt, wie etwa ein junger Adeliger, der sich in Bonn studirenshalber aufgehalten hat, sein Triennium mit Hunden, Pferden, Ausflügen nach Köln, Trinken und Spielen zubrachte, sich verhalten würde, wenn man ihn plötzlich fragen wollte: Was hat Ulpian über Intestat-Erblassenschaft geschrieben? Das Morgen-Negligé der jungen Durchlaucht war allerliebst. Die Beinkleider waren roth, die Stiefel gelb, die Kopfbedeckung schien noch eine Cerevismütze der Saxo-Borussen zu sein. Zum Ausgehen hatten schon die feinen Lackstiefel bereit gestanden, wurden aber von zwei mächtigen Windspielen hin- und hergezerrt. Der junge hoffnungsvolle Diplomat war offenbar eben erst vom Lager aufgestanden, wo er

wahrscheinlich bis jetzt (es war neun Uhr) von jener reizenden Schauspielerin einen Vortraum hatte, die er einige Jahre später als Attaché des Herrn von Jordan in Dresden auf den elbflorentinischen Brettern kennen lernte und beinahe zu seiner Gemalin erhoben hätte. In einem darüber eingetretenen Bruche mit seinem Vater Durchlaucht ist der junge Diplomat früh gestorben. Er hatte für meine Angelegenheit nur das Achselzucken eines, wie es schien, stereotypen und zum Cursus im Diplomatie-Lernen gehörenden: „Durchaus keine Veranlassung haben". Er verstand es vollkommen, jene stillnachdenkliche Miene hervorzubringen, mit welcher die weißen Sollicitanten-Halsbinden die großen Treppen hinunterzuschleichen und gleichsam in's absolute Nichts zu verduften pflegen. Die eigentliche Branche des jungen Fürsten war ohne Zweifel nur das damals so wichtige Visiren der Pässe.

Wenn ich von diesem künftigen Werther oder Usedom von menschlichen Lauten wenigstens doch einige Worte eroberte, die etwa auf ein: „Wir mischen uns hier in nichts", oder: „In Abwesenheit des Gesandten ist nichts zu machen", hinaus kamen, so hatte ich zwei Jahre früher einen Vertreter des Kaisers von Rußland kennen gelernt, einen künftigen Nesselrode oder Gortschakoff, der das Wort Talleyrand's: „Die Sprache ist erfunden, um unsere Gedanken zu verbergen!" geradezu umkehrte und nach dem

Princip verfuhr: Um unsere Gedanken zu offenbaren, ist das Schweigen erfunden!

Es war in Berlin nach Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1831, als ich Veranlassung erhielt, mich in die kühne Phantasie einer Reise nach Warschau zu verlieren. Ein daselbst wohnender Jugendgespiele lebte in Verhältnissen, die über jeden politischen Makel erhaben waren. Sein Vater, mit russischen Officieren verschwägert, hatte während der Revolution selbst Lebensgefahr zu bestehen gehabt. Jener Oberst Haucke, der beim ersten Ausbruch der Verschwörung erhenkt wurde, war sein Partner bei manchem Spiel L'Hombre gewesen. Mein eigener Ruf war noch in politisch-literarischen Dingen der keuscheste und reinste. Weiß wie Schnee mußte mein Name in den schwarzen Büchern der Polizei glänzen, wenn auch nicht zu leugnen war, daß ich wegen eines abgerissenen Anschlagzettels als zwölfjähriger Gymnasiast eines Tages einen kleinen Straßenauflauf in Berlin veranlaßt hatte und eine halbe Stunde lang in dem schwarzweißen „Schilderhause“ des Wachtpostens am Seehandlungsgebäude internirt war. Aber ich erhielt den vollgiltigsten, sogenannten Ministerialpaß aus den Händen der preußischen Behörden und schwelgte in meinen Vorstellungen über Warschau, schrieb im Geiste Nachtgedanken beim Besuch der Schlachtfelder von Grochow und Ostro-

lenka, saß im Warschauer Theater, das mit Gewalt und auf Befehl der russischen Regierung wieder der Schauplatz eines sinnebethörenden Ballets geworden war, und verbot mir bei alledem eine ungroßmüthige Vergeltung des mir geschenkten Vertrauens, etwa eine Beleuchtung der tyrannischen Zustände, die anzutreffen ich gefaßt sein mußte, umsomehr, als ich damit eine mir unendlich werthe Familie, der ich mannichfach verpflichtet war, würde bloßgestellt haben.

Die russische Gesandschaft hatte sich noch nicht in Berlin von ihrem Souverain jenes glänzende Hotel erbauen lassen, das jetzt in der Reihe der stolzen Paläste „Unter den Linden" prangt. Doch bewohnte der russische Gesandte schon eine stattliche Behausung einige Nummern weiter hinauf zum Brandenburger Thor hin. Hier hatte ich den Paß abzugeben zum gesandtschaftlichen Visa, ohne welches er ein Logenplatz ersten Ranges zu einer Vorstellung von gestern gewesen wäre, und wurde beschieden, nach drei Tagen wiederzukommen. Zeit war dies zwar nicht genug, um nach Petersburg eine Anfrage zu richten und dort eine Senatssitzung anzuberaumen, aber doch genug, um in Berlin selbst Recherchen anzustellen über einen dermaßen sonderbaren Schwärmer, der, ohne von einem russischen Großen als Hauslehrer verschrieben zu sein, sich einbildete, als Studirter, als Candidatus theo-

logiae in die Grenzen Rußlands und vollends Polens eingelassen zu werden.

Nach drei Tagen verwies man mich an den Fürsten Trubetzkoi, Attaché des mir nicht mehr erinnerlichen ersten Nachfolgers des Grafen Alopäus. Auf Nennung meines Namens übergab mir dieser junge Mann auf seinem Bureau meinen Paß. Ich entfaltete denselben, zog schon die Börse, um etwaige Gebühren zu berichtigen, und entdeckte erst allmälig, daß ich den Paß ganz so wieder zurückbekam, wie ich ihn übergeben hatte.

„Der Paß ist ja noch gar nicht visirt?" sagte ich mit berlinischer Naivetät.

Fürst Trubetzkoi, ein junger Dandy wie Fürst Putbus, aber bereits von jener düstern, kalten, blasirten russischen Ausgebranntheit, die wir aus Turgenjeff's „Rauch" kennen, mußte Deutsch verstehen. Die Zeit der neu-altrussischen Diplomatie war noch nicht gekommen. Er hatte sich mit seiner Schreibfeder wieder dem Pulte zugewendet und kehrte mir den Rücken.

„Der Paß ist noch nicht visirt!" wiederholte ich mit erwartungsvollem Befremden.

Keine Antwort.

„Dürfte ich wohl die Gründe wissen, weßhalb mir das Visa verweigert wird?"

Schweigen, wie ein Nachhall der berühmten Depesche

Paskiewitsch's an den Czar Nikolaus: »L'orde règne à Varsovie.«

„Ich habe befreundete Familien in Warschau, die mich zum Besuch eingeladen haben —"

Die Eisfelder Sibiriens! Ob ein blitzendes Streiflicht, wie die rothe Glut der nordischen Sonne, über sie dahinglitt aus dem Auge des Fürsten Trubetzkoi — ich wußte es nicht. Ich sah nur seinen Rücken. Er schrieb weiter.

„Diese Familien bestehen zum Theil aus kaiserlichen Militairs. Einer ist im Geniewesen angestellt, und sein Bruder hat im Auftrage des Kaisers die Karte von Polen gezeichnet."

Lautlos schleichen über den frischgefallenen Schnee die Zobelfänger dahin — selbst eine Last geballten Schnees, die von einem Tannenzweige herniederfiele, hätte man glauben sollen vernehmen zu müssen. Aber auch das Kritzeln der Feder blieb unhörbar.

„Ich werde bei diesem Freunde im Hause wohnen und habe überhaupt nur die Absicht, drei Wochen im Königreiche zu verbleiben."

Dem Fürsten waren meine Worte reines Chaldäisch. Sie gehörten einer längst untergegangenen Zeit und Sprache an. Er befand sich in Astrachan, ich mich in Tombuktu. Wir verstanden uns nicht. Wir waren zwei

Mitglieder verschiedener Wesenreihen. Er gehörte vielleicht zum Thier=, ich zum Pflanzenreich. Vielleicht schützte mich nur das Völkerrecht vor einem herbeigerufenen Kosaken.

Wir haben meine Berührungen mit Preußen und Rußland kennen gelernt. Es fehlt der Dritte im Bunde der damaligen „heiligen Allianz": Oesterreich. Auch diese schöne Gegend werde ich mir erlauben, vom diplomatischen Standpunkte aus dem freundlichen Leser vorzuführen.

---

## II.

Es war eine trübe Zeit für Deutschland angebrochen, als die kurzen und immer schwächer gewordenen Zuckungen des verendenden Revolutionsdranges von 1830 und 1831 Veranlassungen zu einer immer straffer angezogenen Zügelführung der Politik wurden, Veranlassungen zu Ausnahmezuständen, die an die Stelle der Richtersprüche die Maßregelungen der Polizei setzten. Jedes Studenten-„Attentat", jeder Fluchtversuch eines Gefangenen kostete dem Volke ein Recht, eine Hoffnung mehr. Im Jahre 1833 hatten einige Studenten in Frankfurt am Main politische Gefangene zu befreien versucht. Den Unterdrückern konnte nichts willkommener sein. Der Bundestag bekam eine Gelegenheit mehr zu „Protocollen", die in den Einzelstaaten als bindende Gesetze bekannt gemacht wurden.

Frankfurt am Main und Mainz wurden die Mittelpunkte Deutschlands, jenes als Berathungsplatz der Staatsmänner, dieses als — Kerker. Die Gegenden um Frankfurt, die Taunusbäder, wimmelten von Aufpassern, Agenten,

Halbdiplomaten, Correspondenten. Ich kenne Journalisten, die damals nach Paris und Brüssel geschickt wurden, um Berichte über Personen und Zustände abzufassen, die sie nach Mainz zu adressiren hatten, wo ihre Briefe wieder von Mittelspersonen excerpirt und zu Generalberichten für Frankfurt oder Wien benützt wurden. Frankfurt hatte seine Selbständigkeit schon so gut wie verloren. Jeder neu vorkommende „Krawall“ veranlaßte eine Mehrung der bereits in die „Freie Stadt“ eingezogenen österreichischen und preußischen Besatzung. Wenn Preußen für Frankfurts Occupation dem österreichischen Ober-Commando in Mainz, von wo die Truppen herüberbeordert wurden, den Vortritt ließ, so geschah es aus Furcht, die preußische Besatzung Frankfurts möchte vom Geiste der Bevölkerung allzu lebhafte Eindrücke empfangen, die nach Pommern und Westpreußen hin unziemliche Gesinnungen hätten verbreiten können. Die Rheinländer waren solcher Gefahr vorzugsweise ausgesetzt. Die Oesterreicher stellten in gefahrloserer Weise Böhmen und Italiener auf.

Frankfurt am Main pflegt sich zu rühmen, daß es eine Stadt wäre, wo man Alles haben könnte. Und in der That, Freiheitssinn, echte Aufklärung, Biederkeit, wahre deutsche Vaterlandsliebe sind dort ebenso anzutreffen, wie unterwürfige Lohndienerei, Käuflichkeit, saloppe Gleichgiltigkeit für Alles, was Gesinnung heißt, wenn nur der

Magen befriedigt wird, Obscurantismus, reactionäre, schleichende katholische Bruderschafts-Dressur auf Commando gewisser reicher Ultramontanen oder wohldotirter Stiftsverwaltungen. Der in seinen Existenz-Bedingungen auf echt Aschaffenburg-Würzburger Römlingsthum angewiesene kluge Speculant tobt sich scheinbar demokratisch aus, so daß man Wunder glauben möchte, wie rein und edel seine Motive sind. Der gekniffene und feinlächelnde Satyriker von gewähltester Bildung scheint einen Denkerstandpunkt einzunehmen, und in Wahrheit besticht sein Urtheil die Börse oder eine interessirte Beziehung zu Wien oder Berlin. Frankfurt war wenigstens ehedem ein Chaos und deßhalb der Gedanke, aus dieser schönen Stadt den Mittelpunkt Deutschlands zu machen, entschieden gefährlich.

Frankfurts Journalistik ist in jenen Zeiten die Käuflichkeit selbst gewesen. Wo ich in meinen Erinnerungen hinblicke, finde ich dort wenig literarische Namen, die sich nicht die Lage einer Stadt, deren Urtheil in vielen Dingen für ganz Deutschland maßgebend geworden war, zu einer Veranlassung werden ließen, Geld zu verdienen. Die Käuflichkeit Frankfurter Theater-Recensenten war in Deutschland sprichwörtlich geworden. Man kannte solche Dimensionen der Bestechung und die Selbstverständlichkeit derselben vorher weder in Wien, noch in Berlin. Die Käuflichkeit der Federn für politische Zwecke richtete sich nach den

Beziehungen zu irgend einem Gesandtschaftsbureau. Ein gewisser von Meseritz, ein geachtetes Mitglied manches gesellschaftlichen Clubbs, schrieb offenkundig für Rußland. Die Oberpostamts-Zeitung gehörte dem Fürsten von Thurn und Taxis und wurde dem österreichischen Cabinete unbedingt zur Verfügung gestellt. Abenteuernde Halbliteraten zogen hin und her und brachten ihre, entweder durch regelmäßige Pensionen oder durch gelegentliche Zuwendungen belohnten Artikel in die gesammte Main- und Rheinpresse. Selbst Blätter, die sich unabhängig glaubten, konnten sich den maskirten „Unparteiischen" und „Freunden der Wahrheit" nicht entziehen. Auch der verstorbene Herzog von Nassau, Vater des resignirten Herzogs Adolph, bot einen Stützpunkt für diese Verwirrung der öffentlichen Meinung. Von Darmstadt vollends zu schweigen, wo die russische Luft immer schneidender zu wehen anfing, ein Minister, Baron dü Thil, einkerkerte und proscribirte wie ein Despot, der an monomaner Furcht vor Verschwörungen leidet, und ein Untersuchungsrichter, Namens Georgi, in der That einen Schrecken um sich her verbreitete, wie ein monarchischer Robespierre. Die durch diese Menschen und ihre zahlreichen Helfershelfer, vor Allen durch den Bundestag selbst und dessen Committenten, hervorgerufenen Zustände wurden um so beklagenswerther, als sie sich verdecken ließen durch die so anmuthige Natur-

schönheit der betreffenden Localitäten, die heitere Lebensweise ihrer Bewohner, ein leicht umrollendes, den Genuß liebendes Blut in den Adern des fränkischen und rheinländischen Volksstamms, durch die immer mehr zunehmende Ueppigkeit der Taunusbäder und vorzugsweise die verfänglichen Reize des neu entstandenen Homburg.

Den Erzähler, zurückgekehrt aus seiner Haft, erwartete zwar die liebevollste Sorgfalt einer ihm persönlich verbundenen Familie, zugleich aber auch die peinlichste Lage für seine fernere Lebensstellung. Die Linie, auf welcher er sich allein noch sicher bewegen konnte, war die schmalste. Frankfurts Senat, zum Ausweisen aus seinen damals noch nächtlich geschlossenen Thoren auf jeden Wink einer auswärtigen Regierung oder des Bundestages immer bereit, gestattete ihm den Aufenthalt nur mit Widerstreben, und Preußen, wohin er hätte zurückkehren müssen, war in jenen Tagen ein Land, wo schon die Kunde einer bloßen Durchreise eines als liberal bekannten Mannes (ich erinnere an die Reise Welcker's) die Aufregung aller Behörden, Zwangsrouten, Internirungen, polizeiliche Aufsicht und in den glücklichsten Fällen schleunigste Ausweisung veranlaßte. Es war die Zeit der Alleinherrschaft jenes Rochow, jenes Tzschoppe angebrochen, welcher Letztere schon an Gehirnauflösung erkrankt war, als man seine Maßnahmen und Hetzjagden noch für die weisen und wohlüberlegten Schritte

eines seinem Monarchen nach bestem Gewissen dienenden Beamten hielt. Meine und einiger anderer Autoren Schriften hatte Preußen ein= für allemal verboten, auch bereits diejenigen, die künftig erst erscheinen sollten.

Zur Frankfurter Ober=Postamts=Zeitung gab ein Frankfurter Advocat den Namen als Herausgeber her, während die Einsendungen von den verschiedenen Pensionären der österreichischen Regierung kamen. Der Hauptvertreter einer gewissen einheitlichen Haltung dieses damals noch einer zahlreichen Abonnentenzahl sich erfreuenden und durch die Taxis'schen Postämter mit einer Art Zwang verbreiteten Organs war der Großvater des jetzt so vielfach genannten Lassalleaners Dr. von Schweitzer, Hofrath Berly. Dieser führte wohl am consequentesten in die deutsche Zeitungspresse zuerst die Sitte der Leitartikel ein. Mit einem reichen Wissen und einer noch reicheren Bibliothek ausgestattet, geschickt im Handhaben von Nachschlage=Registern, Realwörterbüchern und mit der englischen und französischen Sprache vertraut, verstand dieser ehemalige Kaufmann und Rechnungsbeamte, der nicht studirt hatte und durch einen etwas dunklen Vorgang aus dem Coburg'schen nach Frankfurt verschlagen war, die Kunst, jeden Tag über irgend einen Gegenstand der Tages=Discussion ein Excerpt aus seinen Büchern zu machen und mit einer Zuspitzung auf die allgemeinen conservativen

Zwecke zu versehen, gleichviel ob zu Gunsten Oesterreichs, Rußlands, Preußens, Frankreichs oder Englands — denn man sagte ihm nach, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entscheiden, daß ihm der Bundestag in seiner ganzen internationalen Zusammensetzung tributär war. Ein gewisser Dürand, Berly's Freund, Redacteur des Journal de Francfort, soll sogar verstanden haben, mit den Ducaten der Hospodare der Moldau und Walachei periodisch nähere Bekanntschaft zu machen. Hofrath Berly hatte die Philosophie: Vive la bagatelle! Er meinte die moralische, nicht die finanzielle oder wohl gar den Lebensgenuß geringschätzende Bagatelle. Bekenner der Lehre Epikur's, war Hofrath Berly zwischen der Suppe und dem Dessert der liebenswürdigste Gesellschafter für Männer, die in der Wahl ihrer Unterhaltungs-Themata nicht wählerisch sind. Die übrige Zeit seines Daseins bedeckte unheimliche Nacht. Er behauptete, er schriebe und redigirte dann. Ich fürchte sehr, daß sein Enkel, welchem späterhin ebenfalls Mannheim verhängnißvoll werden sollte, schon als Knabe über gewisse Parthien der Bibliothek seines Großvaters gekommen ist, die man in Bücher-Auctions-Katalogen als Varia, Facetiæ u. s. w. zu rubriciren pflegt.

Diese Ober-Postamts-Zeitung hatte ein literarisches Beiblatt, das eine politisch neutrale Stelle einnehmen konnte und sich weder auf die Hofburg Wiens, noch auf

die Tuilerien Louis Philipp's (dieser war inzwischen in's Concert européen eingetreten als sanfter Friedensflötenbläser) zu verpflichten brauchte. Es hätte getrost die Todtenkränze des im Metternich'schen Cabinet verwendeten Freiherrn Christian von Zedlitz und die Oden des preußischen Staatsrathes von Stägemann tadeln können, ohne daß deßhalb beim Fürsten Thurn und Taxis eine Reclamation erfolgt wäre. Allerdings hatte man eine zeitlang versucht, auch die specifisch katholische Poesie durch diese Beilage zu befördern. Ein Convertit, Hofrath Rousseau, der früher mit Heinrich Heine gegangen sein wollte, hatte nicht unwahrscheinlich die Springprocession von Echternach, von welcher Gegend er gebürtig war, mitgemacht und erhob als Redacteur des Conversationsblattes diese Zeitschrift zu einem Pflegegarten für „Purpurviolen der Heiligen". Diese Tendenz trat für eine überwiegend protestantische Stadt in diesem Falle zu offen hervor, und es wurden erneute Versuche gemacht, die Zeitschrift dem Zusammenhange mit unserer allgemeinen Literatur, in welcher Schiller und Goethe die Heiligen sind, zu erhalten. „Bewerben Sie sich um die erledigte Redaction!" sagten die Einen meiner Freunde. Die Anderen fügten hinzu: „Es hilft Ihnen aber nichts, wenn nicht die österreichische Bundestags-Gesandschaft ihre Zustimmung gibt! Stellen Sie sich dem Grafen von Münch-Bellinghausen vor!"

Man könnte geneigt sein, darin eine Inconsequenz zu finden, daß ich mich erbot, das Beiblatt einer conservativen Zeitung zu redigiren. Ich darf zu meiner Entschuldigung auf jene Zeit selbst verweisen. Gedruckt wurde ohnehin nirgends eine Journalzeile ohne Censur. Auch verstand es damals die Postamts-Zeitung beiweitem mehr als in späteren Jahren, ihre Richtung zu verbergen. Die Berly'schen Leitartikel hatten im Grunde kein anderes Ziel, als das Conversations-Lexikon auf gegebene politische Fälle anzuwenden. Der größte Ehrgeiz ihres Verfassers war der, die Zahl derselben zu addiren. Wenn die Jubelnummern kamen, Nr. 250 oder gar 500 u. s. f., so trank er im „Russischen Hof" eine Flasche Champagner mehr. Als es 1000 waren, wurde ein gemeinschaftliches Essen veranstaltet, das Couvert einen Kronenthaler. Ich erinnere an die leichtlebige Franken-Natur. Was soll sich der Mensch unnütz grämen und sich über die Verbesserung der Welt Sorgen machen! Novelle, Gedicht, Correspondenz, Kritik, das war ohnehin die alleinige erlaubte Freiheit der deutschen damaligen Journalistik, und vielleicht ließ sich auch in jenes für „anständig" geltende Blatt manches Saatkorn liberaler Ideen einstreuen. Ich bewarb mich um die Redaction, legte wieder eine weiße Cravatte als Friedens- und Unterhandlungszeichen an und betrat das Palais von rothem Sandstein

in der Eschenheimergasse, um Seiner Excellenz dem Grafen Münch meine Aufwartung zu machen.

Es ist ein alter, halb Renaissance-, halb Zopfbau, mit Seiten-Arcaden, langen Corridoren, großen Fenstern, dieser schicksalsreiche Bundespalast, der vielleicht seine Rolle in der deutschen Geschichte noch nicht ausgespielt hat. Der in den Grafenstand erhobene Oheim unseres Dichters Friedrich Halm wohnte im Flügel rechts vom Eingang. Herr Sonnemann von der Frankfurter Zeitung würde ihn jetzt jeden Morgen über die Eschenheimergasse hinüber mit der Cigarre im Munde freundlichst grüßen und ihm den neuesten Cours der Staatspapiere mit den Fingern telegraphiren können, auf welchen die Excellenz viel gehalten hat. Denn Graf Münch war in hohem Grade sparsam, lebte als Garçon und hat eine Million hinterlassen. Man konnte ihn den eigentlichen Fürst-Primas von Frankfurt nennen. Sein Kommen und Gehen entschied den Stand der politischen Fragen. Es gab damals in Frankfurt einen General-Correspondenten für die gesammte deutsche Presse, der ohne Tele- und Chalkographie, ohne Wolff'sches oder Reuter'sches Bureau, rein mit seiner eigenen Feder und nach eigenen Wahrnehmungen einige 20 deutsche Journale, von der Allgemeinen bis zur Hanauer Zeitung, mit Frankfurter Nachrichten bediente. „Graf Münch's Rückkehr ist angekündigt" — „Graf Münch

wird demnächst von Wien zurückkehren" — „Graf Münch wird hier in den nächsten Tagen eintreffen" — „Die von einigen Blättern gegebene Nachricht, Graf Münch werde demnächst eintreffen, ist dahin zu berichtigen, daß sich, neuesten Berichten aus Wien zufolge, das Eintreffen des Grafen Münch noch verzögern wird" — „Graf Münch ist von Wien abgereist und wird über München gehen" — „Graf Münch wird morgen eintreffen" — „Graf Münch ist heute eingetroffen" — und die gute ehrliche Haut, der Vater des jetzigen Frankfurter Reichstags-Abgeordneten Dr. Ebner, schrieb das so zwanzig Jahre mit jeder beginnenden Bundestags-Saison in unermüdlicher Consequenz und gab alle seine „dürfte", „möchte", „könnte" u. s. w. vollkommen ehrlich, ohne eine Spur von Subvention. Seine Quelle war der Portier im Bundespalais. Sein Scharfsinn conjecturirte alljährlich auf eigene Hand große Folgen, die sich aus dieser Ankunft herleiten würden. „Es ist noch unbestimmt, wann die erste Sitzung anberaumt werden dürfte" — hieß es ebenso regelmäßig zwanzig Jahre hindurch mit demselben Refrain wie unsere Correspondenten, wenn sie im August jedes Jahres auf die «Saison morte», oder die Arena-Theater-Referenten, wenn sie in der nämlichen Zeit auf den «Jupiter pluvius» zu sprechen kommen.

Graf Münch war der sichtbare Vertreter der Ober-

herrschaft Oesterreichs im gesammten deutschen Vaterlande. Seinen Grundsätzen nach mußte man ihn einfach — Baron Eligius, sein Neffe, möge mir den Ausdruck verzeihen — eine Creatur Metternich's nennen. Ursprünglich ein Stadthauptmann von Prag, erprobter Ueberwacher und Grenzcontroleur gegen jeden geistigen Schmuggel, hatte er als Staatsmann nie andere Gedanken gehabt als polizeiliche. Vornehmheit der Haltung, eine gewisse Grazie des Benehmens, ein feines, beinahe verlegenes Lächeln milderte den Eindruck eines politischen Ober-Polizei-Commissärs. Die Gesetze der bureaukratischen Etiquette gestatteten ihm dabei, daß er von dem, was er anordnete und auf Befehl Metternich's in Frankfurt in Scene setzte, nichts unmittelbar von sich selbst ausgehen ließ. Zwischenstufen gab es genug, untergeordnete Räthe und Bureauvorstände, ja in den Sitzungen des Bundestages sogar andere Regierungen, die dem Chef und Präsidirenden das Odium seiner Maßregeln oder Anträge abnahmen. Graf Münch liebte das Theater, kleine abendliche Damenkreise außer dem Hause, die Lectüre, besonders die Lectüre derjenigen Schriften, die er verbot. Er glich in seiner hohen und kräftigen Gestalt und durch einen gewissen cölibatären Nimbus, der ihn umgab, einem hochgestellten Prälaten. Es fehlten nur an seinen Kleidern gewisse violette oder weiße Streifen.

Zu meinem Anliegen schüttelte Graf Münch den Kopf, etwa in der Art, wie ein berühmter Sänger befremdet dreinschauen würde, wenn ihm einer der gedungenen Claqueure kommen und sich über die schlechte Bezahlung durch den Chef der Claque bei ihm beklagen wollte. Der zehnmalige Hervorruf am gestrigen Abend ist zu Stande gekommen, auch dem Chef der Claque die Gebühr bezahlt worden, nun kommt da Einer und will hier etwas aus der Gegend hinter den Coulissen herleiten, was reiner Enthusiasmus des Publikums war —! Claque —! Ich hätte Jemanden für meinen Applaus gedungen —? Ich hätte einen Einfluß auf die Postamts-Zeitung? Auf Herrn von Brints? Ei, Excellenz nehmen ja jeden Abend den Thee bei Frau von Brints und die beiden Postamts-Zeitungen, sowohl die deutsche wie die französische, sind ja recht die eigentlichen Schooßkindlein der täglichen abendlichen Conversation daselbst —! So hätte ich antworten können. Aber ich begnügte mich, mit gelassener Begeisterung von allerlei neuen Aufgaben der deutschen Literatur zu sprechen, von Frankfurts glücklicher Lage, vom regen Musiksinne der Stadt, vom Städel'schen Kunstinstitut, in dessen Ateliers die namhaftesten Künstler Anregendes und der Besprechung Würdiges schüfen. Ich schilderte die Aufgabe eines Feuilletons, das sich politischen Zeitungen anschlösse und über Gegenstände, die bisher

nur für eine kleine gewählte Gemeinde Interesse gehabt hätten, nun zur Masse sprechen könnte. Aber ach! Es folgte wohl ein aufmerkendes Ohr und ein ironisches Lächeln, letzteres gemildert von dem guten aristokratischen Ton der alten Schule, aber der Sprecher wurde mit einer Erklärung entlassen, derzufolge Oesterreich gleichsam einige hundert Meilen noch hinter Konstantinopel hinaus zu liegen schien und mit Dingen, die in Frankfurt am Main interessirten, auch nicht in der allerentferntesten Verbindung stand. Einige Tage darauf wurde die Redaction einem berüchtigten Scandalmacher, dem sogenannten Doctor Schuster, übergeben, der trotz seiner Doctorschaft nie studirte, ohne jede Vorbildung war und ein zu allen bösen Tücken aufgelegtes Gemüth hatte. Man wußte von ihm, daß er schon einmal seine Theater-Recensionen aus fremden Blättern übertragen und nur die Namen der fremden Schauspieler in die des Frankfurter Theaters verändert hatte. Aber der Mann ließ sich taufen und sogleich in's Katholische. Da sah ich denn wohl, die eigentlichen Rathgeber für den Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg waren in der Gegend um den Frankfurter Dom und die Kirche zu Unserer Lieben Frauen zu suchen.

Die weiße Halsbinde wollte mir kein Glück bringen. Ich sollte auf eigenen Füßen stehen. Das jugendliche

Herz war keineswegs so verbittert, um nur Haß und unversöhnliche Leidenschaft zu athmen. Schlag auf Schlag machte sich damals das Schicksal einem Nacken fühlbar, der sich schwerlich einem Systeme, einer Stellung, wo die Freiheit ausgeschlossen gewesen wäre, würde gebeugt haben, der aber doch nicht den Trotz besaß, daß er sich nicht in manches gebieterische Gesetz des Lebens, wie es eben ist, hätte fügen wollen. Aber selbst die bescheidenste Hoffnung auf einen Sonnenstrahl der Gunst des Glückes erfüllte sich nicht. Ein von der Liebe, vom Bedürfniß der Hingebung immer wieder von neuem nach Außen gedrängtes Herz mußte sich zuletzt in sich selbst zurückziehen, und alles Streben alles Ringen, längst schon immer nur mit dem Harnisch auftretend, jede Empfindung für Erfolg, Anerkennung, für einigermaßen gerechte Würdigung stumpfte sich zuletzt ab bis zum verbittertsten Gleichmuth.

Nach einigen Jahren schwerer Sorge, die in Hamburg verlebt wurden, zwangen mich die damals unabläßigen Chicanen mit Päßen und Heimathsscheinen, neue Anknüpfungen an die Behörden zu suchen, und so düster Deutschlands und namentlich Preußens politischer Horizont geworden war, ich folgte dem Drange, die greisen Eltern vor ihrem Tode noch einmal in der Vaterstadt zu besuchen, und wagte mich mitten in die für jeden irgendwie als freisinnig bekannten Namen unmöglich gewordene, sofort

den Gast ausweisende preußische Hauptstadt hinein. Der Minister von Rochow stand damals auf der Höhe seines Wirkens. Er erstickte jede freisinnige, zumal constitutionelle Regung. Nur Provinzialstände, und auch diese nur mit Befugnissen der beschränktesten Art, sollten die alleinige Unterstützung bilden, die man vom Volke für die Aufgaben der Regierung begehrte. Als im Jahre 1837 die Hannoveraner ihre Verfassung verloren hatten, sieben Professoren Göttingens gegen König Ernst August's Rechtsbruch protestirt und unter vielen Corporationen, die den Muth besaßen, dem Proteste beizustimmen, auch die Bewohner der Stadt Elbing sich mit einer Erklärung hervorgewagt hatten, erließ Minister von Rochow jenen berüchtigten Strafbrief, in welchem den „Unterthanen" schon a priori nur „eine beschränkte Einsicht" zugeschrieben wurde. Das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstande" knüpft sich an diesen Erlaß, der eben gegeben worden war, als ich bei meiner Ankunft in Berlin den Fingerzeig erhielt, ich würde nicht drei Tage in der Hauptstadt geduldet werden, wenn ich mich nicht dem Minister vorstellte. Die Mittelbehörden würden ihre Verhaltungsmaßregeln nur aus der Wilhelmsstraße holen.

Das wurde dann ein Sollicitanten-Besuch bei Abend. Minister von Rochow empfing nicht des Morgens. Ein mich erwartender fröhlich gesellter Kreis literarischer Freunde,

darunter mancher jetzt schon Dahingegangene, Theodor Mundt, Theodor Mügge, fand es vollkommen in der Ordnung, daß man, als ich in seine Mitte trat und die weiße Cravatte erklärte, von mir vernahm, ich käme soeben direkt aus der Ministerstraße. Die Berichterstattung über das, was ich dort erlebt hatte, mußte einfach sein — aus selbstverständlichem Tact und auch um deßhalb, weil des düstern Alba zuletzt aufthauende Reserve mir beim Scheiden mit einem wohlgemeinten, aber rechten Gendarmenworte nachgerufen hatte: „Und noch Eines, Bester! Nehmen Sie sich ja hier mit Ihren Reden in Acht! Man paßt Ihnen auf den Dienst!" Diese Worte sind — wörtlich. Konnte es einen liebenswürdigeren Despotenhumor geben? „Man paßt Ihnen auf den Dienst!" Der Großinquisitor warnte mich vor den Alguazils der heiligen Hermandad in Person.

„— Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln. — Aber
Flieht meine Inquisition! — Es sollte
Mir leid thun —"

In einem düster beleuchteten großen Saale des durch eine Auffahrtsrampe kenntlich gemachten Ministerial-Gebäudes neben dem gegenwärtigen Bismarck'schen Hotel empfing mich Excellenz von Rochow. Es war ein mittelgroßer, magerer,

kränklicher, von früherem reichen Lebensgenusse erschöpfter und verdrießlich gestimmter Mann, mißmuthig über die Welt und Zeit und, wenn ich nicht irre, unzufrieden auch mit sich selbst. Kaum fünfzig Jahre alt, zeigte sein Aeußeres schon die Spuren einer nur schwer verborgenen Hinfälligkeit. Meine Versicherung, die Regierungen hätten sich in ihren Vorstellungen von einer politischen Tendenz des „jungen Deutschland“ geirrt, hörte er anfangs ruhig und aufmerksam mit an, erging sich dann aber bald in einer zwar tief verblendeten, aber wenigstens ehrlich ausgesprochenen Darlegung seiner Ansichten über die Pflichten des Staates gegen jede Trübung der öffentlichen Ruhe, gegen jede Verletzung der monarchischen Autorität. Preußen erschien ihm als vollendeter Musterstaat, den in seinem Bestande unverändert zu erhalten die Gendarmen vollkommen kraftbegabt wären. Frankreich war ihm ein lebendiger Beweis, wohin man gelangte, wenn man auch nur die kleinste Concession an den Zeitgeist machte. Er führte die Sprache eines altpreußischen Beamten, nicht die eines Doctrinärs aus der Haller'schen Schule. Auf meine Anfrage, ob ich eine Zeitschrift, die ich in Hamburg herausgab, „Telegraph“, nach Berlin verlegen dürfte, und meine Bemerkung, er hätte ja die Censur als Präventiv=Maßregel gegen etwaigen Mißbrauch seines Vertrauens, antwortete er mit derselben, sich als offen und beinahe vertraulich gebenden

Entschiedenheit: „Nein!“ — „Aber wie, Excellenz!“ entgegnete ich, „ist denn doch Berlin eine große Stadt, war von jeher in Kunst und Literatur maßgebend und voran und bietet der Anregungen für die Journalistik täglich so viele —!“ Mit einer Anschauung, die man heutzutage kaum für glaublich erklären würde, sagte er: „Nein, wir wollen hier dergleichen nicht!“ Ebenso gut hätte er sagen können: Wenn's uns beliebt, dämmen wir die Spree ab oder lassen sie bei Spandau in die Havel fließen, ohne daß letztere Potsdam berührt! Absolute Ruhe sollte herrschen, nichts in der Presse als die Staatszeitung sprechen und die beiden schon vorhandenen alten Berliner Zeitungen, dazu der „Beobachter an der Spree“, ein Volksblatt für die Region der Keller und der Hinterhöfe, die Hegel'schen „Jahrbücher“, Jarcke's politisches Wochenblatt, Lehmann's „Magazin“, Gubitz' „Gesellschafter“ und eine Modezeitung; das war genug. Den König Friedrich Wilhelm III. regte schon jede allzu scharfe Recension Rellstab's über eine Theater-Vorstellung auf. Ein Gedicht sogar konnte eine Untersuchung nach sich ziehen. Möglich auch, daß die Censoren zu viel Arbeit hatten und die Beamten, die noch als Hilfsarbeiter zum Streichen hinzubeordert wurden, ein unpopuläres und Verantwortung mit sich bringendes Amt nur mit verdrießlicher Miene annahmen.

„Man paßt Ihnen auf den Dienst!“ Wer konnte

wissen, ob nicht schon ein Verräther in dem Kreise „Unter den Linden“ selbst, zwischen dem „Hotel du Nord“ und dem Oranischen Palais, saß, der meinen Bericht über die Audienz in der Wilhelmsstraße, wenn ich ihn vollständig gegeben hätte, am nächsten Morgen schon wieder hätte dahin zurückgelangen lassen! Es schließen sich den Autoren oft so begeisterte Dilettanten an, „Literaturfreunde“, die den Augenblick nicht haben erwarten können, einen bekannten Mann zu begrüßen! Ach, sie gedenken ihm ihre Gedichte zu widmen und laden ihn schon auf den nächsten Morgen ein, sie ihm vorzulesen bei einem Frühstück. Ein eigener Zustand zu wissen: „Man paßt dir auf den Dienst.“ Man glaubt stets hinter sich etwas rascheln zu hören. Man mißtraut dem Kellner im Hotel, der uns aufmerksam macht auf die Vergnügungen des Tages. Unser Vis-à-vis an der Table d'hôte scheint uns das Pfeffer- und Salzfaß nicht ohne Absicht hingereicht zu haben. Unser Nebenmann im Theater raisonnirt über die Beleuchtung, die Costüme, das mangelhafte Spiel; er läßt sich einige Namen in den Logen nennen und knüpft Betrachtungen an die steifen Kragen der Officiers-Uniformen an. Es wird ein Agent provocateur sein —! denkt man. Wie sagt der Dichter? „Wer das Vertrauen vergiftet, der mordet das werdende Geschlecht im Mutterleibe —!“ Jener literarische Kreis „Unter den Linden“

war in der That, soll ich sagen, so harmlos oder so vorsichtig, daß Niemand in ihm freudiger begrüßt wurde, als plötzlich — der Polizeirath Duncker! Sieh da! Sieh da! Der Freund der Dichter erscheint — er Polizeirath Duncker! Als er kam, klangen ihm alle Gläser entgegen. Ich traute meinen Augen nicht: Lamm und Wolf friedlich beisammen —?! Wahrlich, hier ruhte die Politik. Der Polizeirath war nur noch der berühmte Schrecken der Diebe, der Mörder — im Uebrigen liebte seine kindliche Seele Kunst und Literatur, konnte schwärmen für Poesie, Musik, Theater, Albums, berühmte Namen —! Jeder verbürgte sich für ihn — Glaßbrenner, Mundt, Mügge, Professor Marx —! „Duncker!“ Er schüttelte Allen die Hand. Mußte ich nicht denken: „Vocative!“?

## III.

In jenen Tagen der Unfreiheit und tyrannischen Willkür schimmerte noch immer durch die Nacht des deutschen Lebens mit mildem, wenn auch schon erbleichendem Glanze Ein Stern aus schönerer Zeit, der Ruhm Weimar's —! Zwar hatte sich ebenfalls die alte Heimatstätte des Schiller-Goethe'schen Wirkens den allgemeinen Bedingungen des damaligen deutschen Lebens fügen, Ausnahmegesetze zur bindenden Regel erheben, die Preßfreiheit beseitigen müssen. Doch immer noch hielt der alte wackere Röhr, der erste Geistliche Weimars, wenigstens dem zunehmenden, sich allmälig auch nach Sachsen hin verbreitenden theologischen Dunkelgeist den Widerpart. Karl Hase in Jena ließ sich von Halle herüber sein Christenthum wohl anschwärzen, aber nicht trüben. Die mit Nachdruck aufrechterhaltenen classischen Traditionen wurden eine besondere Beeiferung des Hofes, wo ein fast männlicher Geist der regierenden Fürstin und der aufstrebende schöne Enthusiasmus ihres Sohnes geistige und materielle Behelfe auf-

zubieten verstanden, um die dem Gemüthlichen und dem Gewöhnlichen zugewendeten Neigungen des regierenden Herrn, Karl Friedrich, auf die Bewahrung und Hochhaltung des den Ernestinern anvertrauten alten Palladiums nicht nachtheilig einwirken zu lassen.

Der Name und das Amt des Kanzlers von Müller erweckte außerhalb Weimars eine Vorstellung vom Wirken und Einfluß dieses trefflichen, einst Goethe befreundet gewesenen Mannes, die größer war, als die großherzoglich Weimar'sche Dienstpragmatik wahr machte. Der alte Herr reiste und correspondirte mit dem vollen Nimbus, als wenn es Seine Person wäre, die ein Stück deutschen Landes, von Eisenach bis Apolda, regierte. Unter den hohen, sechsspännigen Titulaturen jedoch, an welchen kein noch so kleiner Duodezstaat Deutschlands Mangel hat, vertrat die Kanzlerschaft keineswegs Befugnisse, die caeteris imparibus mit dem Staatskanzler-Amt des Fürsten Hardenberg oder des Fürsten Metternich zu vergleichen gewesen wären. Doch schmückten den wackern Herrn, der etwa eine Art Hausminister oder Ober-Rentamtmann vorstellen mochte, die blankſten Orden, die buntesten Bänder und der Titel Excellenz.

Auch ihm die Anlegung der weißen Binde zu widmen, veranlaßte mich bei einem Besuche Weimars ein früh untergegangener Freund, der spätere Gatte der so aus-

gezeichneten Schauspielerin Maria Bayer. Wenn nach einem enthusiastischen Localcultus, der in früheren Zeiten und gleichsam wie zur Huldigung Uhland's (die kleineren Geister am „Nesenbach“ und Neckar hatten großen Vortheil davon) vorzugsweise Schwaben auf einen in allen deutschen Gauen widerstrahlenden Ehrenschild erhoben hatte, und später Thüringen es war mit der Wartburg, mit dem Hörselberg u. s. w., das in die Mode kam, so hat August Bürck redlich das Seinige mitgeholfen, um für die Verehrung der „heiligen Stätten“ seiner Heimat Propaganda zu machen. August Bürck ist mir immer wie ein Prototyp Richard Wagner's vorgekommen, für den er denn auch in späteren Tagen, als Beide in Dresden zusammenlebten, das Non plus ultra von Begeisterung und Agitation in Scene setzte. Bürck behandelte in poetischer Prosa schon vor Wagner den „Wartburgkrieg“, „Heinrich von Ofterdingen“, „Nürnberger Leben“, „Ulrich von Hutten“, den sich Wagner vielleicht noch vorbehalten hat. Er hätte Zukunftsmusiker gewesen sein können, so fanatisch war Bürck im Parteinehmen, Interesseschüren, Verschwörunganzetteln und im unbedingten Bewundern — oder Verwerfen. Ehe seine Gedanken einseitig bis zur Manie wurden und dem Unglücklichen das Licht der Vernunft raubten, konnte es keinen treueren Eckart am Eckartsberge, keinen größeren Schwärmer auch für jede Stelle in

Weimarschen Landen geben, wo einmal Goethe gestanden, gedichtet, genießt hatte. Bürck war die Chronik der classischen Vergangenheit Weimars. Heilig war ihm Alles, was von ihren Wundern übrig geblieben war, jeder alte Schreiber, der für Goethe's Theaterführung Rollen copirt hatte, jedes Gäßchen, wodurch Karl August Abends zur Jagemann geschlichen war, jeder Stein am Ufer der Ilm, den Corona Schröter durch eine Festdeclamation im Freien in einen antiken Opferaltar der Musen verwandelt hatte. Als ich mit ihm durch Tiefurts im September schon unheimlich nebelfeuchte Wiesen im tiefvioletten Abenddunkel streifte und uns die Geister der Herzogin Amalia, Wieland's, Knebel's und Goethe's umschwebten, da mußte ich ihm feierlich geloben, meine Scheu vor allen Excellenzen zu überwinden und nicht von Weimar zu scheiden, ohne Kanzler von Müller begrüßt zu haben.

Allerdings hätte mir recht wohl zu Muthe sein dürfen in Weimars damaliger geistiger Luft. Ein ehemaliger Professor Jenas, Kirchenrath Paulus, Weimars Ober=Consistorial=Präsident, Doctor Peucer, Beide hatten mein verpöntes Buch seinerzeit öffentlich in Schutz genommen. Auch den Testaments=Vollzieher Goethe's, den Kanzler von Müller, fand ich vorurtheilslos und hörte von ihm ein schon von Ottilie von Goethe einst vernommenes Wort bestätigt auf's neue und wiederholt: „Wir hier in Weimar sind immerfort

aufgeregt!" Und aufgeregt kann man nur sein, wenn man auch angeregt ist. Kanzler von Müller sah keine hereinbrechende Sündfluth oder Barbarei. Hier in Weimar hatte man gährenden Most sich klären sehen. Man hatte sich das Talent bewahrt, am gefüllten Becher abzuwarten, bis sich der Schaum von selbst setzt. Sogar das Unschöne verletzte nicht sofort, wenn man nur erkannte, daß es die Hülle eines besseren Kerns war. Die stete und allgemein hier verbreitete Neigung zum Werben, Ueberreden, Fesselnwollen konnte allerdings zweideutig erscheinen. Aber selbst wenn erkannt und durchschaut wurde, daß die Hindeutungen auf fürstliche Gunst, auf Einfluß gestattende Stellungen, Empfehlungen an maßgebende Kreise außerhalb Weimars oder auch nur die Berufungen auf eigene intime Beziehung zu allem Tonangebenden etwas flunkerhaft waren und im Grunde, da man sich der dafür nicht ausreichenden Mittel bewußt sein mußte, kaum etwas Anderes zu bezwecken schienen, als die eigene Person zu heben und den Zusammenhang der berühmten Stadt mit allem Neuen frisch zu erhalten, so blieb doch in Wahrheit manches Motiv reinen Wohlwollens zurück und jedenfalls der Eindruck einer Gesinnung, die jenes absolut conservative und hochfahrende Gebahren der seither von mir geschilderten Sphären in wohlthuendster Weise ausschloß.

Kanzler von Müller war ein magerer, mit mächtiger

Perrücke ausgestatteter Herr, im Sprechen von freundlich conciliantem Wohlwollen. Er wohnte, wie man in Weimar wohnt, im niedrigen, engen Zimmerchen mit kleinen Fenstern, an deren Gardinen die Weber St. Gallens wenig verdient haben. Das hof- und geheimräthliche Air, das auch in solchen Räumen, und käme man nach Sondershausen oder Schleiz, so bewahrt wird, als lägen sie in Berlins Wilhelms- oder Behrenstraße, hat allerdings etwas Urkomisches. Doch steigert sich der negative Eindruck nur dort bis zum Unangenehmen, wo sich diese kleinen Mandarinen auch selbst wie die Granden von Spanien geberden. Kanzler von Müller besaß nichts von dieser hohlen Aufgeblasenheit. Charakteristisch war sein Seufzen um die vielen Siegel, die zur Zeit noch auf den Geheimnissen der classischen Periode ruhen sollten, auf den Briefwechseln und den Tagebüchern. Noch waren die Briefe mit Frau von Stein nicht erschienen. Hätte er ahnen können, wie jener große und entscheidende Schatz, auf den er hindeutete, die Correspondenz Karl August's mit Goethe, deßhalb später so wenig Wirkung hervorbringen sollte, weil die Veröffentlichung in eine Zeit fiel, die mit sich selbst vollauf zu thun hatte und sich auch in ihren eigenen Errungenschaften nicht minder bedeutend erscheinen durfte, er würde sich baß verwundert haben. Indessen ist nicht zu leugnen, daß des eigentlich Fesselnden aus dieser Corre-

spondenz ihr Herausgeber, der Medicinalrath Vogel, zu viel gestrichen hat.

Eine wahrhaft freie, mächtig anregende und beglückende Luft athmete der Erzähler bei Begegnungen mit hochgestellten Männern erst im Jahre 1842 in Paris. Wahrlich, dort lohnte sich's, die Aufwartungs-Toilette anzulegen! Im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten empfing mich, den ihm Empfohlenen, Guizot. Das Empfangszimmer war da der Frühstückssaal. Der Franzose weiß jede Zufälligkeit zu einer feinen Wendung auszubeuten. „Um Sie desto länger besitzen zu können, bitte ich Sie, gleich an meiner Seite Ihr Frühstück einzunehmen!“ Es war das zweite gemeint, und die Tafel war groß. Die Kinder, die Erzieher derselben, manche Verwandte, Hausclienten, die Secretaire des Ministers nahmen Theil. Guizot's Aeußeres erinnerte mich an den ältesten der Brüder Devrient's, Eduard Devrient, der seinerseits ebenfalls etwas von einem Geheimrath der Schauspielkunst hat.

Das orleanistische Frankreich befand sich damals auf der Höhe seines Glaubens an einen dauernden Bestand. Sein Schicksal schien dem verblendeten König auf den Ergebnissen des parlamentarischen Schaukelsystems zu beruhen. Die Doctrinäre hatten endlich gesiegt, und die Börse hieß ihren Sieg willkommen, weil er nach Außen

hin einen dauernden Frieden, nach Innen Ruhe um jeden Preis versprach. Unter dem Scheine einer brüderlichen Allianz mit Frankreich erwarb Palmerston für England einen Vortheil nach dem anderen über die furchtsame Politik der Tuilerien, die der König und eine Camarilla allein leiteten. Guizot war zufrieden mit der Rolle, die ihm der verschlagene König überließ. Er sah seinen ausschließlichen Ruhm in den Boxerkämpfen mit Thiers und den Kammerparteien, in den Hetzjagden auf die sich immer enger verbindenden Socialisten. Wurde einmal auch die Ungeduld des ehrgeizigen französischen Volkes zu groß, so wurde irgend eine Massacre in Algier aufgeführt, eine arabische „Tribus“ ausgerottet, und wenn mit unmenschlicher Grausamkeit. Horace Vernet malte dann den Sieg für die Geschichtssäle in Versailles. Es ist kaum zu glauben, welche Zugeständnisse ein zur Regierungsgewalt gelangter Emporkömmling, etwa ein Gelehrter, ein Advokat, ein politischer Dilettant zu machen bereit ist, wenn ihm ein Portefeuille Gelegenheit giebt, einige seiner alten Steckenpferde zu reiten oder die Lucubrationen der Dachstube, die er früher bewohnte, auszuführen. Guizot zwängte als Schriftsteller die Geschichte in Formeln ein, wie Hegel gethan hat — ordnet sich der schwachgewordene Mann doch noch jetzt, ein Protestant, einem System unter, in welchem die „Nothwendigkeit des Papstthums“ eine Rolle spielt —! Als Politiker ver=

folgte er ebenso einen gewissen Schematismus von Regierungs-Principien, und um diesen herum und zwischen den verkörperten Paragraphen desselben wucherte dann frischweg die ganze Lasterhaftigkeit der modernen Politik im Bestechungswesen, Wahlencorrumpiren, Befördern nach Ergebenheits-Beweisen, Ausbeuten jeder Gelegenheit, wo die Macht wirkliche oder chimärische Gewinne gewährleisten kann, wie bei dem damals in Frankreich zuerst in Angriff genommenen allgemeinen Eisenbahnnetze.

Bei alledem trat man in der Nähe des berühmten Mannes in die Peripherie eines großen Ideenkreises. Die Geschichte hat bewiesen, daß auch Guizot's Politik die kleinen Behelfe nicht verschmähte. Aber sie lagen denn doch fernab von seinem persönlichen Ich und hinter den Coulissen. Im Vordergrunde, getrennt von den Faiseurs, erhielt sich der denkende Kopf, der eine einzelne Zeit-Epoche im bewußten Zusammenhange mit dem großen Ganzen der Geschichte zu verwalten wußte. Es war vielleicht ein Unglück, daß Guizot eine abstracte Formel hatte für den lebendigen Augenblick, dessen Gestaltung ihm gehörte; aber diese Formel war immer noch nicht aus einem so erbärmlichen Kasten-Interesse, aus Adels-, Militair-, Clerus-, Dynastie-Prätensionen hergeleitet oder wohl gar aus dem kalten Beinhause eines so verknöcherten Beamtenthums, wie wir solches beim damaligen Preußen kennen gelernt

haben. Sie war ein Mittelglied historischer Abstractionen, die sich im Zusammenhange der Jahrhunderte wußten. Treffend charakterisirte er, allerdings erst nach der zweiten Tasse Thee, seinen Rivalen Thiers. „Mein unermüdlicher Rival,“ sagte er, „hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jacobiner, bald das Directorium, bald Napoleon nach. Es scheint, als wenn er sich bei seiner großen Kenntniß der neueren Geschichte Frankreichs nicht anders aus den Verlegenheiten helfen könnte, als wenn er sich fragt: Wie würden es in diesem Falle wohl das Königthum, wie die Republik, wie das Kaiserreich gemacht haben?“ Eine treffende Bemerkung. Denn wenn sich an Guizot's Namen wirkliche politische Organisations-Gedanken, ob auch ungeschickte und verhängnißvolle, knüpfen, so knüpfen sich an Thiers' Namen politisch philosophische Gedanken eben keine.

Der Erzähler hat in seinen „Briefen aus Paris“ (Gesammelte Werke, Band XII) nach seiner Begegnung mit Guizot auch die mit Thiers ausführlich geschildert. Gegenwärtig, wo die Staatsmänner keinen Anstand nehmen, reisende Publicisten ausdrücklich zum Behuf des Sich-aussprechen-Könnens zu empfangen; jetzt, wo sie vollkommen wissen und es sogar wünschen, daß ihre Ansichten verbreitet werden, wo Graf Bismarck manchen Franzosen

und Engländer mit einem reichen Material für die Times oder den Siècle entlassen hat, und sogar die sonst so preßfeindlichen preußischen Generale vor drei Jahren Publicisten empfingen, die sich ihnen offen als Abgesandte des Journals „Daheim" vorstellten — jetzt kann ich wohl ohne Scheu sagen, daß die heftigen Vorwürfe, die mir vor fast drei Decennien gemacht wurden, als ich in meinen „Pariser Briefen" Mittheilungen aus meinen Unterredungen mit französischen Notabilitäten gab, nur eine Veranstaltung zweier Männer gewesen sind: eines noch (in Wien) lebenden, den ich nicht nennen will, und Heinrich Heine's. Beide alarmirten gegen mich die Presse von Paris und die Allgemeine Zeitung. Ich hätte das Vertrauen mißbraucht, hieß es, hätte das Gastrecht verletzt —! Den Franzosen gegenüber, im Angesicht ihrer Preßfreiheit, ihrer Freiheit der Tribüne, ihres bewegten öffentlichen Lebens, war ein solcher Vorwurf lächerlich. Man übertrieb dabei den Thatbestand. Man wollte das begangene Verbrechen den Franzosen durchaus glaubhaft erscheinen lassen, weil diese selbst die „Indiscretionen" nicht verstanden und nicht lasen. Jener Erste, der seine besonderen Gründe, auch eine Pension Louis Philipp's hatte (Louis Philipp's, dem mein Buch als Schlußresultat den demnächst bevorstehenden Untergang seiner Dynastie voraussagte), wählte sich den Courier Français zu seiner Ver-

leumdung. Heine's Motiv bestand in einem Vorgange, den ich Adolph Strodtmann für die Fortsetzung seiner, den allzu menschlich gewesenen Dichter in alle Himmel erhebenden Apologie hiemit empfehlen möchte. In Paris angekommen, erhielt ich durch einen noch in Paris lebenden Boten, einen gemeinschaftlichen Freund, im Interesse eines Buches, das ich, dem Gerüchte zufolge, über Paris schreiben wollte, nachstehende Aufforderung: „Besuchen Sie sofort Heine! Er verspricht Ihnen hiemit, Ihnen zu Ehren ein Diner zu geben, wozu er alle Spitzen der französischen Literatur einladen will —!" Dieser, auf ein Heine'n zu widmendes Capitel meines Buches berechneten Aufforderung mußte ich erwidern: „Sagen Sie Heine, daß ich ihn nicht wenig schätze und von seiner guten Absicht gerührt bin! Ich habe aber das „Leben Börne's" geschrieben, habe Börne gegen die Besudelung seines Namens durch Heine vertheidigen müssen. Abgesehen davon, daß man um ein Diner, wenn auch in noch so interessanter Gesellschaft, die Standpunkte seiner Gesinnung nicht ändern wird, so habe ich auch auf die nächsten Freunde Börne's in Paris Rücksicht zu nehmen, charaktervolle Personen, die mir nimmermehr vergeben würden, wenn ich zu dem Manne, der diese Alle und sogar eine edle Frau so schmählich mit Koth beworfen hat, halten und Champagner bei ihm trinken wollte —!" Die Folge dieser Erklärung war

jene Rache. Heine dictirte einem seiner Freunde Namens Seuffert einen Erguß voll Bosheit in die Feder für die Allgemeine Zeitung. Es wird jetzt in Literatur-Geschichten, in Nekrologen, in „Erinnerungen“ Sitte, Heine's Bild vollständig zu verzeichnen. Mit dem „Christuskopfe“ will man ihm auch Edelmuth andichten. Die Wahrheit ist, daß Heine Zeit seines Lebens im Denken und Handeln nur einen Flug niederen Striches hatte. Diese Wahrheit sollte doch ohne Schmälerung seines dichterischen Ruhms unverfälscht bleiben.

Auch Villemain, Minister des Unterrichts, war einst Professor. Dieser hatte nicht das Puritanische, Genferische Guizot's: er war groß, wohlbeleibt, von einem heiteren, herzlichen Lachen und schien ein Lebemann. In vollen Zügen genoß er die Freude, einem Ministerium anzugehören, das sich acht Jahre lang erhalten sollte. Der vollste Gegensatz zu diesen Männern mußte natürlich der Ex-Minister Thiers sein. Er sollte sich von da an wirklich nicht wieder erheben. Als ich an seinem Tisch saß, reizte ihn schon die allzu heiße Suppe zu einem auf die Mutter seiner Frau, die Führerin seines glänzenden Haushaltes, geschleuderten Zornblick. Charakteristisch war, daß Thiers, den ich als Redner in der Kammer hatte bewundern müssen, damals eben von einer Rundreise durch Deutschland aus den beiden, damals noch schlaffsten und politisch unmündigsten Staaten, Oesterreich und Preußen,

die Ueberzeugung mitgebracht haben wollte, daß jenes, wenn auch von Politik erregbar, doch kein wahres und ernstes politisches Bedürfniß hätte, dieses von Ehrgeiz in solchem Grade verzehrt würde, daß daraus eine Gefahr für ganz Europa entstehen müßte. Alles, was erst jetzt wieder vor einigen Jahren Thiers gegen Rouher und Napoleon III. in den Debatten über die Neugestaltung Deutschlands geltend gemacht hat, war schon damals seine Ueberzeugung. Die Gefahren für das europäische Gleichgewicht kamen ihm von Preußen und Rußland her. Die deutschen Mittelstaaten waren ihm geborne Schoßkinder Frankreichs. Sie rangirten ihm als die Vorhut der französischen Armeen. Er sah, ganz wie Guizot gesagt hatte, immer nur Erneuerungen alter Dinge, Rehabilitationen; hier, in unserem Falle, Rache-Acte für Waterloo, St. Helena. Baiern, Württemberg, Darmstadt lieferten ihm wieder die Cavallerie. Die süddeutsche Infanterie war Kanonenfutter. Wenn man sich die Worte: «Nous bouleverserons le monde,» die er sprach, aus dem Munde eines Schauspielers der Porte St. Martin ausgesprochen denkt, und etwa am Schlusse eines vierten Actes, wo die tragische Fabel den Höhepunkt erreicht hat, so hat man die Stimmung, die Thiers vielleicht auch noch heute mit Napoleon III. vollkommen aussöhnen und verbinden würde, wenn jene Stimmung in die Lage käme, sich geltend zu

machen. Thiers meinte die furia francese, die eintreten würde, wenn man von allen Seiten gegen den europäischen Störenfried (und Frankreich war das damals weit weniger noch als jetzt!) marschiren wollte. Friedensgedanken wohnten nicht im Kopfe dieses kleinen, damals schon weißhaarigen Mannes mit dem Eulenprofil, noch weniger Gedanken einer Erneuerung und Revision unseres Gesellschaftsvertrages; er nannte letztere (die Socialisten mögen sich bedanken) Tollhäuslereien. Thiers' Phantasie ist nur erfüllt von marschirenden Colonnen, erstürmten Schanzen, Uebergängen über Schiffbrücken, die Alpen, Kanonendonner und Schlachten. Noch vor zwei Jahren war er damals Minister, hatte die deutsche Marseillaise: „Sie sollen ihn nicht haben", veranlaßt und hinterließ seinen Nachfolgern ein regelmäßiges Deficit im laufenden Jahresbudget, eine sich forterbende „schwebende" Null von 160 Millionen.

Einen der gegenwärtigen Träger jener Thiers'schen Hoffnungen auf die Haltung Süddeutschlands bei einem etwaigen Kampfe gegen Preußen, einen seiner vermeintlichen Verräther am deutschen Nationalgefühl (mag sich auch bei uns in die Gefühle der Nothwendigkeit, in Preußens Stehen oder Fallen das Gesammtschicksal Deutschlands erblicken zu müssen, mancher bittere Wermuthstropfen mischen) einen solchen Segestes nach französischer Voraus-

setzung lernte ich in Person kennen, den jetzigen Groß-herzog von Hessen-Darmstadt. Herr von Dalwigk, sollte er diese Zeilen lesen, möge sich seines Bruders erinnern, der in Darmstadt noch keine so offene Bresche für die Franzosen gewühlt hatte, wie gegenwärtig der Darmstädter Balletmeister Herr Tescher — ich meine nicht in der Politik, sondern im Theaterwesen. Seit einigen Jahren hatte ich mich der Bühne zugewendet und war in solchem Grade von Thalia und Melpomenen begeistert, daß ich nichts sehnlicher erstrebte, als eine Gelegenheit, meine eigene Ergriffenheit für eine richtige und schwungvolle Erledigung der deutschen Schauspiel-Aufgaben auch den Organen des Bühnenlebens selbst mittheilen zu können. Mancher geniale Schauspieler, Seydelmann, Emil Devrient, überraschten mich durch die Art, wie sie eine von mir gedachte und ausgeführte Rolle wiedergaben, mancher Andere aber auch blieb weit hinter meinen Erwartungen zurück. Ja selbst jene genannten Ersten ihres Faches verschmähten nicht, sich die Rollen, die ich ihnen zugedacht hatte, von mir vorlesen und erläutern zu lassen. Mir unvergeßliche Stunden hatte ich bei erneuerten Besuchen Berlins mit Seydelmann zugebracht. Sie waren dem Austausch von Auffassungen berühmter klassischer Rollen gewidmet. Die Mise-en-scène unserer Bühnen verrieth mir nichts als Nachlässigkeiten, und selbst eine scheinbar

gründliche Einstudirung entbehrte doch, zumal bei den üblichen drei Proben, mit denen bei uns die Stücke „herauskommen", so sehr der Feile, der Herstellung einer Gesammtharmonie, in den einzelnen Parthieen oft des bewußten Zusammenhanges mit dem Ganzen selbst, daß ich darauf brannte, mir irgendwo eine Stelle als Dramaturg zu erwerben. In Darmstadt hatte die russische Neigung eine Aufführung meines „Patkul" ermöglicht (den Deutsch-Lievländer Patkul, einen russischen Gesandten und Heerführer, lieferte Sachsen an Karl XII. von Schweden aus, der ihn hinrichten ließ) — ich hörte von einem leidenschaftlichen Sinn für Bühnenwesen, der sich von dem „großen" Ludwig der Darmstädter auf den Erbgroßherzog vererbt hätte, von Reformen, die man bezweckte, von einem artistischen Leiter, den man suchte, und ließ mich von Freunden, die dem Weißcravattenscheuen mit Zorn und Unwillen zuriefen: „Aber man muß dem Glück auch die Hand bieten!" bereden, mich dem begeisterten Reformator der Bühne Darmstadts, dem stillen Träumer von — einem Ballet europäischen Rufes, persönlich vorzustellen.

Aber diese Kronprinzen alle! Auch dieser Don Carlos (seinen Alba du Thil und Domingo Georgi kennen wir schon) rief aus:

— — Heftig braust's
In meinen Adern — Siebenunddreißig Jahre,
Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!

Das Theater seines Vaters erklärte er für eine ihm vollständig unbekannte und unzugängliche Domäne. Das geschah in Berlin in einem Hotel (natürlich „du Nord" oder „Sankt Petersburg") früh Morgens; die Cürassiere schwenkten eben um die Akademie und bliesen den Hohenfriedberger Marsch, die Sonne spiegelte sich auf dem Zifferblatt der akademischen Uhr. Die Begleiter des Prinzen auf seiner Reise, vielleicht zu seiner Schwester nach Rußland, umstanden die Hoheit. Einer derselben, ein Herr von Camesaska, milderte in etwas durch leutselige Güte die höchst kühle Ablehnung, die sich in einer für den jetzigen Dramaturgen der Darmstädter Hofbühne, Dräxler-Manfred, wenig schmeichelhaften Erklärung gipfelte, ein solches Amt wäre bei dem bekannten obstinaten Charakter der Schauspieler geradezu ohne allen Nutzen. Ich kenne nicht die Leistungen des jetzigen Schauspiels in Darmstadt, höre aber, daß man kürzlich einer daselbst engagirten Schauspielerin zu ihrem Benefice für dreihundert Gulden Blumen geworfen hat! Man sieht denn also doch, was Dräxler-Manfred dort geleistet hat!

---

## IV.

„Ja, in Neapel!" heißt der Titel eines Buches über die Reize der schönen Parthenope von Willibald Alexis. „Ja, ja, die Bühne!" So könnte ich die Erinnerungen überschreiben, die ich von meinen Beziehungen zu den Brettern, welche die Welt bedeuten, bewahre. Ich sagte schon, daß ich nicht dachte wie Se. königliche Hoheit der jetzige Großherzog zu Hessen und bei Rhein. Ich bewahrte mir den Glauben an die Möglichkeit dramaturgischer Einwirkungen. Zu oft hatte ich auf der Scene selbst gestanden, mitten unter den falschen Betonungen, mitten unter den plumpen, gedankenlos ausgeführten Abgängen, unter den zahllosen, so gänzlich unbeachtet gebliebenen feineren Nuancirungen. Nur in den seltensten Fällen schien mir dem den Gedanken des Dichters ausfüllenden, ergänzenden Spiele der Phantasie, der Erweiterung einer dichterischen Absicht bei Regie und Darstellern Raum gegeben. Die Lohnarbeit überwog. Und bei alledem versicherten mich doch die Darsteller, daß ihnen die

Kunst eine heilige Aufgabe wäre. Manche unter ihnen waren vollkommen zu dem Eingeständnisse bereit, daß ihnen die Anlehnung an eine begeisterte Führung einen erhöhten Genuß von ihrem eigenen Beruf gewähren würde. Manche Stelle meiner Dramen entstand auf der Scene selbst und bei den Proben. Christine Hebbel wird mir bezeugen, daß ich ihr den dritten Actschluß meines „Werner", der ihr in Hamburg in zehn Vorstellungen immer denselben Hervorruf zuwege brachte, erst auf ihrem kleinen traulich von der ersten Frühlingssonne beschienenen Zimmer in der „Theaterstraße" zu Hamburg in ihre Rolle schrieb. Mein Glaube an die Möglichkeit, anregend auf die Darsteller zu wirken, war so groß, daß ich nicht einmal der Beihilfe bestimmt vorgezeichneter Gerechtsame, vor Allem der Gewalt über die Kasse des Theaters, über die Bestimmung der Gagen, die Kündigungen u. s. w. zu bedürfen glaubte, um mir Autorität und die Bürgschaft eines maßgebenden Einflusses auf die künstlerische Darstellung zu verschaffen.

Als ich 1844 in Wien war, glaubte Franz von Holbein keine andere Absicht bei meinem Besuch voraussetzen zu dürfen, als mein Verlangen, ihn am Burgtheater zu verdrängen. Doch war ich weit davon entfernt, Dinge anzustreben, die mir für Wien absolut unmöglich erschienen. Eine Zulassung meiner zur Darstellung nicht ge-

nehmigten Stücke wäre zunächst der belohnendste Preis eines vierwöchentlichen Aufenthalts in der schönen Donaustadt gewesen. Aber auch zu diesem Behuf, wo ich von vornherein Erfolglosigkeit sah, that ich keinen Schritt, und selbst vor dem Mächtigen nicht, der mich eines Tages durch eine Einladung überraschte. Ein Sections-Chef des Auswärtigen Ministeriums schrieb mir Ort und Stunde, wo mich Fürst Clemens Metternich zu sprechen begehrte. Welchem Anlasse ich diese hohe Ehre verdankte, weiß ich nicht. Vielleicht den angenehmen Stunden, die mir Freiherr von Hammer-Purgstall bereitet hatte. Der berühmte Orientalist lebte mit dem Fürsten auf gespanntem Fuße. Fürst Metternich hatte etwas vom Cardinal Richelieu, dessen Eifersucht ebenfalls in allen Fächern glänzen und sogar Dichter sein wollte.

So sollte ich denn eine Merkwürdigkeit des Jahrhunderts sehen, den Mann, dem seine Stellung zu Napoleons höchstem Glück und endlichem traurigen Ausgang eine solche Größe gegeben hatte, daß diese sogar durch seine spätere Politik, an die sich der Fluch der Völker knüpfte, nicht völlig abgenützt und verbraucht werden konnte. Gibt es einen großartigeren Actschluß IV. in der Tragödie Napoleon, als den Moment im Marcolinischen Palais bei Dresden, wo dem Corsen im Feuer seines Zorns über Oesterreich, in den schmetternden Hagelschauern

seiner Drohungen, wie er sich rächen würde, wenn die Truppen Schwarzenberg's an Böhmens Grenze sich mit seinem Heere, auf dessen noch ungebrochene Kraft sein Arm zum Fenster hinausdeutete, nicht vereinigen würden, der Hut entfiel und Metternich (wenn die Erzählung verbürgt ist) starr und stumm und unbeweglich stehen blieb und keine Miene machte, den auf dem Boden liegenden Hut auch nur zu beachten. Eine Pause tritt ein nach des Kaisers Drohungen.... Er sieht den Hut, der ihm entfallen.... Er blickt beiseite, wartet, ob sich der schmiegsame Höfling, der sonst vor ihm den Rücken zu beugen wohl verstanden hatte, nicht anschicken würde, ihm diesen Dienst der Artigkeit zu leisten.... Metternich achtet auf nichts und geht.... Ein Kammerdiener kommt und hebt den Hut auf.... Napoleon erkennt das Nachlassen seiner imponirenden Gewalt und sinkt erschöpft und das Verhängniß ahnend in einen Sessel. Großes hatte Fürst Clemens erlebt, hatte Staaten zusammenbrechen, neue sich bilden sehen, hatte die Völker aus den Steppen Asiens und von Chinas Mauer nach Europa herabkommen sehen — und ein solches Herz konnte je zusammenschrumpfen, konnte kalt bleiben bei Griechenlands Erhebung, nichts Anderes vor den aufsteigenden Schatten altrömischer Größe in Italien fühlen, als das gespenstische Anwehen feiger Furcht vor Gift und Dolch! Er wollte nur die Ruhe des Kirchhofes und glaubte

die Geister beschwören zu können. Bei alledem wußte man, daß ihn die Werdelust einer neuen Zeit interessirte, daß er ein Verständniß für seine Gegner hatte und sich sogar wie Nicodemus manchmal bei Nacht zum Herrn schlich. Mit roher Barbarei ist es auf solcher Höhe gewiß nicht möglich, sich so lange zu behaupten, noch weniger dadurch, daß man die Sprache der Zeit mit völliger Stummheit ablehnt. Kunst, Wissenschaft, jeder Zweig der Cultur machten Riesenfortschritte; Engländer kamen und gingen und machten ihm gegenüber den Geist eines Canning geltend; Franzosen, selbst wenn sie, wie Chateaubriand beim Congreß zu Verona, die Ketten schmieden halfen für die neuen Freiheitsregungen Italiens, Spaniens, Griechenlands, hatten Motivirungen, die aus der Tiefe historischer, oft poetischer und neureligiöser Anschauungen kamen — zuletzt liebte der Fürst die Schönheit, wenn auch nur zumeist auf einer Hypostase, wo es kein — Verdienst ist, die Schönheit zu lieben — in den Frauen.

Die Begegnung mit diesem historischen Charakter schwebt mir in der Erinnerung nur noch vor wie ein Traum. Das Besteigen der hohen Aufgangstreppe im Palais an einer der Basteien (bis zum Portale begleitete mich L. A. Frankl), die zuvorkommende Unterhaltung jenes Sektionsschefs, der mich eingeladen hatte, das Eintreten in ein dunkles Wartezimmer, dessen Fenster auf die frühlingsgrüne

Bastei hinausgingen, die leutselige Art des Empfanges, das Niedersetzen an einen kleinen Tisch, das Fragen und Hören des halbtauben Fürsten, während seine Finger die neuesten Jahrgänge des Gothaer Kalenders umblätterten, die Diskussion über — Nichts und dennoch Manches, Erörterungen über den Geist der italienischen und deutschen Sprache, Plaudereien über seine Bauten in Böhmen, Klagen über einen drohenden Verfall des Burgtheaters — kurz allerlei, nur selbstverständlich nicht: Was wird aus Europa in zehn, zwanzig, hundert Jahren geworden sein? Welches ist jetzt Ihre Meinung über Deutschland? Aber bei Alledem fehlten einige Posa-Wallungen meinerseits nicht, — über Erziehung, Schulen, Fellenberg, Pestalozzi. Die einzige politische Digression war die gelegentliche Erklärung des Fürsten, er hätte das Richtige zu treffen geglaubt, indem er dem durch Napoleon erschöpften Europa Ruhe gönnte und Ruhe schaffte, um sich erst zu neuen Kämpfen wieder erholen zu können. In meinem „Zauberer von Rom", Band VII, Capitel 10, habe ich nach des Fürsten Tode das Bild seiner damaligen Person wiederzugeben versucht. Der Sections-Chef fragte mich beim Scheiden, „ob ich befriedigt wäre?" Ich konnte doch wohl nicht sagen: „Nein, das ist einer jener todten, mit der Festbinde und der verbrämten Toga geschmückten Senatoren Roms, die, als die Gallier Rom

stürmten und auf's Capitol eindrangen, schon allein vom Luftzuge des aufgerissenen Senaculums von ihren curulischen Stühlen und in Staub und Asche sanken!"

Ein Jahr vor jenem großen Tage des Gerichtes, wo die Völker bewiesen, daß eine Erholungszeit in ihrem Leben nicht länger dauern darf, als höchstens eine halbe Menschen-Generation, wenn anders die Erholung nicht Erschlaffung werden soll, hatte ich mein heißersehntes Ziel erreicht. Die Dramaturgenstelle des Dresdner Hoftheaters, die einst Ludwig Tieck so manches Jahr als Sinecure hatte bekleiden dürfen, war an eine Oberregie und an Eduard Devrient übergegangen, der sich indessen nach einem kurzen vielgerühmten Wirken für unfähig erklärte, seine Bestrebungen durchzuführen, so lange die eigenthümliche Stellung seines Bruders Emil zum Repertoire — in der That eine Art Ausnahmestellung — andauerte. Emil Devrient stand gerade in der vollsten Blüthe seines Ruhmes. Der Intendant A. von Lüttichau war auf einen Ersatz bedacht und wählte mich dazu. Oft sagte er mir später: „Es ist nur mein eigener Gedanke gewesen, daß ich Sie berief. Ich habe ihn ohne Beeinflussung ausgeführt. Derjenige, den man vielleicht für den eigentlichen Anreger dieser Berufung zu halten geneigt ist, erklärte mir im Gegentheil, als ich ihm meinen Plan sagte: „Aber wie werden Sie denn je einen solchen Mann wieder los?!"

So lautete die Hofschauspieler-Ansicht über Dramaturgenschaft. Hofschauspieler sind nicht selten wahre Tiberius-Naturen en miniature. Sie waren mir bis dahin erst obenhin bekannt geworden. An den Stadttheatern hatte ich meist strebsame, nicht selten unglückliche, weil hin und her verschlagene Schauspieler kennen gelernt, die durch die Noth gezwungen wurden, es mit ihrer Kunst ernst zu meinen. Jetzt mehrte sich das Register meiner Theater-Bekanntschaften mit jenen pensionsberechtigten Herren und Damen, die sich in ihren Stellungen mit allen Künsten der Verschlagenheit und Verstellung befestigt hatten, sich in Dresden damals um einen wohlmeinenden, keineswegs geistig beschränkten, aber höchst ununterrichteten Intendanten schmiegten und wanden, wie jener Goldwurm von Guinea, der zuletzt in den eigenen Leib des Opfers, das er sich erwählte, hineinwächst und es trinken macht, wenn der Wurm Durst hat, essen, wenn jener hungert, es überall dahin treibt, wohin es dem Gelüste des Thiers genehm ist.

Und auch ich sollte genugsam diese Tücke der Menschen kennen lernen, die in den Theater-Intendanten-Vorzimmern die regelmäßige Wacht haben dürfen. Doch verderblicher war mir noch, daß ich blindlings sowohl mit einer unendlich kleinen Gage, wie mit dem Mangel einer gänzlichen Machtvollkommenheit, welchen mir eine para-

graphenreiche „Instruction“ vorzeichnete, beim Abschlusse des Vertrages zufrieden gewesen war. Ich war den Regisseuren „coordinirt“, nicht sie mir subordinirt. Ich hatte nur Besetzungs=„Vorschläge“ zu machen und war demzufolge das fünfte Rad am Wagen, der Sündenbock, der für Alles, was dem Hoftheater mißlang — und was mißlingt nicht bei einer Kunst, die ihrer Natur nach auf ewiges Experimentiren angewiesen ist! — den Namen hergeben mußte. Aber umsonst; keine von diesen Schwierigkeiten wollte ich anerkennen. Ich belachte sie und glaubte an die zündende, auch die Andern ergreifende Macht des mich selbst ganz erfüllenden Begeisterungsfunkens. „Diese Mitglieder werden sich mir schon anschließen, sie werden meinem muthigen Schritt folgen, wir werden Alle auf dem Altar des Schönen opfern —!“ So antwortete ich denen, die mit Bedenken jene Paragraphen gelesen hatten. Der zweite verderbliche Umstand war etwas in mir selbst, das ich nicht gut definiren kann. Demuth ist nicht das rechte Wort, subalterner Sinn noch weniger. Wie jener Wahlspruch eines Großen einst gelautet hatte: „Ich dien’“, wobei er im Dienen, im Dienen seinem Könige, seinem Vaterlande, seiner Dame, seine Ehre fand, so hatte ich hier, wie in einer anderen Stellung später noch einmal, die aufrichtig gemeinte und redliche Absicht, mein lediglich zum Initiative=Ergreifen, zum Wollen und Voll=

bringen geschaffenes Naturell abzudämpfen, zu bezwingen, mich im Gehorchen zu üben und die zweite, ja dritte Rolle zu übernehmen, wo ein geschlossener Contract, ein gegebenes Wort, ein Verhältniß der Sitte und Ueberlieferung zum Besten eines großen Ganzen mir die erste nicht anweisen konnte.

Bei alledem wurden für den Anfang bedeutende Resultate erzielt. Ja, meine Autorität befestigte und steigerte sich, als ich sogleich beim Beginn meiner Thätigkeit meinen Abschied begehrt hatte. König Friedrich August II. hatte die Genehmigung zu meiner Berufung nur mit Widerstreben gegeben. Die Damen des königlichen Hofes, zwei katholische Gesandte, die den Entschließungen der Königin nahestanden, hatten die Idee Lüttichau's auf's Aeußerste bekämpft. Soeben waren Laube's „Karlsschüler" zum erstenmale auf die Bretter gekommen und „Uriel Acosta" folgte. Beide Stücke wurden vom Publikum mit einer Aufregung aufgenommen, die einer Demonstration gleichkam. Ich las selbst das Handbillet des Königs, das dem Intendanten erklärte, er würde ihm von jetzt ab eine besondere Censur setzen, wenn er einen solchen Mißbrauch der Bühne länger fortdauern ließe.

Die Güte und Liebenswürdigkeit der Gemalin des Intendanten schrieb mir: „Um Alles, begegnen Sie heute nicht meinem Manne!" Ich vermied den auf's Aeußerste

gebrachten, vom Unwillen seines Monarchen hart getroffenen Hofmann und schrieb ihm, daß ich bei so offen kundgegebener Abneigung Sr. Majestät keinen Einfluß auf sein Personal gewinnen könnte, und begehrte meine Entlassung.

Darüber entstand eine neue Verwirrung. Ich würde dem Intendanten an allen Ecken und Enden gefehlt haben, wenn ich gegangen wäre. Inzwischen übernahm Prinz Johann, der gegenwärtige König, eine Revision des Textes meiner Arbeit. „Uriel Acosta" wurde nach einer Pause von mehr als vierzehn Tagen wieder zugelassen unter der im Allgemeinen ziemlich milden Bedingung, daß statt des Wortes „Priester" überall „Rabbiner" und für „Glaube" ein anderer Wortbehelf gesucht werden mußte. Der Intendant wurde vor Aufregung über diese Vorfälle krank. Mitten im Winter ging er nach Teplitz, um warme Bäder zu nehmen. Er ließ die strengsten Befehle zurück. Ich wollte mit „Valentine", die sich als das dritte erfolgreiche Stück zu jenen beiden anderen für die Saison hinzugesellen zu wollen schien, debütiren, hatte die Rollen schon zum „Signiren" bereit gelegt, einige bedenkenerregende Stellen (das Einsteigen eines Fürsten bei einer Hofdame) gemildert — doch erhielt ich den gemessensten Befehl aus Teplitz, diese Unternehmung auf alle Fälle zu unterlassen. Eine Kritik der „Valentine" war beigefügt, die als die

Ansicht eines deutschen Theater-Intendanten von Geblüt über die Literatur der Zeit gedruckt zu werden verdiente. Sie schloß: „So lange ich noch das königliche Hoftheater leite, wird dies entschieden unmoralische, schlechte Stück nicht gegeben werden!" Als ein Jahr darauf die März-Revolution ausbrach, war die „Valentine" die erste Novität, die Se. Excellenz trotz seines verpfändeten Ehrenwortes dem aufgeregten Zeitgeiste zum versöhnenden Willkomm darbrachte.

Meine Einstudirungen hatten Erfolg. Die Einrichtungen, die ich von Shakspeare's „Coriolan", „Romeo und Julie", „König Johann" gemacht hatte, gingen auf andere Bühnen über. Ich habe zwei Acte vom zweiten Theil des „Faust" aufzuführen gewagt. Daß ich nicht mehr Anerkennung für mein Wirken, das sich durch die Auflösung des sächsischen Hoftheaters in den Tagen der Mai-Revolution 1849 von selbst beendigte, gefunden, lag in dem baldigen Ausbruch der Revolutions-Epoche und in meinem eigenen Bestreben, jede Anerkennung — zu unterdrücken. Das klingt gewiß seltsam. Aber jenes „Ich dien'" und die Natur meiner Umgebungen brachte diese Vorsicht mit sich. Mein schon genannter Chef war eine Natur, in der sich die unheimlichsten Elemente vereinigten. Er konnte gemüthlich, herzlich, bis zum Kindlichen gut und wohlmeinend sein, und ein unglücklicher

Augenblick verwandelte ihn in einen Ludwig XI. voll brütenden Mißtrauens, sogar in einen Alba voll herzlosester Grausamkeit. Die Unsicherheit in seinem Innersten kam aus dem Gefühl seiner mangelnden Kenntnisse. Dieses machte ihn erbittert und gereizt. Dann sah er nichts als Verschwörungen um sich her. Er glaubte, es könnten, wie ihm beim ersten Beginn seiner Intendantenschaft geschehen war, wieder Tage eintreten, wo die unter einander verschwornen Schauspieler und Sänger ihn vor dem Hofe in solchem Grade bloßstellten, daß er keine Vorstellung zu Stande bringen, keine Anschlagzettel austheilen lassen könnte. Die schlechtesten und abgedroschensten Stücke pflegte er und duldete die dabei betheiligten talentlosesten Schauspieler nur deßhalb, weil er eine Repertoir-Reserve haben wollte für den Fall einer ausbrechenden Verschwörung. „O!" seufzte er mir oft in einer seiner vertraulichen und dann in der That vollkommen gemüthlichen Stimmungen, zumal auf seinem schönen Landhause in Pillnitz, „o, wenn ich diese katholische Conspiration nicht hätte am Theater, diese Anlehnung der Stümper an den Hof, an den Beichtstuhl, an den Bischof, an die sonntägliche Kirchenmusik, die allem Anderen vorangehen muß! So wie ein Sänger mitsingen hilft bei der Messe, ist er meiner Autorität bei der Oper entwachsen —!" Herr von Lüttichau war ein Liebling des Hofes, ein persönlicher Freund des Königs

und der Prinzessinnen, ging aber mit einer gewissen Beflissenheit jeden Sonntag in die protestantische Kirche — ein schönes Beispiel, das er damit für den sächsischen Adel gab. Wahrlich, ich möchte von dem seligen Mann nur Gutes berichten. Aber sein Mißtrauen, seine Furcht, seine Anwandlungen von Tyrannei waren entsetzlich. So wäre ich denn auch sofort mit meinem, vorläufig nur auf drei Jahre gestellten, durch und durch mangelhaften Contract verloren gewesen, wenn ich in irgend einem Berichte über die Leistungen der königlichen Bühne nach Gebühr wäre hervorgehoben worden. Ich ging selbst zu den Berichterstattern oder schrieb an die Zeitungen und bat sie, mich zu ignoriren. Eine Sitzung des Intendanten, der Regisseure, des alten Hofraths Winkler (Theodor Hell), der Capellmeister und des Dramaturgen im Theater-Expeditions-Gebäude — und dabei ein Zeitungsartikel auf dem grünen Tisch, worin meiner letzten Scenirung, Einstudirung oder Bearbeitung lobende Erwähnung gethan gewesen wäre, hätte geradezu eine Scene für mich wie aus der Hölle veranlassen können.

Theodor Hell, der Herausgeber der „Abendzeitung", Vice-Director, Secretair und als solcher selbstverständlich schon genug dramaturgischer Berather des Hoftheaters, jetzt verdrängt von einem frühern literarischen Gegner, von einem Recensenten seiner „Neuen Lyratöne", einem

Gegner aller Größen der „Abendzeitung" und Freunde des Vespertinen=Vaters, das war eine Situation, deren Peinlichkeit sich von selbst charakterisirt. Jeder Mißgriff, den ich gemacht haben sollte, fand ein Echo durch alle Räume des Theaters, durch alle „italienischen" Frühstückstuben, ja von da an auch in der Presse, als ich Unglücklicher einst der Meinung gewesen war, daß Marie Bayer, die einen neuen Contract zu machen hatte, in dem Fall, daß Excellenz ihre Bedingungen zu hoch fände, wohl auch durch irgend ein anderes Talent, das sich doch noch in Deutschland würde finden lassen, ersetzt werden könnte und mein seither treuester Freund, August Bürck, der, ohne daß ich es wußte, jene Dame zu ehelichen hoffte, plötzlich umschlug und aus wahnverblendeter Liebesleidenschaft und speculativem Interesse mein gehässigster Feind wurde und von Redaction zu Redaction lief, um mich über Alles, was sich an meinen Namen knüpfte, anzuschwärzen. Theodor Hell galt für den geheimen literarischen Berather der fürstlichen Dichterin Prinzessin Amalia. Ich merkte den ungünstig vorbereiteten Boden, als ich die pflichtmäßige Begrüßung der „hohen Verfasserin" im Schlosse machte. Man hatte mir diese Begrüßung als sich gebührend schildern wollen. Mich leitete, als ich dießmal die weiße Halsbinde umlegte, ein aufrichtiges und empfundenes Bedürfniß, einer Dame zu huldigen, die es verstanden hat, echt gemüthliche, deutsch=

innige dramatische Familien- und Gesellschaftsbilder und sogar mit vollkommen scenischer Wirkung, mit mannigfacher Herausforderung des darstellenden Talents zu schreiben. Aber es schien mir, als hätte man ihr einen Tadel verrathen, den ich einmal in meinem „Hamburger Telegraphen" dahin ausgesprochen, sie opferte regelmäßig in ihren Stücken den jugendlichen Zauber der Poesie und des freien Genius dem Schein einer besonneneren Weisheit, die sie mit zwar bescheidenen, absichtlich nüchternen, aber desto zuverlässigeren Formen auftreten ließe — die Liebespaare des ersten Actes sind bei ihr nicht mehr die des fünften. Sie sagte mir verbindlich Freundliches über „Werner" oder: Herz und Welt". Ich entgegnete: „Den Muth, unserer Zeit noch einfache Gemälde der kleinbürgerlichen Welt vorzuführen, verdanken wir ja Ihnen!" und schied mit dem Gefühl des Bedauerns, daß sich hier eine sinnige und so natürlich denkende Dichterin nicht frisch und frei aus den Etikette-Formen einer Prinzessin herausbegeben und, so hoch sie stand, durch die Erinnerung an ihre Feder ein leichtes und graciöses Air von literarischer Collegialität hatte über sich gewinnen können.

Die Mächte, die sich meiner Berufung nach Dresden entgegengestemmt hatten und die ich durch nichts versöhnen konnte, sollte ich noch durch persönliche Berührung kennen lernen. „Durch nichts versöhnen" — sage ich.

Die Vorstellungen z. B. des „Coriolan" waren, etwa mit Ausnahme der unrichtig gewählten, nur für Hadrian's Zeit passenden Prospecte (es waren eben keine andern da, neu gemalt würde man sie nur für eine Oper haben), so vollendet, daß sie Friedrich August seinem Freunde König Friedrich Wilhelm IV. mit Genugthuung vorführen konnte. Diesem hohen Gaste sprach die glänzende Darstellung der Titelrolle durch Emil Devrient jedes Wort des Pöbel- und Tribunenhassers Cajus Marcius aus der Seele. Noch höre ich sein lautes „Bravo!" und „Ja! Ja!" als der zum Feinde übergegangene rachedürstige Römer ausruft: „Euer Feind möge euch schon durch seines Helmbuschs Nicken in Verzweiflung fächeln." Das Nicken des Helmbusches war ihm entweder eine schöne Metapher für Mobilmachung, Kriegsbereitschaft nach Außen oder — die Wiederherstellung des militärischen Selbstvertrauens, das er sich gestört zu haben am meisten vorzuwerfen hatte, nach Innen und zugleich eine Beziehung auf die Angst, in welche der demokratische „Pöbel" gerathen würde, wenn es hieß: Die Russen oder die Franzosen kommen! Dieser Besuch fand nach den Märztagen statt, die ich in Berlin zubrachte, mich damals eines mir zugestandenen Urlaubs erfreuend. Ich wurde in jenen Tagen in Berlin Wittwer, wollte den Rest meines Urlaubs irgendwo in den schönen österreichischen Landen zubringen und bat den Dresdner Vertreter

des eben im Auflösen begriffenen Metternich'schen Systems um — die Visirung meines Passes nach Wien.

Nur ein Trauernder war ich, Jedermann in Dresden kannte meinen Verlust, aber der Vertreter Oesterreichs deutete mir meine Bitte als ein Verlangen, nach Wien gehen zu wollen, um dort das Feuer der Revolution schüren zu helfen. „Kommen Sie — in acht Tagen wieder!" beschied mich der Vertreter Oesterreichs, eine Erlaucht. Auf meine Aeußerung: „Aber wozu denn noch diese alte Manier aus Metternich's Tagen? Hat denn nicht auch in Wien jetzt ein neues Leben begonnen? Soll denn immer noch die alte Praxis mit den schwarzen Büchern, mit Anfragen in Wien, ob ein Visa zu verwilligen sei oder nicht, für die Zeit, in der wir leben, in Geltung bleiben?" erfolgte ein Ausbruch des äußersten Zorns, als hätte ich ein Attentat auf alle Kronen des Hauses Habsburg begangen. Acht Tage sollte ich warten! Während mir jede Stunde meines Urlaubes dürftig zugezählt war! Es wurde eine Scene, über deren Details ich hinweggehe.

Der Herr Gesandte wird später vielleicht selbst begriffen haben, daß ich in jenen Frühlingstagen 1848 und allerdings kurz vor dem neu ausbrechenden Sturm in Wien keine Neigung haben konnte, von einem frischen Grabeshügel, noch an der Hand die eben mutterlos gewordenen Kinder, mich in die Revolution zu stürzen, an

die ich allerdings, das mochte die „achttägige Bedenkzeit" entschuldigen, in Berlin angestreift hatte. Es war aber damals eine Zeit, wo Jeder, der einen bekannten Namen trug, wider Willen Pflichten finden konnte, die er nicht suchte; eine Zeit, wo ein vornehmthunvollendes Zurücktreten, wenn Volksvertrauen uns aufforderte, öffentlich zu sprechen, eine Feigheit ohnegleichen gewesen wäre.

Doch die „Stadt Wien" trat mir in diesen Tagen bald wieder freundlich entgegen und vorurtheilslos. Vorläufig freilich nur im Dresdener Hotel dieses Namens. Von Schlesiens stillen Wäldern, am Fuße der Schneekoppe, vom sagenreichen Kynast, vom lieblichen Warmbrunn, wohin mich die „acht Tage Bedenkzeit" Oesterreichs verbannt hatten, zurückgekehrt, legte ich wieder einmal eine weiße Cravatte um, dießmal, um in jenen Räumen den Herzog Ernst von Coburg zu begrüßen.

---

## V.

In den Tagen des grauen germanischen Alterthums gab es langgelockte blonde Fürstensöhne, um welche die Sage und Geschichte alle Zauber der Poesie gewoben. Von Norden kommend, oft nur mit kleinen, aber heldenmüthigen Volksstämmen, gewannen sie die Liebe einer byzantinischen Prinzessin, einer ehrgeizigen Exarchentochter Italiens, und hielten sich allzeit jugendlich standhaft und treu wie Walhalla-Götter, wie ihr ewiger Frühlingsgott Baldur, unter den chinesenhaft verkrüppelten Griechen, unter den tückischen Italienern, den Sicilianern, bis sie von Gift oder Verrath, ja oft Verrath von den treulosen Fürstentöchtern selbst, die sie anfangs mit liebenden Armen umschlungen und festgehalten hatten, dahingestreckt wurden auf die Todesbahre. Da verhauchten sie ihr Leben wie der sterbende Schwan ihrer nordischen Heimat zuweilen ach! in den Klängen einer Harfe, die noch im Sterben ihre zitternde Hand oder die eines treuen Gefährten schlug.

Nach den Tagen der Völkerwanderung, nach den Normannen- und Römerzügen hörte noch nicht die Poesie des deutschen Fürstenthums auf. Die Chronik der mittleren Zeit ist noch erfüllt von Herzogen und Herzogssöhnen, die über die Berge streiften, Meere und Ströme befuhren und nicht nur nicht den Kampf mit den Ungläubigen scheuten, sondern die muthigsten Einsätze selbst gegen Kaiser und Reich wagten. Herzog Heinrich der Welf verlor sein Alles bei einem solchen Einsatz und entfloh nach England. Ulrich von Würtemberg mußte sein Heil in den Schweizer Alpen suchen. Friedrich II. von der Pfalz abenteuerte nach Spanien, Paris und England, um mit ein paar Rossen, die er mitbrachte, die Gunst der Frauen und der Säckelmeister von Kaisern und Königen zu gewinnen. Von einem Württemberger, über welchen die Hofschranzen der Königin Elisabeth nicht wenig gelacht haben sollen, hat jüngst Hermann Kurtz von Tübingen allerlei Kurzweiliges erzählt. Den Winterkönig kennt die Geschichte Böhmens... Jenen Herzog Uli, den Bauernherzog, sollte Berthold Auerbach schildern. Er paßt so ganz in Auerbach's dialectische Gefühlszergliederung. Wenn Herzog Uli auf den Knieen liegt vor dem Verlobten des Weibes, das er liebt, wenn er ausruft: „Hutten, Hutten, ich kann ohne deine Buhle nicht leben!" und darüber Thränen vergießt und die Kniee Hutten's umklammert, dann aber (es war ein Wort des Freundes zum

Freunde gewesen, gewiß eine Unfürstlichkeit, aber vor den Engeln des Himmels begangen, ein Erguß des tiefsten und heiligsten Wehs im Menschenherzen) erfährt, daß Hutten hingegangen und seine Thränen, sein Knien vor ihm, das Knien des Lehnsherrn vor'm Vasallen, vor'm Dienstmanne an die Welt verrathen hatte, lächerlich gemacht unter zechenden Kumpanen, nachgeahmt vor Anderen, und nun, von Zorn entbrannt, ja sich als Richter, als Fürst, Stellvertreter der Gerechtigkeit Gottes auf Erden, als „Wissender des heimlichen Gerichts der Vehme", wie er sich nannte, fühlend, ihn durchbohrt und an einen Zaun im Walde aufhängt, so fühlt man sich in Auerbach's beste Zeit, seine anatomische Zergliederung poetischer Schwabenköpfe versetzt. . . . Nach dem Winterkönig und seinem heldenmüthigen Ahn Wolfgang von Zweibrücken, der auf eigene Faust den Hugenotten in Frankreich ein stattliches Heer zuführte und den Opfertod starb, hatten die deutschen Fürstengeschlechter und ihre Geschichte meist den romantischen Reiz eingebüßt. Sie wandelten die bequem vorgezeichneten Bahnen des kaiserlichen Reichskammergerichts. Kometen = Naturen unter ihnen lassen sich zählen.

Herzog Ernst von Coburg gab einst solche Kometen-Hoffnungen. Jetzt ist von ihm ein ausgezeichneter Schauspieler zurückgeblieben, der in Gotha den diplomatischen

Bolingbroke, als Seitenstück zum Unterhändler von Langensalza, und den abgedankten preußischen Major Tellheim mit hoher Vollendung gespielt haben soll. In Dresden, wo der Fürst seine erste Jugendzeit verlebt hatte und angenehme Beziehungen unterhielt, war es Emil Devrient, der gefeierte Künstler, der mich in den Gasthof „zur Stadt Wien", zu seinem schon damals ihm gewonnenen fürstlichen Freunde, Gönner und, wie wir jetzt sehen, Schüler führte. Die angenehme Erfahrung, auf der Menschheit Höhen Personen zu begegnen, die sich in allen den Dingen heimisch zeigen, die sonst nur zu den Interessen von uns Mittleren gehören, wurde von mir genossen in vollen Zügen. „Wie lange wird es dauern, so hören unsere kleinen Throne auf!" sagte der in männlicher Jugend strahlende Fürst, der sich damals von einer Gesellschaft catilinarischer Existenzen und politischer Intriganten, die sich um ihn zu sammeln angefangen hatte, durch den schrecklichen Tod des Fürsten Lichnowsky befreit sah. Kein Gebiet des Wissens war ihm fremd. Theater, Musik, Politik waren seine Lieblingsneigungen. Die Jagd stärkte den Körper, der eine ausdauernde Elasticität, die Schönheit des schon seit längerer Zeit zum Geimpftwerden auf morsch gewordene Dynastieen verwendeten coburg'schen Fürstenstammes besaß. Jetzt ist der Fürst um eine damals lawinenartig anschwellende Popu-

larität gekommen, er hat sich deßhalb vor einiger Zeit hinreißen lassen, sich öffentlich selbst zu loben. Gewiß wird aber manche der schönen Thaten, die er in seiner Jubiläumsrede vollbracht haben will, von einem künftigen Geschichtsschreiber anerkannt werden, und im Allgemeinen gehört auch Herzog Ernst zu jenen unberechenbaren Naturen, die, wie nach Solon Niemand vor seinem Tode glücklich, so auch vor seinem Ende für die Beurtheilung nicht abgeschlossen ist. Es fehlte ihm lange Zeit hindurch nicht an Material für einen hohen Bildnersinn. Auch er hätte ein Ulrich von Würtemberg werden können, verbannt, seines Landes verlustig, und um desselben Umstandes willen verlustig, durch welchen sich Ulrich sein Land wieder erobern wollte, durch die Verbindung mit der Revolution. Damals stand der Herzog im Beginn einer solchen Laufbahn, wo ihm oft am Wege bei einem einsamen Ritt durch seine Wälder oder in den stillen Weihern von Reinhardsbrunn nach einem langweiligen Thee-Abend gespenstische Gestalten begrüßt haben mögen, wie sie Macbeth grüßten: „Heil dir, Than von Glamis!" „Heil dir, Than von Cawdor!" In der That war es im Werke, den neuen deutschen Kaiser dorther zu entnehmen, von wo schon einmal Günther von Schwarzburg an die Krone Karl's des Großen gekommen. Was hätte denn im schlimmsten Falle an einer Verbannung nach London oder nach Genf für einen Fürsten ohne Kinder

besonders gelegen? Doch scheint es, es ist nicht die Hamlet-Natur gewesen, die hier „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" „der Handlung Namen verlieren" ließ. Es giebt ein anderes Abwarten des rechten Augenblicks, das die passende Stunde für immer versäumen läßt, der leichtlebige, genußliebende Sinn und die kluge Vergleichung dessen, was man erstrebt, mit dem, was man — denn doch schon einmal hat! Der junge Fürst sprach vom Preisgeben seines Landes unter der Bedingung, daß er wüßte, welchem größeren Zweck er damit diente. Wenn aber alle Fürsten in gleicher Lage so sprechen wollten und dennoch bleiben, weil sie eben den größeren Zweck noch nicht finden können, so vergessen sie, daß der größere Zweck eben der ist, daß — sie fehlen.

Bei alledem hört man einem solchen „freisinnigen" deutschen Fürsten, der jedoch seinerseits ebenfalls nur „geht", wenn er muß, mit Vergnügen zu bei seinen Aeußerungen über Jedes und Alles. Gleich treffende Urtheile hat Herzog Ernst über die beste Art des Hufbeschlags wie über Calame's Landschaften, über Hühnerologie wie über Operntexte, über Verbindung des Zuchtschafes mit dem deutschen Bauernschaf wie über die richtigen Lehr- und Lernstoffe in Volksschulen, über Beschälungs-Methoden in Gestüten wie über Rückert's Gedichte. Der Eindruck der Persönlichkeit des Fürsten wäre in der That überwältigend,

wenn ihm nicht etwas innewohnte, das sich, was die Zuverlässigkeit eines treumännlichen Wesens anbelangt, mit einem Charakter aus dem Fabelreich vergleichen ließe, den es allerdings nicht in der Mythologie giebt — einem männlichen Pendant zur Melusine. Proteus, der Vielgestaltige, ist nicht das rechte Bild für das, was ich meine.

Von vielseitig angeregtem Interesse zeigte sich gelegentlich eine fürstliche Dame, die weit öfter in Stuttgart als im Haag verweilende Königin der Niederlande, die den Erzähler bei zufälliger Anwesenheit im schönen Schwabenlande in dieselben Schloßräume beschied, wo sich ihr königlicher Vater immer engere und engere Grenzen des Umganges gezogen hatte und sich zuletzt wie ein vergrämelter Einsiedler von Welt und Menschen abschloß. König Wilhelm von Württemberg hatte einst die Liebe der Nation. Die kühnsten Hoffnungen der akademischen Jugend waren auf seinen Namen gerichtet. Man verwechselte wohl schon damals sein markiges, zur Unterordnung unter Andere wenig geschaffenes Volk mit dem Beherrscher selbst. Lange währte es, bis König Wilhelm's Nimbus bleicher und bleicher wurde. Man hatte zuletzt so viel des Gewöhnlichen, so viel zu kleinen Mitteln Greifendes von ihm erfahren oder an ihm durchschaut, daß der Held von La Rothière und Montereau ganz in den

Hintergrund trat. König Wilhelm liebte die Künste. Er liebte Pracht und Luxus, ohne den rechten Muth, diese seine Neigung zu verrathen. Sein Verkehr mit kleineren Geistern, die ihn auch politisch bedienen mußten, hörte selbst in den Sturmzeiten des Jahres 1848 nicht auf. Die edelsten Männer seines Volkes, die im Munde aller Deutschen lebten und leben werden, hielt er von sich fern und entschädigte sich dann auch wieder nicht durch den Umgang mit einem von Außen her entnommenen Ersatz. Sein Geschmack war einseitig. In den schönen Künsten liebte er den Sinnenreiz. Man bedurfte der Hintertreppen, um eine Gunst von ihm zu erlangen. In den Sachen sah er nur die daran betheiligten Personen. Seine Familie wurde von ihm viel geprüft. Prinzessin Sophie stand seinem kühlen Herzen am nächsten, und wie dieser trefflichen Frau als Gemalin des bekannten Königs der Niederlande ihr sanfter, in der Schule der Leiden erzogener Sinn gelohnt wird, weiß die Welt.

Im Jahre 1850 sollte in Weimar das vom Bildhauer Schaller modellirte Denkmal Herder's enthüllt werden. Ich hatte es im ersten Keim entstehen sehen. Der erste Entwurf wurde bei einer Festtafel präsentirt, die in München auf irgend einen mir entfallenen Anlaß, ich glaube dem Reichsarchivar von Freyberg zu Ehren, berufen war. Ein Tiroler, Professor Ennemoser, der sich aus dem

Gebiet der Naturphilosophie mannigfach in die Katakomben der Mystik verirrt hat, stellte bei Tisch in allem Ernst die für den deutschen Idealismus charakteristische Frage auf: Welche Verwendung soll diejenige Summe finden, die von den zur Bestreitung des Herder-Denkmals (das doch erst als Idee auf dem Tische stand!) nöthigerweise zu sammelnden Geldern — übrig bleibt? Der überfliegende phantastische Sinn des Sprechers sah bereits Ueberschüsse, die sich zur Verwirklichung einer Akademie im Sinne der Alten, eines Prytaneums für ausruhende Denker u. s. w. würden verwenden lassen. Einstweilen ging noch bei Tisch ein Teller um für die Herder-Statue selbst. Ob sie überhaupt gedeckt wurde, ob sie nicht erst eines abrundenden Supplements aus der Schatulle der Ernestiner bedurfte, kann ich im Augenblick nicht sagen. Aber das eherne Standbild (leider ebenfalls in dem von München ausgegangenen und von Rietschel vollends übertriebenen, für mich unheimlichen Geschmack der Colossal-Statuen) erhebt sich zweckmäßig dicht an dem alten Münster Weimars und wurde mit sinniger Feier und unter Beweisen echter Begeisterung enthüllt. Jene Augusttage vom Jahr 1850 sahen gleichzeitig in Weimar manches Wunderliche. Franz Dingelstedt ließ an derselben Stelle, von welcher er damals noch nicht ahnte, daß sie später eine Stätte seines eigenen Wirkens werden würde, einen Prolog

sprechen. Franz Liszt verherrlichte eine poetische Schöpfung des Tageshelden, Herder's „Prometheus", durch musikalische Illustrationen, die damals noch in der vollen Hoffnung von ihm gegeben wurden, die sogenannte Programm-Musik würde sich Bahn brechen. Richard Wagner's „Lohengrin" trat zum erstenmal in Deutschland an's Lampenlicht und fand ein Publikum, das mir vollkommen erwärmt schien, jedoch den begeisterten Dirigenten Franz Liszt in den Kundgebungen des gespendeten Antheils so wenig befriedigte, daß er nahe daran war, auf einem Bankett, das die anregenden Festlichkeiten beim zu früh verstorbenen, bestgewillten jungen Intendanten von Ziegesar beschloß, dem Kunstsinn Weimars ein Pereat zu bringen.

Die Seele und der eigentliche Förderer dieser Unternehmungen war der Erbprinz Karl Alexander, bestimmt, nach einigen Jahren seinem Vater in der Regierung zu folgen. Seine Mutter, die Tochter jenes unglücklichen Kaisers Paul, die, als sie von St. Petersburg als herzogliche Braut in Weimar einzog, Weimar für die Vorstadt der eigentlichen Residenzstadt, die sie künftig bewohnen sollte, gehalten und gefragt haben soll, wo denn die eigentliche Stadt anfinge, hatte gelernt, sich in die kleinen Verhältnisse zu finden, und gab die Mittel zu all den schönen Anomalieen desjenigen her, was sich zunächst von einem

so kleinen Fürstenhause für Kunst und Literatur erwarten ließ. Der junge Prinz beorderte sich Jeden, der zum Fest gekommen war und einen einigermaßen bekannten Namen trug, zu einer Audienz, die auch mir in einem Pavillon des berühmten Parks von Weimar, im „Römischen Hause", zu Theil wurde.

Ueber Prinzen-Erziehung ist viel geschrieben worden, und in der Regel hat man eine falsche Vorstellung davon. Das Gefühl der hohen Verantwortung, die Fürsten auf ihren Schultern tragen, mag sich bei ihnen in spätern Jahren, wenn sie sich endlich im vollen Genuß ihrer Ausnahme-Stellung befinden, verlieren. Sorglosigkeit, Bequemlichkeit mögen da an die Stelle der Gewissenhaftigkeit treten. Zu letzterer jedoch, zur strengen Bewachung ihrer selbst, zur weisen Eintheilung der Zeit, zur Beherrschung ihres Naturells, zur Beachtung jedes in der Welt ihnen entgegentretenden Rechtes, und wäre es nur das Recht einer eigenbedingten Persönlichkeit, sind sie mehr erzogen worden, als irgend ein Sproß auf einem anderen Zweige der Gesellschaft. Wenn ihr euren Kindern noch gestattet, in den warmen Federn zu bleiben, ist ein junger Prinz schon längst in voller Toilette und nimmt bereits Unterricht, ohne schon sein Frühstück bekommen zu haben. Wenn euch einfällt, eure Kinder aus der Schule zu behalten, wenn sie in Alles, was ihr sprecht, mit „gemüthlicher"

Keckheit mit hineinreden dürfen, wenn eure Töchter stundenlang zum Fenster hinausgaffen und die Vorübergehenden recensiren, so ist in der Erziehung von Fürstenkindern immerfort der Spiegel zur Hand, der ihnen die Unziemlichkeiten eines solchen Betragens zeigt. Das Leben der Fürstenkinder ist ein Uhrwerk. Alles daran ist geregelt, jede Stunde ist für irgend einen Zweck aufgezogen. Der ganze Mensch wird förmlich zu einem Begriff erhoben, der sich in organischer Regelmäßigkeit zu entwickeln und in gegliederter Ordnung darzulegen und auszuleben hat. Wir schließen zu sehr aus uns selbst, wenn wir den Fürsten Motive, Gesinnungen, Urtheile für ihre Handlungen unterlegen, die sie nicht kennen. Wir glauben, sie haßten, sie verfolgten, während ihre Erziehung darauf angelegt ist, höchstens in solchen Fällen einen Instinct anzunehmen, dem sie folgten, ohne sich eine feste Vorstellung darüber gemacht zu haben.

Ich bin an der Grenze meiner Mittheilungen angelangt, wo sie zu nahe die Gegenwart berühren. Aber das darf ich doch, ohne mißdeutet zu werden, sagen: Ein Fürst der sorgfältigsten und mustergültigsten Erziehung ist Karl Alexander, und alle seine Tugenden, vielleicht auch die Täuschungen, die er Manchem schon, der auf ihn rechnete, bereitet haben mag, entspringen aus einer methodisch von ihm durchgemachten frühen Zähmung und Zügelung eines mächtig

aufwallenden, für alles Gute und Schöne warm empfindenden, ja enthusiastischen Fühlens und Denkens. Auch bei ihm, wie bei seinem Freunde und Vetter, dem Herzoge Ernst, waltet eine kaum zu befriedigende Vielseitigkeit des Interesses vor — in anderer Weise freilich, als bei jenem rasch wählenden, entschlossen zugreifenden oder — ablehnenden Nachbar von Coburg-Gotha. Der Trieb sich zu unterrichten, Neues zu lernen, ist beim Fürsten von Weimar immer rege und er gesteht diesen Trieb sich und Andern offen ein. Nicht minder rege ist sein Trieb zum Gestalten und Schaffen. Seine Schwingen würden sich immer in den Lüften erhalten, wie bei jungen Tauben, die nicht anders stillstehen können, als mit immer ausgebreiteten Flügeln. Aber die russische Erziehung durch die Mutter ist eine Fürsorge geworden für wohlüberlegtes Verbleiben auf dem Schauplatz irdisch bedingter Wirklichkeit. Die damalige Unterhaltung des jungen Fürsten trug alle Elemente einer schönen Don Carlos-Sehnsucht. Die Kunst zu fragen war bei ihm besonders ausgebildet. Nach jeder Antwort trat eine Pause ein, die zweifelhaft lassen konnte, gehörte sie dem Ueberdenken der empfangenen Antwort oder dem Vorbereiten einer neuen Frage an. Sein charakteristisches Wort: „Ich lese nur das, wovon ich Nutzen habe", kam nicht aus dem Mund eines jungen Mannes, der die Literatur blos für eine Utilität hält und mit nüchternem Realismus

das ausgeschlossen haben will, was ihm nicht eine Bereicherung seines Gedächtnisses verspricht; es war vielmehr die Erklärung eines begeisterten Literaturfreundes, der zunächst auf den Stoff sieht, aber auch das rein Dichterische und zunächst nicht Nutzenbringende liest, vielleicht dann freilich nur um deßwillen liest, um es wie die Anderen zu kennen und wie die Anderen — davon zu wissen. Das Bild des edlen und wohlmeinenden Fürsten ließe sich noch vervollständigen aus späterer näherer Beziehung, wo für die Besuche ausdrücklich — die schwarze Halsbinde verlangt wurde. Wir sprechen hier nur von der weißen.

Zuletzt träte ich noch gern an ein schwarzberußtes, doch stattliches Palais der Seegasse in Dresden, an ein Haus mit stolzem Säulenportal aus den Zeiten des „Starken August" und des verunglückten Großmachtpolitikers Grafen Brühl. Aus diesem Hause sah ich einst in einer Mittagsstunde einen Mann heraustreten, der einige Monate darin als dirigirender Minister gewaltet hatte, den Leipziger Professor der Rechte von der Pfordten. Mit dem Märzsturm kam dieser in die stolzen Räume und bald nach dem Tode Robert Blum's verließ er sie. Als ich den wohlbehäbigen, schwarzbebarteten, breitschulterigen Mann mittlerer Statur fragte: „Gehen Sie nun wohl auf Ihren Lehrstuhl nach Leipzig zurück oder nach Baiern in Ihr Vaterland?" lautete die Antwort der Ex-Excellenz

mit der ihr eigenen stereotyp lächelnden Bonhommie, die jedoch, wie fast bei allen Söhnen Ober-, Mittel- und Unterfrankens, das vollständigste Gegentheil seiner Aeußerungen und liebenswürdigsten Freundlichkeiten nicht ausschloß: „Ja, nach Baiern! Ich suche mir dort die ruhigste und glücklichste Stellung, die es in dieser Welt nur geben kann, die eines baierischen Landrichters!" Vierzehn Tage darauf war der baierische Landrichter mit einem idyllischen Gehalte von wenig über 800 Gulden der Chef des baierischen Cabinet's und Premier-Minister Maximilian's II. mit mindestens 8000. Derjenige, der damals statt seiner jenes Palais bezog, war Freiherr von Beust, dem ich aus mancherlei Gründen veranlaßt wurde, öfters ebenfalls eine weiße Cravatte und eine frühe Morgenstunde zu widmen. Doch ich breche ab. Wir stehen bei einer verfänglichen Gegenwart.

# Die Wittwe von Bologna.

## I.

In der schönen Lagunenstadt Venedig, ja im gesammten Zauberlande Italien kann man sich zwischen den Wänden eines Zimmers, das groß genug wäre, um bei uns ein Saal genannt zu werden, nach Belieben schier wie ein Rasender geberden, darf laute Drohungen ausstoßen, demosthenische Reden halten, wie vor einer großen Volksversammlung — und Niemand bleibt darum auch nur einen Augenblick auf der Straße stehen, kein Hauswirth kommt voll Entrüstung, jeder Zoll Kündigung, zum Miether hinaufgestürmt und verweist auf einen der Dutzende von Paragraphen eines richtigen Miethskontrakts, kein „Schutzmann" springt, den Ausbruch einer Haustragödie witternd, die Hand am Säbel, von der nächsten Straßenecke herbei. Das macht allein die durchweg steinerne Bauart der Häuser. Sind nur die Fenster geschlossen, so bleibt die volle Kraft der Stimme im Zimmer. Davon das mächtige Organ der Italiener, die stentorische

Stimme der Sänger. Sie lernen früh den Ton nicht gegen Holz, sondern wie gegen Felsen einsetzen.

„Ha, dieser unverschämte Conte! Dieser Römer mit seinen siebenundsiebzig Ahnen und seinen beiden, einen richtigen Vollmond bildenden Sichelbeinen —! Diese Vogelscheuche, wie die Excellenz glaubt, noch aus der klassischen Zeit will mich über Anstand belehren —? Dieser privilegirte Hanswurst, Pantalon durch und durch, will mir in ganz Italien (denn das ist Venedig, wenn Rom sein erstes Echo geworden!) den Namen machen, ich hätte ein Spiel, das nach den Manieren der Weinbauern von Bergamo schmeckt —? Zum Henker, dieser neue Aristarch! Dieser Kunstkritiker, den Seine Heiligkeit in der unerschöpflichen Güte und Milde Benedetto's des Vierzehnten zum Wächter über den guten Geschmack in seinen Staaten gesetzt hat! Ich erkenne die Großmuth des Vatikans, die unverdiente Schonung, die der Heilige Vater darin zu erkennen gibt, daß er zwar die Ehrenämter nicht mehr ausschließlich der hohen Prälatur, sondern auch dem römischen Adel zuerkennt —: aber dieser Graf Papello stammt weder von Vater- noch, wenn er Mamello hieße, von Mutterseite von Kaiser August's Geschmacksminister, dem großen Mäcenas, ab!"

Auf diese zornentflammte, fast wuthentbrannte, jedenfalls mächtig dahinschallende, aber doch im Hause, an

einer Ecke, wo sich zwei Lagunenstraßen kreuzten, zurückbleibende Rede lachte ein Silberstimmchen im Nebenzimmer hellauf. Die Verbindungsthür stand offen. Die Zornausbrüche des beleidigten Mimen (denn dafür wird man den Sprecher vielleicht nehmen wollen) hatten sich bereits etwas gemildert von jener Stelle an, wo seine Ausdrücke satyrisch geworden. Bei Alledem, und obschon er versucht schien, dann über seine eigenen Einfälle zu lachen, warf er sich so heftig in einen Lehnstuhl, daß dieser förmlich krachte, ballte die Faust und trommelte auf der Lehne des Sessels. Das Aufstampfen mit den Füßen vorher hatte nicht recht seinen Zorn unterstützen wollen. Denn solches verhallte auf dem marmornen Estrich und that dem beleidigten Künstler noch eher wehe, als wohl, da er sich noch in seinen Hausschuhen befand.

„Carlo, Carlo,“ rief die holdliebliche Stimme aus dem Nebenzimmer, „ist es denn Dein Ernst, daß Du so schnaubst wie ein Bär aus den Alpen von Friaul? Wenn Du so fortfährst, so fürchte ich noch selbst von Dir zerrissen zu werden.“

„Du bist meine gute, liebe Zulietta, mein sanftes, holdes Eheweibchen,“ lautete die Antwort aus dem resonanzlosen Studierzimmer des Mimen, „Du möchtest, ich weiß es, mit aller Welt in Frieden leben, wenn nur unsere Einnahmen richtig gezahlt werden und Meister

Medebecemir beim Honorar für meine Stücke keine falschen Zechinen unterschiebt —! Und auch ich bin wahrhaftig an Geduld sonst ein Lamm! Ich ambirte bei dem ersten Versuch, auch einmal wieder, wie in meinen jungen Jahren, Komödie zu spielen, weder eine Rolle, die zu lang, noch einen Charakter, der auf die Schönheit Rinaldo's Ansprüche macht. Ein Dramatiker, der ich ja nur allein bin, ist schon von Natur die Höflichkeit selbst. Ich bücke mich vor jedem Menschen, der zwei Hände zum Klatschen und einen Mund zum Pfeifen hat. Am Morgen, wenn ein neues Stück von mir gegeben wird, lass' ich mich geradezu durch ein Nadelöhr fädeln. Jedem Armen auf dem Rialto geb' ich an einem solchen Entscheidungstage seinen Bajocc, noch ehe er drum gebettelt hat —! Und dieser Graf will meine neulichen Spielproben beim Markese Vidimanni plump, meinen Geberdenausdruck leblos, meine Bewegungen eckig gefunden haben! Es ist mir Alles haarklein berichtet worden, was er nach der ersten und der zweiten Vorstellung im Palazzo Correr geäußert hat. Er übertrug sein Urtheil auf meine ganze Muse und meine verderbliche Einwirkung auf die italienische Schauspielkunst."

„Warum spieltest Du aber auch zuerst nur die Nebenrolle in Deinem Stück, wo Du Dein Talent nicht zeigen konntest —!"

„In seinen eigenen Stücken, Herzlieb, muß das ein Autor thun —! Der große Dichter der Britten, Williamo Shakspeari, trug in seinen eigenen Stücken die Stühle heraus —! Diese Bescheidenheit rührt dann eine solche Höllenbestie, wie das Publikum bei aller Achtung vor ihm genannt zu werden verdient; sie zähmt die hundertköpfigen Tücke dieses Ungethüms, und der Autor gewinnt, was der Schauspieler verliert. Aber dieser Zoilus aus Rom, dieser hat mich doch hernach in vier Partieen nacheinander gesehen, die ich zu gleicher Zeit spielte! Ich keinen Anstand haben? Keine Tournüre? Ich lebe auf der Scene, ich studiere alle meine Stücke selbst ein, ich lese, ich spiele sie den Schauspielern vor! An dem Abend bei Markese Vidimanni spielte ich einen Charlatan, einen Taschenspieler, einen Schauspieldirector und einen Liederhausirer — Alles applaudirte. Nur dieser Graf aus Rom lästerte. Man sieht es aber deutlich, der Puppenspielgraf — das ist sein Orakel! Dem hat er Alles nachgesprochen, und ich erleide eine Niederlage, die ich nicht verwinden kann."

„Durch Deine Nichtberufung nach Rom —?"

„Durch nichts Anderes."

Es trat eine Pause ein. Alles ringsum war mäuschenstill. Die auf den Lagunen dahinschleichenden Gondeln schweben ohnehin wie Geisterschatten. Sie machen nur Geräusch, wenn sich die Schiffer an den Straßenecken

begegnen und sich anrufen, um sich beim Umbiegen vor einem Zusammenstoß zu sichern. Vom Hereinbrechen eines Frühlingssonnenstrahls ist in den Häusern Venedigs, wenn sie nicht an den großen Kanälen liegen, selten die Rede. Und draußen blühte der Frühling. Hier aber war es recht düster, dumpf und noch ganz so winterlich, wie zur Zeit des dießmal rauschender denn je verflossenen Karneval, hier — bei Carlo Goldoni, dem berühmtesten Lustspieldichter der Italiener und dessen Weibchen Zulietta. Uebrigens nur ein Scherz war's, nur einer der „den Armen freiwillig gespendeten Bajoccs" des sehr oft, wie beinahe allen großen Dramatikern geschah, ausgepfiffenen größten Schülers und Nachahmers Molières, wenn er sein Weib „Zulietta" nannte, wie die Venetianer Julietta aussprechen. Denn Julietta hieß sie. Sie war aus Genua gebürtig, die Tochter eines Notars, und keine Schauspielerin, ebensowenig wie Goldoni ein Schauspieler war. Jene beschäftigte sich nur damit, ihrem Mann zum Dichten eine behagliche Existenz zu schaffen und ihn, wenn ihn das Publikum fallen ließ, nur desto mehr zu lieben. Dieser hatte nur ab und zu die Grille, auf Privattheatern beweisen zu wollen, daß er ebensogut auch, wenn er nur wollte, Komödie hätte spielen können, wie Molière und „Williamo Shakspeari". Seine letzte dilettantische Leistung hatte auf dem Landhause des Markese Vidimanni,

in Gegenwart des gesammten venetianischen Adels stattgefunden.

Juli- oder Julietta rasselte ein wenig mit dem Küchengeräth. Die Magd war noch nicht vom Markte heimgekehrt und auch ohne die Dienerin griff eine Frau eines dramatischen Künstlers, Dramaturgen und Dichters aus dem vorigen Jahrhundert, wo es noch keine lebenslänglichen Engagements, Pensionsfonds, Tantièmen u. s. w. gab, in der Küche wacker selbst mit an. In Italien ist überdies Alles natürlich. Jede Sache dort macht sich menschlich. Nur der zimperliche Norden hat die verdammten Gesetze des falschen Scheins aufgebracht.

Auch da noch zeigte sich die italienische Natürlichkeit, als Julietta allmälig anfing, ihrem Gatten einige recht seltsame Trostgründe zuzusprechen. Sie war jetzt in sein Zimmer eingetreten, eine leichte, behende Gestalt, etwas angegriffen vom Zusammenleben mit einem immer aufgeregten, als Dichter, Schauspieler und besonders ehemaliger Advocat dreifach, ja bedenken wir seine Nationalität, vierfach reizbaren Gemahl. Doch hatte sie eine weiße, trotz der Küche zarte Hand und ein sprechendes schwarzes Auge. Mit jener streichelte sie die Wange ihres bereits in die reiferen Mannesjahre gerückten Carlo, mit diesem blinkte sie ihm bittende Aufforderungen zur Sanftmuth und Gelassenheit zu.

„Sieh,“ sprach sie mit schmeichelnder Stimme, „könnte denn das einen so besonderen Werth für Dich haben, mein Carlo, die Direktion der drei römischen Theater zu führen? Du weißt doch, wie ungern Du schon ehemals in Ravenna und Bologna gespielt hast, in diesen Städten Seiner Heiligkeit, wo man noch auf der Bühne keine Frauen dulden will —? Wie ungern hast Du in Deinen jüngeren Jahren dort, wenn Du Dich versuchtest, die Floretten und Lucinden gespielt —! Auch jetzt würdest Du Dich in diese strengen Gesetze der heiligen Kirche, wenn Du in Rom den Schauspielern die Rollen einzustudieren hättest, nicht finden können —!“

Von einem Belachen der Sitte, daß in Rom und auf allen Theatern des Kirchenstaats noch bis zur Stunde (wir berichten hier lediglich Historisches) keine weibliche Rolle von Frauen gespielt werden durfte, keine „Sängerin“, keine „Tänzerin“ etwas Anderes, als ein verkleideter Mann sein durfte, war weder bei Goldoni noch bei seiner Gattin irgend die Rede. Der lange, hagere Mann mit den scharfausgeprägten Gesichtszügen, der Habichtnase, dem hervortretenden Kinn, über welchem ein höchst zierlich gebildeter Mund die sprechendste Anmuth verbreitete und, wie sein Frauchen öfters mit Eifersucht sagte, zum Küssen herausforderte, Goldoni, der sich jetzt erschöpft auf seine Hand stützte, und vollends sein Anzug, das noch unfri=

sirte, noch ungepuderte Haar, der Hauskittel, der ihm bis zur Hüfte ging, das offene Hemd, die enganliegenden Halbbeinkleider, die am Knie von schlotternd herabhängenden, noch nicht festgeschnallten Strümpfen abgelöst wurden, alles das stand gewiß in einem die Lachlust reizenden Kontrast zu der Vorstellung, daß dieser Mann einst die schwärmerischen Lucinden und die schnippischen Floretten gespielt hätte und noch jetzt, wenn er nur die Stelle des päpstlichen Theaterdirectors hätte bekommen können, in die Lage versetzt werden würde, seinen Mitgliedern eine keifende Alte oder eine Edelfrau vom Lande vorspielen zu müssen. Aber das liebende Paar lachte darüber nicht. Im Hause eines Theaterangehörigen gilt es für etwas Selbstverständliches, daß Kostüme, Schminke, Beleuchtung auf der Bühne vollkommen jene Menschen hervorbringen, von denen die häusliche Existenz vorläufig nur die geschriebene Rolle kennt.

„Ei was?" begann der durch den päpstlichen Intendanten so tief gekränkte Reformator des italienischen Geschmacks, „ich bin gar nicht so unzufrieden mit dem Festhalten dieser alten Sitte. Ich wünschte, noch überall wären die Intriguen der Weiber, der Leichtsinn und die Koketterie Deiner Mitschwestern vom Theater ausgeschlossen. Wenn ich nur allein hier unsere Truppe bedenke, was hat Medebec unter den Frauen zu leiden —! Ja, wörtlich

unter ihnen — denn er selbst steht doch wie ein reiner Taddeo unter dem Pantoffel der Albertazzi! Muß nicht Alles nach ihrer Pfeife tanzen? Habe ich, Medebec's verpflichteter Theaterdichter, nicht meine Noth, dieser Person durch tägliche Schmeicheleien das Ueberlaufenwollen zum Puppenspielgrafen aus dem Kopf zu bringen? In Rom, ha! da würde ich meine Pläne mit Ruhe verfolgen können. Kein wandelbares, leichtsinniges Publikum wie hier würde seine Schadenfreude haben an meinem mühevollen Kampf gegen die Stegreifkomödie! Keine bloße Schaulust würde nur gleichsam wie zwischen zwei erbitterten Hähnen zum gegenseitigen Hacken mit den Sporen reizen, befriedigt, wenn nur einer von beiden recht blutet und unterliegt! Rom ist allerdings nicht mehr die Hauptstadt der Welt, aber die Italiens ist sie noch gewiß. Seit uns die weise Wahl des letzten Conclave einen Cardinal Lambertini, das Muster aller Tugend und Gelehrsamkeit, einen wahrhaft weisen, hocherleuchteten Priester zum Haupt der Christenheit gegeben hat, werden wieder in Rom die Künste und die Wissenschaften geschätzt. Benedikt XIV. darf das Theater selbst zwar nicht besuchen, zum Mindesten nicht die, die öffentlich sind, aber er duldet, er unterstützt sie und wendet ihnen seine milde Aufmerksamkeit zu. Ja sogar in den Klöstern, die sich mit der Erziehung des vornehmen Adels beschäftigen, der doch noch immer an

dem Fuße der Peterskirche aus allen Theilen der Welt zusammenströmt, duldet und empfiehlt Seine Heiligkeit die Uebung im Komödienspiel. Ich würde in Rom Männer von Kritik, Geschmack und Wohlwollen finden, die meine Richtung zu würdigen verstünden und ihre Würdigung unabhängig machten vom Erfolg — während ich hier in Venedig immer nur insoweit Recht behalte, als ich zuletzt der Sieger gewesen bin über meine gehässigen Gegner, an deren Spitze sich dieser böse Narr, dieser Gozzi, gestellt hat —! Freilich, freilich, Gozzi ist ein Graf! Republikaner nennen sich die Krämer von Venedig? Ha! das ist doch seltsam, daß ich noch in allen Republiken, selbst in Deiner Vaterstadt, in Genua, gefunden habe: Die Geldsäcke fühlen sich durch nichts so sehr geschmeichelt, als durch den Umgang mit dem Adel —!"

„Du rühmst Rom und den Geschmack Seiner gewiß bald zu den Heiligen gehenden steinalten Heiligkeit —" entgegnete Julietta ganz mit derjenigen Gelassenheit und Milde, die uns allein wohlthut, wenn wir bei heftiger Ergriffenheit von einem Schmerz gegen die Berechtigung desselben widerlegende Einwände zu hören bekommen sollen; „und dennoch stammt die Ursache Deines ganzen Zornes von —"

„Diesem Grafen Papello —?" fiel Goldoni ein und mußte unwillkürlich wieder aufspringen. „Nein, das ist

nur eine unglückliche Ausnahme von Benedetto's Regel. Dieser Mensch ist unermeßlich reich, aber ein Geizhals. Seine Güter wetteifern an Umfang mit denen des reichsten Klosters. Der Grund und Boden, auf welchem die Theater Aliberti und Tordinona erbaut sind, gehörte seit Jahrhunderten seiner Familie. Deßhalb sind ihm die römischen Schauspiele zinspflichtig. Um nun diesen Geizhals minder störrisch im Verweigern von Pachtnachlässen oder erbetenen Verlängerungen der Zahltermine zu machen, hat man ihm das Heft lieber gleich ganz in die Hände gegeben. Graf Papello war auf Reisen. Er hat Seiner Heiligkeit so viel von dem Glanz des sächsischen Hofes, von den Schönheiten und Reichthümern der Gallerieen von Dresden, dem Pomp der dortigen Oper vorerzählt, daß ihm Benedikt auch die Verwaltung der aus seiner eigenen Chatoulle gespendeten Beisteuer für den Bestand der Bühne in Rom übertragen und somit zu seinem Rathgeber und Intendanten gemacht hat. Du wirst es sehen, Papello nimmt noch den Puppenspielgrafen in die Dienste des heiligen Stuhls und die Richtung, die ich mit Aufopferung meines Lebens, mit Arbeit bei Tage und bei Nacht, bekämpfe, jener alte blödsinnige Maskenunfug, jener Zwang, sich nur an sieben oder acht überlieferte Charaktere halten zu sollen, ein Zwang, den uns schon das alte Rom, die Bauernkomödie der Atellanen hinter=

lassen hat, der wird in der Welt triumphiren —! Denn was in Venedig gefällt, das unterstützen nur die Leichtsinnigen in Europa. Was aber in Rom gefällt, das billigt auch die Philosophie."

Goldoni sprach hier wörtlich, wie man im achtzehnten Jahrhundert, um das Jahr 1758, als Goethe bereits geboren und der siebenjährige Krieg im vollen Gange war, gesprochen hat.

Den Frauen ist jedoch ein eigenes Ahnungsgefühl, etwas wunderbar Weissagendes vom Schöpfer verliehen. Und so brach denn auch Julietta in eine begeisterte Rede aus, um die trüben Gedanken ihres als Dichter schon damals hochberühmten Gatten zu verscheuchen. „Nie, nie, mein geliebter Carlo", rief sie, „nie wird diese Stunde kommen, die Dein verstimmtes Gemüth wieder einmal anbrechen sieht! Die Possenreißer, die sich selbst ihre Rollen schreiben und nur nach einem unter sich verabredeten dummen Plane ihre Schwänke machen, Schwänke, die immer nur auf Prügelaustheilen und Prügelbekommen hinausgehen, diese hat Dein Genie, hat die feine Art Deiner Komödien, Deine reiche sinnige Erfindung, Dein wohlgefeilter Dialog für immer von der anständigen Bühne verbannt! Nur eine Grille dieses Grafen Gozzi, der seinen schwarzgalligen Neid hinter einer barocken Phantasie, seine Sucht, Aufsehen zu erregen, hinter einer melancholischthuenden

Eitelkeit verbirgt, ist es, sich dieser armen Stümper noch erbarmen und dem todten Plunder der Marionetten ein neues Leben einhauchen zu wollen —! Und was dieser Mensch dabei vollends selbst schafft! Was wohl Er dem „Anstand“ und den „feinen Manieren“ des römischen Grafen zur Darstellung empfehlen würde? Haha! Ist denn nur ein Witz von Gozzi zu genießen? Schmeckt nicht Alles nach Büchergelehrsamkeit? Riechen seine Verse nicht nach der abendlichen Studierlampe? Nicht Du allein nennst ihn den Puppenspielgrafen, nein, Jedermann, der einige Bildung hat, thut's in Italien. Wie sind dagegen Deine Werke so frisch, so natürlich! Wie golden und gesund ist das Lachen der Menschen, das durch sie hervorgebracht wird! Wie folgt ein Jeder mit Lust Deinen Erfindungen, die unserm Leben, wie es ist, entnommen sind, und nicht immer die alten Späße des Harlekin, des Pantalon, der Colombine von vor tausend Jahren wiederholen —! Bei Dir spielt gleichsam der Zuschauer immer selbst mit, während man die Ammengeschichten und die gräulichen Gespenster des Grafen Gozzi geradezu anstarrt, als sollte man die Flucht ergreifen oder sich mit dem heiligen Kreuze segnen —! Und was nun Dein eigenes Spiel anbelangt — na, lieber Himmel, der Puppenspielgraf sollte einmal versuchen, eine seiner fabelhaften Prinzessinnen, zum Exempel die böse ‚Turandot‘, oder sonst eine seiner Kopf=

abhackerinnen zu spielen —! Da würde der andere Graf, der römische, an den heiligen Vater schöne Dinge zu berichten bekommen —!"

Lächelnd und in der That durch das ihm so reichlich gespendete Lob etwas beruhigt über diese beiden Grafen, die ihm so schwer im Kopfe lagen, fiel Goldoni ein: „Es ist nicht das eigene Spiel, das mich für Rom empfehlen sollte, sondern meine Anleitung, meine Methode des Einstudierens, mein Beispiel für die Andern sollte es —"

„Wer ist aber auch Deine Quelle!" rief Julietta jetzt ermuthigter aus. „Wem nur kannst Du all' die bösen Berichte in Wahrheit glauben —!"

„Treuen, ehrlichen Menschen!" entgegnete mit allen Zeichen der Zuversicht Goldoni. „Graf Papello hat von Rom seine Gattin mitgebracht. Der Carneval war dießmal der glänzendste. Deutsche, die dem schrecklichen Kriege dieses Federigo von Berlin aus dem Wege gehen wollten, sind reichlich anwesend, Franzosen, Engländer. Der Graf hatte hier seine Schwester verheiratet. Sie ist todt, Markesa Tremelli. Theils um jeder Verführung vorzubeugen, theils der Nichte, der Tochter dieser Markesa wegen, lassen sie ihre Tochter von den frommen Schwestern in Chioggia bei uns erziehen und besuchten sie jetzt in der Zeit des Carnevals, wo den armen Kindlein in Chioggia einige Nachsicht gegönnt wird, selbst von den strengen Töchtern

der heiligen Ursula. Da gab es denn genug Gesellschaften hier und dort. Im Palazzo Correr, bei Pisanis, in den Redouten, in den Spielsälen, überall, wo man hinhörte, urtheilte der Graf gehässig über mich. Und Jedermann, der geistvolle Algarotti und Andere haben mir abgerathen, ihn durch einen persönlichen Besuch um seine Protection zu bitten. Als ihn gar unser braver Visconte Marcolfo, gewiß mein zuverlässigster Freund in Venedig — denn gibt es mehr Freundschaft, als eine Trennung unter Freunden befördern, nur um des größeren Wohlergehens des Freundes willen —? — um die Stelle des Direktors der drei päpstlichen Theater für mich anging, erwiederte dieser Pantalon: ‚Er soll doch nach Sachsen ziehen und dort seine Künste zeigen! Unter den Deutschen sind das unbestritten, und wie ich selbst gefunden habe, jetzt die feinsten —!‘ Er nickte dabei, wie mir Marcolfo erzählte, einigen jungen Adligen zu, die ihm aus Dresden empfohlen worden sind, Söhnen oder Neffen des in der Sassia trotz des Federigo von Berlin so allmächtigen Grafen Broglio —“

Goldoni meinte unstreitig den Grafen Brühl, der in der That durch seine Verschwendung für Pracht und Luxus und seinen Uebertritt zur katholischen Kirche die Verbindung zwischen Sachsen und Italien, die schon sein Kurfürstenhaus geschlossen hatte, noch enger und enger zog.

„Da siehst Du nun, wie Dir des Grafen Papello Urtheil günstig ist! Er hat ja, wie Du selbst es sagtest, in Rom vor Seiner Heiligkeit Dresden über Alles gerühmt —" unterbrach Julietta liebevoll die düstern Selbstquälereien ihres Gatten.

„Das ist das Pulver der Aerzte!" entgegnete dieser mit Kopfschütteln. „Beim Einen soll es aufregen, und beim Andern muß es beruhigen."

Gern hätte die liebende Gattin über diese mit Molière'scher Trockenheit vorgebrachte Antwort gelacht, aber ihr Carlo sah dabei gar zu mißmuthig, zu trübe und wirklich unglücklich aus.

Dennoch zog er sich nun an. Er hatte im Theater San Samuele zu thun. Jede Handreichung der Gattin nahm er wie ein im Geiste Abwesender entgegen. Er war zum Ausgehen gerüstet, er wußte nicht wie. Selbst die damals allgemein verbreitete Sitte, sich von seiner Gattin frisiren, pudern, die Perrücke stutzen oder den Zopf flechten zu lassen — Goldoni trug den bekannten Schwalbenschwanz — war an ihm mit sanften Händen ausgeübt worden, ohne daß er es gemerkt hätte.

Als er sich im Spiegel gemustert hatte, nun gehen wollte, schon den dreieckigen Hut aufsetzte und das mit Filigransilber beschlagene Bambusrohr mit langen rothseidenen Trodbeln in der Hand wiegte, blieb er

plötzlich stehen. Seine Frau denkt, ihn verlangte nach einem Abschiedskuß. Sie gibt ihm einen solchen auf seine nach allen Bildern, die wir von ihm haben, auffallend wohlgeformten, der Lateiner würde sagen, süßen Lippen. Wieder bleibt er stehen. Da glaubt sie, er wollte noch den Küchenzettel hören, und macht ihm eine verlockende Perspective auf eine köstliche Suppe von Huhn, Risotto und einer pikanten mailänder Sauce zum Huhn. Nun lächelt er und sagt vor sich hin: „Ich kann gewiß abkommen. Hm! Hm! Medebec gibt mir schon einen Urlaub —“

„Was? Urlaub?“ ruft erschrocken die junge Frau. „Willst Du doch nicht reisen?“

„Ja, Julietta —!“ antwortet der Sinnende lächelnd. „Sieh', ich nenne Dich schon wieder so, weil Venedig bei Alledem schön ist —“

„Nun eben! Und dennoch —“

„Bei Alledem will ich verreisen — aber nur auf etwa sechs bis acht Wochen —“

„Himmel, das ist eine Ewigkeit —!“

„Gibst Du mir keinen Urlaub —?“

„Aber wohin nur —?“

„Nach Rom —!“

„Carlo! Carlo! was hast Du vor —?“

„Bei Tisch das Nähere! Nach Deinem Huhn à la Milanese — da sag' ich's Dir —!“

„Nein — nein — jetzt, Carlo —! Willst Du Thorheiten machen —?“

Der Geheimnißvolle war bereits hinaus über die Schwelle der kleinen Etage, die er in einem der großen Häuser der damals noch nicht an ihren Untergang denkenden Republik bewohnte. Besorgt riß die vielgeprüfte, bei dem unsteten, aufgeregten Charakter ihres Gatten immer auf die unerwartetsten Dinge gefaßte junge Genueserin das Fenster ihres eigenen Zimmers auf und wollte dem Gatten zunicken, als dieser eben unten in die schwarze Gondel stieg. Ach, wie war das düstere Fahrzeug ihr gerade in diesem Augenblick so verhaßt —! Ihr, der nur Genuas bunte Nachen, die lachenden Wimpel der behenden Küstenfahrer, der schlanken sogenannten Speronari in der Erinnerung leben —! Der Gatte, Ernstes sinnend und wie sie wohl sah, von seinen beiden abscheulichen Grafen, dem Papello und dem Gozzi, gar nicht mehr loskommend, sah nicht auf. Himmel, dachte sie, du hast den Gozzi einen Phantasten genannt, einen Sonderling, einen Melancholiker — wer ist es denn aber mehr als — „Carlo! Carlo!“ rief sie angstvoll, doch im Tone neckend und schönthuend und lieblich schmeichlerisch aus dem Fenster des Studierzimmers. Da mußte er eben um die Ecke in eine schmale, kaum für zwei Gondeln neben einander ausreichende Wassergasse biegen. Noch

hatte sich der Angerufene nicht unter das schwarze Dach des Fahrzeuges geduckt, sondern stand am Steuerbord aufrecht, majestätisch, stolz, muthig. Er guckte in den tiefblauen Aprilhimmel, der in Italien nicht die Launen des nordischen hat, sondern dem anbrechenden Frühling Wort hält. Jetzt grüßte er freundlich und nickte hinauf und lachte dazu. Er that Letzteres so verschmitzt, so drollig, als wenn er einen großen Schalksstreich im Nacken führte. Die bekümmerte Frau sah ihm nach, bis er im Kanal der Giudecca verschwand. Mit bangen Erwartungen kehrte sie in die Küche zurück, wo endlich die Magd vom Markt mit dem Huhn angelangt war, das nun in aller Eile gerupft werden mußte.

---

## II.

Die Landhäuser der Venetianer, jene Orte, wo sie Bäume und Rosse, zwei Gegenstände, die Venedig nicht kennt, sehen können, liegen an der Brenta. Dieser etwas träge dahin fließende und reichlich mit Schilfstauden, Verräthern morastigen Grundes, umstandene Fluß, verbindet Venedig mit Padua, welche berühmte Universität damals noch zum Freistaat Venedig gehörte.

Ein liebliches Lachen, schwirrend wie das Auffliegen verscheuchter Wachteln, erscholl zuweilen hinter den dichtbelaubten und sogar schon blühenden Hollunderhecken einer prächtigen Villa, die, wenn auch im sogenannten Commodenstyl gebaut, doch einen gar stattlichen Anblick bot. Rings in nächster Nähe des von Pavillons begrenzten, in allerlei Zickzackformen gebauten Hauses mit einer mächtigen vergoldeten Wappenkrone über einer in der Mitte des Gebäudes angebrachten Kuppel, standen schon die Orangenbäume, die in jenen Pavillons überwintert hatten, und voll schimmernder Blüten. Hohe Wände von Buchs-

baum umschlossen an den Seiten den Hauptplatz vor der Fronte des zopfigen Gebäudes. Ab und zu war eine Marmorstatue zu erblicken, manche allerdings recht geschmacklos, andere, schönere, der Antike nachgebildet. Die Wege waren gekieselt, die Blumenbeete abgezirkelt in Bilder allerhand mathematischer Figuren. Zur Ausschmückung waren bunte Steinarten und sogar Meermuschelgehäuse nicht verschmäht worden. Mit Vergißmeinnicht aber und kleinen Aurikeln verbunden machte sich alles ganz allerliebst.

Zwei junge Damen, in Kapuzen und leichte Mäntel gehüllt, waren die Lacherinnen, die plötzlich auf ihrem Rundgange durch die Hollunderbüsche und die belaubten Boskets von einer älteren Frau und von einer Ursulinernonne gestellt wurden.

„Aber ist es denn möglich,“ rief mit dem Tone der höchsten Verwunderung die vornehme Dame, die sich in ihrer steifen Fischbeinrobe nur mit Mühe bewegte und den Fächer weniger zum Schutz ihres bemalten Teints gegen die Sonne, als zum Schutz ihres himmelhohen gepuderten Toupets gegen die Berührung mit den Blütenflocken der Akazien handhabte, „ist es denn möglich, Kinder, daß man sich vor einigen Tagen erst von seinem theuren Vater für eine lange, lange Zeit getrennt hat, und heute den Abschied von einer zärtlich liebenden Mutter

nimmt, und über alles das doch eine so große Heiterkeit verräth —?"

„O, chère maman, nicht Heiterkeit über so traurige Dinge —!" vertheidigte sich die kleinere der beiden jungen Damen. Trotz des Puders war zu erkennen, daß die reizende kleine „Grua" (Kraniche nennt man in Italien die deutschen „Backfische", wahrscheinlich von ihrem noch unsichern Gange und meist truppweisen Auftreten) rabenschwarze Haare hatte. „Nein, wir lachen ja nur über die beiden Cavaliere aus der alemannischen Sassia — über den Dicken, der eine so sonderbare Aussprache hatte—"

„Haha! Den heiligen Vater nannte er regelmäßig ‚Peneteddo', und die böse Bora, deren Heulen und Pfeifen uns bald wieder in unserem Kloster drüben genug heimsuchen wird, die ‚Pora' —"

Jetzt lächelte auch die Gräfin Papello ein wenig. Das war eine noch recht gefallsame Dame, die, wenn sie ihre Tochter in Pension wußte, diese zuweilen ganz vergaß und dann behauptete, daß sie trotz der Schminke, die sie nach der Mode der Zeit reichlichst aufgelegt trug, noch über das dritte Wort, das ein Cavalier mit ihr allein spräche, erröthen müßte.

Selbst die Ursulinernonne, eine sehr korpulente, wohlgenährte, mit ihrem entsagenden Lebensschicksal vollkommen, wie es schien, einverstandene Jungfrau, versicherte, daß sie

niemals so gelacht hätte, wie über die beiden Cavaliere des Grafen Broglio aus dem schönen, jetzt leider durch den Ketzerkrieg hart mitgenommenen Florenz der Alemanen, Dresden. Die Namen derselben konnte von den vier Frauen nicht eine aussprechen. Die Mutter kam noch ungefähr dem Namen des Grafen Wolf von Mosewitz und dem des Freiherrn Hans von Koseritz am nächsten. Der Letzte war der bewußte Dicke.

„Aber nun ist es auch genug,“ sagte endlich die Mutter im Gehen streng und beinahe, als die jungen Mädchen wieder zu lachen anfingen, peremtorisch, „wir sind diesen beiden Cavalieren alle Aufmerksamkeit schuldig. Sie werden in Rom bei uns wohnen. Der Vater will mit seiner Bewirthung derselben in Sachsen Ehre einlegen. Und obgleich Beide einem Staate angehören, den, unverbürgten Zeitungsnachrichten zufolge, der ketzerische König von Brandenburg beinahe zertrümmert haben soll, so stützt sich doch der Souverain des Grafen Broglio auf den Beistand der tapfersten Nation der Welt — der polnischen, und das Blatt wird sich bald gewendet haben. Der Graf, Dein Vater, hat gewiß eine hohe Meinung von Rom, als von der Hauptstadt des Universums; aber von dem, was er in jener Sassia gesehen hat, behauptet er, daß dagegen selbst Venedigs Carneval verschwindet. Und diesen haben wir bekanntlich nur Ein-

mal; in Dresden aber soll der Carneval alle Tage dauern —"

Die Mädchen wiederholten immer nur „Penetebdo" und „Pora" und die Zweite, die etwas größer war als Contessina Luigia Papello, und durch den Puder hindurch entschiedener in's Bräunliche, als in's Rabenschwarze, schimmerte, fügte noch pathetisch hinzu: „Bombeji" und „Balazzo". Wenigstens ersah man aus diesem Spott, daß sich die beiden mit Elb- oder Muldenwasser getauften Cavaliere bemüht hatten, ganz so perfekte Italiener zu erscheinen, als sich für einen richtigen sächsischen Adeligen jener Zeit geziemte. Sie hatten geläufig italienisch gesprochen, nur leider mit dem Dialekt von Meißen oder Pirna.

Wenn nicht jetzt auch die wohlgenährte Ursulinerin den Namen „Conde Babello" nachgesprochen hätte, so würde die Contessa ernstlich böse geworden sein. Endlich verwies sie aber doch entschieden auf eine unter dem eisernen Geländer des Gartens auf dem Flusse harrende kleine Strandfelukke, an welcher soeben ein Segel aufgezogen wurde, und wiederholte die Meldung, die sie ihrem eben vom Ufer heraufkeuchenden Majorduomo, dem Signore Astuccio, schon an den Mienen ablas: „Es ist Zeit! Unglückliche Mutter —! Es muß geschieden werden —!"

Die Nonne machte denn auch in diesem Augenblick

ein allzuernstes Gesicht, als daß es möglich gewesen wäre, noch die Possen fortzusetzen, von denen die beiden jungen Elevinnen des Ursulinerklosters von Chioggia ganz erfüllt erschienen. Und wäre nur nicht die Mutter entweder zu sehr in Rührung oder in — Hoffnung auf die Trennung versunken gewesen (die weltliebende Dame hatte mit ihrer Tochter Luigia und ihrer Nichte Agnese die Carnevalsfreuden Venedigs bis auf die Hefe genossen, sie aber zu oft mit den jungen Mädchen theilen müssen), so hätte sie bemerken sollen, daß sich die Pflegebefohlenen der Töchter der heiligen Ursula da eigenthümlich und fast verschmitzt anblinzelten, als das Faktotum des Hauses, Signore Astuccio, auf die Frage der Gräfin: „Und Graf Borromeo und Markese Dolfio? Wollen sie nicht noch Abschied nehmen?“ mit selbstzufriedener Sicherheit geantwortet hatte: „Die sind abgereist —! Ueber Milano und La Superba —!“ Unter „La Superba —“ verstand der nationalstolze Italiener die in der Regel mit diesem Beinamen geschmückte Handelsrepublik Genua.

Beim Hinuntersteigen zur Felukke, welche die beiden Pensionärinnen und die Nonne nach Chioggia, einer dicht bei Venedig liegenden, mehr in's Meer hinaus sich verlierenden Insel zurückbringen sollte, wurde endlich auch die letztere wirklich ungehalten über das nicht endende fröhliche Plaudern und Munkeln der ersteren. Der Ueber-

muth der kleinen eleganten Damen hatte sich gesteigert, als die Gräfin Mutter von der Thorheit der zuletztgenannten Cavaliere, auf ihrer Reise nach Rom ein solchen Umweg zu machen, sprach. „Ich bin froh, daß wir diese jungen Gelbschnäbel aus Mailand nicht mehr zu sehen bekommen!“ hatte die Gräfin mit einer ganz aus der Rolle des Welttons fallenden Bitterkeit gesagt. „Ueber Genua! Es würde ihnen viel besser gestanden haben, wenn sie sich beeilten, in ihr Colleg nach Rom zu kommen, wo die Herren Jesuiten erst etwas Verständiges aus ihnen zu schaffen übernommen haben. Ein Borromeo! Ein Dolfio! Namen ersten Ranges, ja der Stolz Italiens! Und welche Schüchternheit, wenn sie mit mir sprachen —! Nicht die Augen wagten sie aufzuschlagen —! Wahrlich, wenn uns die Franzosen oder Spanier mit einem Kriege überziehen sollten, so würden das Männer sein, die unsern vaterländischen Boden zu vertheidigen keinen Muth hätten. In der That, da muß ich vor diesen beiden Deutschen aus der schönen Sassia mehr Respect haben —“. Und wieder rühmte sie die Cavaliere von der Elbe oder Mulde und vergaß dabei vollständig, daß sich Mosewitz sowohl wie Koseritz sehr wenig um die Gefahren ihrer Heimath kümmerten, falls sie sich nicht etwa auf einer diplomatischen Mission befanden, vielleicht um vom römischen Stuhl für Sachsen Geld-Hülfsmittel zu erwirken.

Als Astuccio seine schwarzen Augenbrauen, die ihm bis auf die Nasenwurzeln hinuntergingen, runzelnd, einwarf: „Ja, der dicke Markese Koserizio vertilgte täglich seine fünf Botiglien Refosco und verlangte nur immer nach Falerner, von welchem Wein er behauptete, schon auf der Schulbank allzuviel genossen zu haben —“ da war es mit der Rührung des Abschieds ebenso vorüber, wie mit den Wirkungen einer Rede, welche die Gräfin offenbar nur hielt, um den jungen Mädchen die beiden reichen Ausländer zu empfehlen, ihnen dagegen den Grafen Borromeo und den Markese Dolfio aus dem Kopf zu bringen. Die Nonne hatte ebenfalls etwas von dieser letzteren Neigung, die sich unter dem Maskenleben des Carnevals angesponnen, geahnt, war aber schlau genug, nicht darüber zu erstaunen. Solche Verirrung hätte ja ihrer Erziehung große Schande gemacht. Die Sehnsucht der Schwester Scholastika nach dem Kloster zurück war nicht gering. Die Gräfin hatte die Gastfreundschaft eines reichen Venezianers in Anspruch genommen, die Wohnung hier war wundervoll, aber der Tisch nur kärglich. Nichts dagegen geht über die Fische, über das köstliche Gemüse und das Geflügel von Chioggia.

Der Abschied war endlich vollzogen. Die jungen Mädchen gingen heiter, die Mutter brachte es auch nur zu einigen conventionellen Thränen. Nur Astuccio brachte

das schuldige Opfer eines in ganzer Fülle ausbrechenden Schmerzes, indem er die Hände rang, wehklagte und noch mit dem nassen Taschentuch winkte, als die Felukke schon aus dem Gesichtskreise der Nachblickenden verschwunden war. Die Vorsprünge der Gartenanlagen entzogen das Fahrzeng bald den Blicken, die nur auf der Höhe einigermaßen folgen konnten. In Italien herrscht seit Jahrhunderten die Sitte der bezahlten Klagfrauen. Auch für die Dienerschaft geziemt sich dort der volle Ausbruch jener Gefühle, die in gewissen Situationen, ob der Freude oder des Schmerzes, vom normalen Menschenherzen vorausgesetzt werden und die zuweilen bei Denen, die solche von Natur hegen sollten, ausbleiben.

Beim Hinaufsteigen zur Villa rühmte der dicke Majorduomo unter hörbarem Schluchzen, die Schönheit, die Zunahme an Bildung, die Erfolge der Contessina über alles. Auch an der Nichte, der elternlosen, aber steinreichen Nichte, Markesina Agnese Tremelli, sah er einiges Gute, doch nur, um dieselben Eigenschaften bei Luigia in noch viel erhöhterem Grade wieder zu finden. Er war Diplomat genug, dem unangenehmen Gefühl der Gräfin Rechnung zu tragen, daß die Kosten einer dreijährigen Erziehung ihrer Tochter durch ein Legat der Mutter Agnesen's, der seligen Schwester des Grafen Papello, bestritten wurden, vorausgesetzt, daß die Erziehung in

Chioggia stattfand, bei den Ursulinerinnen, für welche die Verstorbene eine ganz besondere Verehrung gehegt hatte, und in Gemeinschaft mit ihrer Tochter, welche an ihrer Cousine, Luigia, schon als Kind mit schwärmerischer Liebe hing. Alles das hörte die Gräfin Mutter mit gemischten Gefühlen an, gähnte dann aber doch von den vielen durchwachten Nächten, hoffte, sich in Rom gründlich ausschlafen zu können, und besprach nur die Zurüstungen zur Abreise, die morgen in aller Frühe stattfinden sollte. Man reiste damals nur, so lange die Sonne am Himmel stand. Gegen die Räuber berief sich Astuccio auf Säbel und Pistolen, die zwar nicht er selbst, wohl aber zwei andere Bediente führen sollten. Die Kammerfrau der Gräfin hatte bei Annäherung an die verdächtigen Apenninen schon manchmal mehr Muth gezeigt, als Signore Astuccio. Zu seiner Entschuldigung diente, daß die Masse, die er an seinem Körper zu schützen hatte, allerdings einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Kraft und Umsicht erforderte.

Wenn die Gräfin reiste, so gesellte sich zuweilen ein schützender Cavalier zum Corteggiamento, das in der Regel in solchen Fällen höchstens noch einem mitreitenden Polizeiwächter anheimfiel. Die beiden Deutschen, Mosewitz und Koseritz, trotz ihres „Babello“ und „Peneteddo“, wären der alten Römerin schon ganz genehm gewesen.

Das waren herkulische Gestalten, Haupthähne aus dem leipziger Paullinum und nur nothdürftig durch die dresdener „Kultur beleckt". Diese Begleitung hatte sich aber schon ihr Gatte, der Graf selbst, vorweggenommen. Er geleitete die „galanten Sachsen" auf allerhand Irr- und Kreuzwegen, nicht moralischer, sondern geographischer und instruktiver Art, nach seinem düstern Palazzo am Fuß des Monte Quirinali in Rom und seiner reizenden Villa auf der Via Appia. Die Deutschen hatten in der That große Sehnsucht nach Rom — Koseritz besonders nach dem Falerner, der ihn in der Schule so vielfach beschäftigt hatte, weniger, weil man ihn in „Auerbachs Keller" nicht bekommen konnte, sondern weil diese Weinsorte mit unendlich viel Präparationen und Uebersetzungen auf und aus dem Horaz verbunden war. In Venedig hatten sie nur wiedergefunden, was man in Dresden schon reichlich besaß, Bilder und Theater. Nicht einmal der lieblichen Tochter des Grafen hatten sie eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, obschon Vater und Mutter nicht umsonst von dem enormen Reichthum des Grafen Mosewitz gehört haben wollten. Koseritz war arm. Die sächsischen Freunde hielten jedoch dermaßen eng zusammen, daß Niemand bemerkte, wer die Kasse besaß. Koseritz galt für den „Erzieher" von Mosewitz.

„Eine sonderbare Zumuthung," sagte Astuccio nach

einer halben Stunde, wo er die Gräfin beim Packen ihrer Briefschaften antraf und ihr, ohne zu wollen, durch sein Erscheinen einen leisen Schreck einjagte. „Eine sonderbare Zumuthung, Contessa! Da ist eine Dame draußen — extra aus Venedig gekommen — die sich die Ehre ausbittet, Eccellenza die Aufwartung machen zu dürfen und einen Vorschlag zu wagen in Bezug auf Dero vorhabende Reise nach unserm heiligen Rom —“

„Was will sie —? Gewiß ist es eine Bettlerin —“ So lautete die in der Frage bereits ablehnende Antwort.

„Das nicht oder — aber —“ sprach der Majorduomo — „ja, sie müßte denn eine bettelnde Prinzessin sein — deren wir jetzt aus der Inghleterra ja in Italien so viele haben —!“ Er meinte die in Rom lebenden vertriebenen Stuart's.

Inzwischen und während sich die Gräfin das Bild einer bettelnden Prinzessin vor die Phantasie rief, klopfte es schon an die hohe Flügelthür. Zwar nur leise, aber man erkannte einen ungeduldigen, an Antichambriren nicht gewöhnten Charakter.

„Laß sie ein —!“ sagte die Contessa und blickte auf ihre Reisekassette, erwartend, diese um eine halbe Zechine leichter machen zu müssen.

Astuccio ließ eine sehr auffallende, hochgewachsene weibliche Erscheinung herein, eine Dame in mittleren Jahren und mit dem Anstand einer Fürstin.

Die fremde Dame schwebte, so zu sagen, mit unsichtbaren Flügeln auf die Gräfin zu, grüßte dieselbe lächelnd, fast vertraulich, aber in durchaus erlaubten Grenzen, ohne eine Spur von Zudringlichkeit, ohne ein Zeichen beleidigender Ueberhebung. Ihr Kostüm war vollkommen modern und sogar geschmackvoll und keineswegs überladen. Das Haar war theils natürliches, theils allerdings reichlichst falsches. Jenes erkannte man an seiner einfachen krausen Frisur, das letztere an allerhand verschlungenen Windungen und Biegungen, die eine Perlenschnur zusammenhielt. Dieser babylonische Thurm der Coiffüre war für jene Zeit ungemein geschmackvoll aufgebaut. Natürlich war das markirte, mit einer stark hervortretenden Nase begabte Antlitz rosig geschminkt und hier und da mit Schönpflästerchen belegt. Die Hände schienen nicht die kleinsten zu sein, doch entzogen sie sich durch weißseidene Handschuhe, die hoch hinaufgingen und mit ihren langen rothen Quasten erst über den halben Arme endigten, einer genaueren Analyse.

„Vergebung, Comtesse,“ sprach von anmuthig süßen Lippen kommend eine etwas tiefgelegene, prononcirte, sich aber immer wieder zu einem zarten Säuseln mäßigende Stimme, „wenn ich wage Eccellenza in einem Augenblick zu stören, wo Ihr mütterliches Herz ein Opfer der Liebe vollzog —“

„Bitte,“ lautete im Frageton gesprochen die Antwort

der Gräfin. Sie deutete durch diesen Ton den Wunsch an, über die Persönlichkeit, die sich ihr da so dreist und doch nicht ohne eine gewisse Bescheidenheit zu nähern wagte, unterrichtet zu werden. Astuccio harrte noch gespannt an der Flügelthür.

„Ich bin die Wittwe eines Professors von Bologna!“ begann die fürstliche Anstandsdame. „Allerdings eine Bürgerliche meinem gegenwärtigen Stande nach. Doch bin ich von adeliger Geburt und wie Eccellenza sehen“ — mit bescheidenem Lächeln der Miene wandte die Dame die Augen dem Mosaikfußboden zu — „von adeliger Erziehung —! Einige Jahre habe ich in Venedig gelebt. Das Vermögen, das mir mein Gatte — sein Name war Sacraratazzi —“

Die Dame sprach diesen Namen plötzlich so scharf aus, so mit aller dem italienischen Munde ohnehin eigenen Hervorhebung des A-Lautes, daß Astuccio unwillkürlich zwei Schritte zur Thür zurückhufen mußte. Denn allmälig hatte ihn die Neugier noch näher getrieben.

„Ganz gut, Signora — aber was wollen Sie —?“ antwortete die Gräfin, die sich durch den offenbar sehr angenehmen Eindruck, den bereits die Fremde auf ihren Majorduomo machte, etwas gestört fühlte.

„Nur Ihre Protektion, Eccellenza —“ äußerte mit süßer Milderung ihrer plötzlich so rauh gewordenen Stimme

und einer jede allzu brüske Ablehnung von Seiten der Gräfin entwaffnenden Grazie die fremde Dame — „ich besitze, wie gesagt, als die Wittwe des berühmten Rechtsgelehrten Sacraratazzi hinreichende Existenzmittel! Ich kann ganz nach meinem Vergnügen leben —! Aber Eccellenza, die Stellung einer Dame in meinen Jahren ist so schwierig —! Ich weiß es — o gewiß, ich weiß es, daß es mein Loos ist, entsagen zu müssen — Ich fühle es vollkommen, ich bin Matrone —"

„O —" fiel die Gräfin ein, lächelnd und sich doch darüber ärgernd, daß sich Astuccio, der zuweilen Anfälle von Verliebtheit für seine hohe Herrin äußerte, so seltsam bei dieser allerdings offenbar zu weit gehenden und zu strengen Selbstkritik mißbilligend räusperte.

„Aber ich möchte noch gern," fuhr Frau Sacraratazzi fort, „die große Welt sehen —! Noch niemals war ich in Rom —! Nur, wie Eccellenza schon wissen, bis Bologna bin ich gekommen, obschon ich fertig Französisch spreche —"

„In der That —"

„Sogar vom Englischen kann ich Proben geben —" die Professorswittwe sprach einige englische Worte, allerdings mit italienischem Accent. Astuccio sperrte Augen und Mund auf.

„Aber alles das geht bald mit mir zu Grabe —!

Ach, —" unterbrach die fremde Dame die Ablehnung so trüber Vorstellungen, die von den Lippen der Gräfin und des Majorduomo zu gleicher Zeit kam; „aber ach, wie gerne sähe ich noch vorher das große herrliche Rom, holte mir den Segen unseres unvergleichlichen Benedetto — wohnte den Theatervorstellungen bei, die Eurer Eccellenza edler, hochberühmter Gatte zu wahren Opfern auf dem Altar des guten Geschmacks zu machen pflegt —! Kurz, Frau Contessa, ich habe den Gedanken gefaßt, Du mußt um jeden Preis Rom sehen, und bittest zu dem Ende eine der von unserm Carneval dorthin zurückreisenden vornehmen Damen, mich unter ihre schützenden Fittiche zu nehmen. Eccellenza reisen morgen — ich sehe den Wagen bereits gepackt —! Ein Vetturino führte mich von Mestre mit meinem bescheidenen Gepäck hierher. Was ich brauchen werde, Eccellenza, das kaufe ich erst in Rom, ich werde Ihr Gepäck nicht beschweren. Ich bezahle dabei Alles, auch die Kosten der Reise, Contessa — Sehen Ew. Gnaden, ich bin reichlich versorgt —"

Damit hatte die Bittende ein Kästchen aus der Seitentasche ihres braunen, mit rothen Blumen durchwirkten seidenen Kleides gezogen und rasselte mit den darin befindlichen Münzen, die hoffentlich Dukaten waren. Astuccio hatte fast die Nase schon hineingesteckt, um zu prüfen. Es fesselte ihn in jeder Beziehung diese Erscheinung einer

Wittwe, die allerdings nicht schön, ja beinahe zu pikante und mitunter habichtartige Augen hatte, aber doch keineswegs Matrone in solchem Grade war, wie sie behauptete. Ein schönerer Wuchs ließ sich für eine Frau kaum denken.

Die Gräfin schwankte und wußte nun, was die Professorswittwe begehrte. Sie fühlte sich lebhaft angezogen durch ein eigenthümliches Je ne sais quoi. Aber doch hatte sie bereits eine Art Eifersucht befallen bei dem Gedanken: Diese Frau spricht fertig Französisch und sogar Englisch —! Die Gräfin war sich dieser beiden Vollkommenheiten weniger bewußt und suchte nur noch den Spiegel zu gewinnen, um sich des Weiteren selbst, ihre eigne äußere Erscheinung mit der einer solchen Reisebegleiterin zu vergleichen.

Letztere fuhr fort sich zu entwickeln. Sie hatte sich setzen müssen. Jede ihrer Bewegungen war überdacht und fein und wie im Hofton. Stieß sie an etwas an, was allerdings möglich wurde, da sie sich mehrmals rückwärts bewegen mußte, so bat sie in so süßen Ausdrücken um Entschuldigung, daß sogar Astuccio sie beruhigte. Signore Sacraratazzi sprach von ihren Verwandten, die sie nicht mit Liebe, sondern in Hoffnung auf ihren baldigen Tod und ihr Erbe behandelten. Sie richtete dabei einen andächtigen Blick gen Himmel. Als die Gräfin von etwaigen krankhaften Zufällen sprach, die sie vielleicht vor-

aussetzen müßte, dankte sie mit frommem Ausdruck allen Heiligen dafür, daß sie von dergleichen verschont geblieben wäre, lenkte aber doch ihre Vorstellungen und die der Gräfin immer wieder auf das Grab und die Gelegenheit, sie beerben zu können, zurück. Vom Grafen war bekannt, daß er geizig war.

„Wie alt sind Sie denn —?“ wagte der vorwitzige Astuccio zu fragen, der nach italienischer Weise aller Bedienten in's Familienleben ungestört hineinredete.

„Drei und vierzig —!“ versicherte die Dame.

Da lachte sogar die Gräfin und wollte damit ebenso die weite Entfernung vom Grabe ausdrücken, wie ihre Schadenfreude über den Majorduomo, der ihr schon an eine Beerbung dieser neuen Bereicherung der Bekanntschaften seines Hauses zu denken schien. Das Lachen war bei Alledem etwas erzwungen; denn die Gräfin selbst war längst über drei uud vierzig hinaus.

Noch wurde vielerlci hin und her gesprochen. Signora Sacraratazzi offenbarte nicht nur Grundsätze voll Moral und Weltton und ganz in jenem Gemisch von viel Andacht und ein klein, klein wenig Frivolität, wie es die große Welt noch heute liebt, sondern auch Kenntnisse. Letztere waren so überraschender Art, daß man zuweilen, wenigstens wenn sie von Rom oder Florenz oder Genua sprach, hätte glauben mögen, sie wäre längst an diesen Orten gewesen.

Aber theils der Ausdruck der Freude des dicken Mannes mit den fast pelzartigen schwarzen Augenbrauen, einer Freude, welche die Gräfin höchst ungebührlich fand und ihm öfters durch gewisse, auf die Thür gerichtete Blicke verwies, theils die Kassette der Gräfin ließen die Wünsche der fremden Dame nicht erhört werden. Die Kassette insofern, als die darin enthaltenen Briefe, die noch ungeordnet lagen, die Gräfin wieder auf allerlei Gedanken brachten, von denen die meisten phantastischer Natur waren, etwa sagend: „Zwei Damen meines Alters zugleich und noch dazu eine so gebildete, das geht nicht — da stört auf der Reise und bei den vorauszusetzenden Abenteuern derselben Eine die Andere —! Und „Laßt uns allein —!“ rief sie jetzt ärgerlich dem über ihre Entscheidung seinen Verdruß äußernden Majorduomo zu.

Als die Gräfin mit Signora Sacraratazzi allein war, bekannte sie aufrichtig, daß sie sich zwar gefreut hätte, die Bekanntschaft dieser interessanten Dame, einer Dame von wirklich angeborenem Adel, wie sie zugestand, gemacht zu haben, daß sie aber in ihren Reisegewohnheiten nichts ändern könnte. Gern würde sie ihr in Rom ihre Protektion geschenkt haben. Aber sie müßte suchen, dorthin auf eine andere Art zu gelangen, als mit ihr. Wäre sie dann in Rom angekommen, dann verspräche sie ihr das innigste Bündniß ihrer Herzen. „Denn Sie

haben mich mächtig gewonnen!" rief sie und wollte die Wittwe zum Zeichen ihrer Gnade umarmen.

Diese entwand sich jedoch sanft. Das Wort: „Abgeblitzt!" sagte zwar die fremde Dame, die sich schon vorher hatte erheben müssen, weil es die Gräfin that, nicht ausdrücklich mit ihrem zuweilen sonderbar rauhen und doch sogleich wieder zartgemilderten Tone, aber das Wort lag in ihren Augen, die zur Erde blinzelten, um Schreck und Unmuth zugleich zu verbergen. Der letztere schien größer zu sein, als sich für eine getäuschte Erwartung in dieser doch nur geringfügigen Angelegenheit hätte erwarten lassen sollen.

Als sich die Professorswittwe mit vieler Grazie, doch etwas kälter geworden, ja sogar etwas unheimlich die Stirn runzelnd, zu entfernen im Begriff war, hielt sie die Gräfin, die ihr das Geleite gab, noch einmal mit zärtlichem, fast schmachtenden Blicke an, schien sich einen plötzlichen Einfall zurecht gelegt zu haben, ging noch einmal rasch an ihre Kassette, nahm einen kleinen Rosenkranz von Korallen heraus, drückte diesen der Scheidenden in die Hand und sagte:

„Wie sehr ich mich aber freue, Signora, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, das beweise Ihnen dies kleine Andenken, das Sie mir anzunehmen nicht abschlagen dürfen, und noch eine Bitte. Wissen Sie, wozu

diese kleine Gabe noch außerdem dienen könnte? Ich habe eine Tochter hier in der Erziehung —"

„In Chioggia —"

„Sie wissen —?"

„Die Angelegenheiten des Grafen Papello erfüllen die Welt —"

„O Sie sind zu liebenswürdig! Nun wohl, ich bin so unglücklich, in Folge eines theuren Versprechens an eine Selige, von meiner Tochter entfernt leben zu müssen! Ich —" doch unterbrach sich die Gräfin, die, wenn sie sich aufrichtig prüfte, weit mehr die Selbstständigkeit liebte und sich auf dem Carneval von Venedig genug durch die erwachende Lebenslust und Selbstständigkeit ihrer Tochter und der Freundin derselben gestört gefühlt hatte — „ja zweier Töchter —!" Denn ihre Nichte war von Luigia unzertrennlich. „Genug, ich wünschte, daß meine Tochter das Glück hätte, Sie kennen zu lernen! Von Ihrem Geist, Ihren Kenntnissen, Ihrer bewundernswürdigen Tournüre kann sie nur lernen. Versprechen Sie mir, Signora, sie zu besuchen! Hier diesen kleinen Rosenkranz erkennt sie vollkommen! Nehmen Sie ihn zur Empfehlung mit in's Kloster —! Er wird Ihnen den Eingang erschließen — das Vertrauen meiner Tochter sichern! Und noch mehr! Ich schreibe es auch meiner Luigia, ich kündige ihr den Besuch einer Dame an, die ein junges Mädchen sich

glücklich nennen darf mütterliche Freundin zu nennen. Versprechen Sie mir zu erfüllen, um was ich Sie bitte —?"

Mit einem tiefen Seufzer sprach Signora Sacraratazzi vor sich hin: „Ein Kloster —! Das ist nicht Rom — das ich suche —! Rom — Rom —! Ach wie gelang' ich in deine heiligen Mauern, du Berg Karmel, auf welchen die Blicke der Welt schauen —!"

„Gott, mit der Post —" unterbrach die Gräfin mit einem höchst prosaischen Auskunftsmittel die Schwärmerei der mit Unmuth Scheidenden.

„Eccellenza — die Post!" antwortete die Professorsfrau beleidigt, aber nur beleidigt der Etiquette wegen. „Eine Dame meiner Herkunft —!"

„Zürnen Sie mir nicht," bat die Gräfin. „Aber gewiß, ich hoffe, die Heiligen werden es noch möglich machen, daß wir uns in Rom wiedersehen —! Nach einem Jahre — dann hole ich vielleicht schon meine Tochter ab — ja, ja, dann verspreche ich es Ihnen feierlich — dann reisen wir alle zusammen —!"

Mit dem Anzeichen des Schmerzes, daß der Signora Sacraratazzi, die schon vom Tode und ihrem Erbe gesprochen hatte, mit einem Aufschub für ein Jahr wenig gedient wäre, entfernte sich die fremde Dame. Den Rosenkranz steckte sie mit Grazie zu ihren Ducaten. Sie hatte das Kästchen nicht geöffnet. Es hätten aller=

dings darin auch Rechenpfennige enthalten gewesen sein können.

Die Trennung von Astuccio, die verfänglich zu werden drohte, wenigstens für den Gehorsam, den ein Majordomo den Befehlen seiner Gebieterin zu zollen hat, wurde von der Professorswittwe schnell vollzogen. Ein Fiaker nahm die fremde Dame vor'm Portal des Schlosses auf. Sie fuhr nach Mestre, wo sie, um die Lagunen zu durchschiffen, in einen Nachen stieg. Wir versagen uns, die Empfindungen zu schildern, die sie auf ihrer Rückreise begleiteten, und bemerken nur, daß sie mit ihrer Gondel in jenes Gäßchen einbog, wo nicht weit ab vom Kanal der Giudecca — Carlo Goldoni wohnte.

## III.

Die heilige Ursula kann sich bekanntlich der fromme Glaube nur mit dem Gefolge von jenen zehntausend Jungfrauen vorstellen, die im grauen Alterthum um gewisser Ursachen willen mit ihr von Köln nach Basel segelten. Diese gewaltige Zahl vergegenwärtigt die Beziehung dieser Heiligen zu den Aufgaben der Schule. Ehe die Damen vom „Herzen Jesu" in so bevorzugte Aufnahme kamen und sich der Erziehung der Vornehmen bemächtigten, gehörten den Töchtern der heiligen Ursula auch die Gräfinnen und Baronessen. Die „englischen Fräulein", vor zweihundert Jahren von einer Schottin in's Leben gerufen, sind in Italien niemals besonders verbreitet gewesen.

Das rings von Wasser umgebene Chioggia ist eine höchst freundliche Stadt mit vielen Kirchen und Staatsgebäuden. Ein Mastenwald starrt aus dem besonders sichern Hafen empor. Der Proveditore, den einst die Venetianer darin regieren ließen, hatte sein Amt immer nur auf sechzehn Monate. Die Venetianer waren auch darin

als Politiker Kaufleute, daß sie bei Besetzung der Aemter Wechsel auf kurze Sicht lieber hatten, als auf lange.

Die herrliche, erfrischende Seeluft und die reichen Nahrungsmittel Chioggia's, welche Stadt mit ihrer Umgegend für Venedig gleichsam dasselbe ist, was die „Vierlande" für Hamburg, erwarben seinem Kloster, in welches Schwester Scholastika dazumal die jungen Damen von der Brenta aus zurückgeführt hatte, eine zahlreiche Frequenz. Es waren wohl an achtzig junge Schäflein, die von den Nonnen daselbst gehütet und in den Dingen, die die frommen Schwestern selbst verstanden, unterrichtet wurden. Die Ordnung dabei war gerade nicht die strengste. Jene Zeit, die Zeit Voltaire's, sah in den Klöstern nicht das, was die Zeit der Greuter, Rudigier u. s. w. darin sieht. Hatte sich doch sogar der Orden Loyola's damals auf seine bevorstehende gänzliche Abschaffung zu rüsten. In den rechtgläubigsten Ländern drohten die Minister, ein Choiseul, ein Pombal, mit Verjagung der frommen Väter der Gesellschaft Jesu und führten diese in der That durch. Gerade in diesen Tagen trat jene Frage in ein für die Jesuiten gefahrvolles Stadium. Denn in den ersten Tagen im Mai, kurz nach dem vergeblichen Bemühen der Dame Sacraratazzi, mit Gräfin Papello nach Rom zu gelangen, starb einer der vorzüglichsten Priester, die je die Träger der dreifachen Krone gewesen sind, der gelehrte,

tolerante, hochweise Benedict XIV. Nach kurzem Conclave wurde ein Venetianer, Kardinal Rezzonico, „Knecht der Knechte“ und „Stellvertreter Christi“. Die Mächte, die bereits den Schlag gegen Rom vorbereitet hatten, hatten auch dafür gesorgt, daß den Stuhl Petri ein Schatten bestieg. Clemens XIII. war ein Greis voll Frömmigkeit, der statt seiner zuerst den Cardinal Archinto, einen Mailänder, dann den Cardinal Torrigiano, schalten und walten ließ, wie diese ehrgeizigen und immer noch hochstrebenden Männer eben wollten.

Eine neue Papstwahl beschäftigt in solchem Grade die Welt und zumal Italien und beschäftigte im vorliegenden Falle Venedig, die Heimat des neugewählten Oberhauptes der Kirche, daß die Nonnen von Chioggia nicht sofort bemerkten, welche Veränderung mit ihren Pflegbefohlenen, der Contessina Luigia aus Rom und der Markesina Agnese aus dem Friaul, vorgefallen war, seit nämlich beide nach Chioggia zurückgekehrt waren. Und dabei galten sie für die eigentlichen Juwelen, die im Kloster vor allen zu hüten und zu beachten waren. Die Mutter Agnesens, eine Römerin, Schwester des Grafen Papello, hatte sich nach Venedig verheiratet, dort sich aber nie so heimisch gefühlt, wie in dem stilleren Chioggia. Frommer Gemüthsart hatte sie sich der Kirche gewidmet. Das Ursulinerkloster daselbst überhäufte sie mit Wohlthaten. Als

sie früh starb, überließ sie mit großen Legaten die Erziehung ihrer Tochter (Markese Tremelli war schon früher gestorben) der Abbatissin von Sancta Ursula und machte auch zugleich für ihre Nichte, Luigia Papello, eine dreijährige kostenfreie Erziehung und gänzliche Freihaltung aus. Graf Papello war geizig und die Mutter liebte die Selbstständigkeit. Wenn Letztere über die Trennung von ihrer Tochter wehklagte, so meinte ihre Vergnügungs- und Weltlust nach den neueren Erfahrungen, die sie gemacht hatte, damit: O, wie wird der Carneval in Venedig doch viel glänzender, als in Rom gefeiert! In Rom feiert man ihn nur auf der Straße, in Venedig in den Häusern! Du mußt von jetzt ab jedes Jahr zum Carneval nach Venedig! Wie störend dann aber, daß sich auf allen Redouten, Bällen, in allen Theaterlogen diese beiden Mädchen an Dich heften werden —!

Luigia und Agnese, jene schwarz-, diese braunlockig, jene mit blauen, diese mit schwarzen Augen, hatten, als sie so überaus heiter gestimmt in die kleine Segelfelukke stiegen, die sie nach Chioggia zurückführen sollte, anfangs bald in diese, bald durchaus in jene Kirche gehen wollen. Sie thaten auch letzteres und blieben dabei stundenlang bald vor diesem, bald vor jenem Altar im Gebete liegen. Der auf sie harrenden Begleiterin wurde wahrhaftig die Zeit lang, wenn diese inzwischen an einer andern Stelle

der großen Kirche hatte warten und ebenfalls knieen müssen. Allerdings war dessen kein Hehl, daß der Uebergang vom Carneval in die Zeit der Buße und Pönitenz nicht allzu schroff bei diesen jungen Gemüthern ausgeführt werden konnte. Man gestattete ihnen gern, sowohl am Sprachgitter, innerhalb der Clausur, als auch, wenn es geschickt angefangen wurde, außerhalb des Klosters die Begegnungen mit ihren „Verwandten" und „Angehörigen", unter denen sich Muhmen und Basen sehr ehrwürdigen Alters, aber auch Brüder und Vettern befanden, Letztere von einer Jugend, wie man sie bei so rüstigen Tänzern, als welche sie sich im letzten Carneval bewährt hatten, voraussetzen konnte.

Allmälig aber mußte das Benehmen der beiden Freundinnen, die zusammen in Einer Zelle schliefen, immer die Köpfe zusammensteckten, sich liebten, wie Geschwister sich immer lieben sollten, auffallen. Luigia und Agnese waren bald nicht wiederzuerkennen. Ihre Wangen wurden bleich, ihre leuchtenden schönen Augen ermatteten, ihr Appetit verlor sich gänzlich. Schwester Scholastika, als welche sie den Eltern Luigia's damals nach Venedig zugeführt und vom Landhause an der Brenta nach vierzehn Tagen wieder abgeholt hatte, hatte eine gewisse Verantwortlichkeit für die Entwickelung der beiden so anmuthigen und hochgebornen Damen, mehr sogar noch, als

die Abbatissin selbst. Die selige Mutter Agnesens hatte gerade zu ihr ein besonderes Vertrauen gehabt und Alles so paragraphenweise und notariell anordnen lassen. Man forschte nach der Ursache dieser tiefen Betrübniß, die sich der jungen Wesen bemächtigt hatte, und es war bald heraus, daß sie nach Chioggia mit der bestimmten Erwartung zurückgekehrt waren, gewisse Verbindungen, die ihre jungen Herzen schon geschlossen hatten, würden sie daselbst nicht nur fortsetzen, sondern noch viel enger knüpfen können, als dieß unter den Augen der Eltern hatte geschehen können. Die kastanienbraune Agnese, sonst die Heiterkeit, ja Ausgelassenheit selbst, flößte dieselben Besorgnisse ein, wie die rabenschwarze Römerin, die kleine, früh zum Breitgeschulterten und zur starken Hüfte, wie alle Töchter Roms, neigende Luigia Papello.

Graf Borromeo und Markese Dolfio waren allerdings zwei höchst anziehende, fast mädchenhaft schöne Cavaliere. Wie man nur die beiden Adeligen aus Deutschland mit ihnen hatte vergleichen können, das begriffen zwei junge Wesen nicht, die auch nicht im mindesten die Meinung der Gräfin Papello unterschrieben, daß diese mailänder Cavaliere, die allerdings noch in Rom den letzten Schliff an sich legen lassen sollten und noch blutjung waren und im Grunde keineswegs verlobungs- oder gar schon ehereif, ja sogar nicht sicher, in den geistlichen

Stand treten zu müssen, sich nur durch ihre Schüchternheit ausgezeichnet hätten! Wie hatten beide darüber in der Felukke nach dem Abschied gelacht! Luigia hatte die vollgültigen Beweise vom Gegentheil in Betreff des Grafen Borromeo und Agnese in Betreff des Markese Dolfio empfangen und hielten diese in holdester Erinnerung. Mit beiden Sprossen eines hochberühmten mailänder Adelsgeschlechtes hatten die jungen, gewiß noch vollkommen lebensunerfahrenen, sich aber im Punkt ihres Herzens doch schon die größte Weisheit zutrauenden Jungfrauen Verhältnisse angeknüpft, die sie eben damals, beim Abschied von der Mutter, in die überseligste Stimmung versetzten. Denn als Astuccio, jener Mann mit den dicken schwarzen Augenbrauen, von einer Abreise der jungen Cavaliere gesprochen, glaubten sie für bestimmt zu wissen, daß sich Beide zwar von Venedig entfernt, aber nun erst recht in ihre Nähe, nach Chioggia übersiedelt hätten und dort einen gesteigert innigen Verkehr mit ihnen unterhalten würden. Darum auch das eifrige Verlangen, als sie dort ankamen, sogleich in die Kathedrale zu eilen und dort dem heiligen Markus für die glückliche Ueberfahrt über die Lagunen ihren Dank zu sagen. Am Altar des Heiligen mit dem Löwen sollte das erste Stelldichein stattfinden.

Allein sie knieten vergebens vor den ewig brennenden Lampen und blieben umsonst allein zurück in dem dunkeln,

grabstein- und kapellenreichen Rundgange, der sich um den Hochaltar zieht. Sie blieben, bis die marmornen Todtenköpfe anfingen, unheimlich zu werden. Ach, Niemand wollte kommen. Und am folgenden Tage zeigte sich dieselbe Nichterfüllung eines fast eidlich, wenigstens bei allen Wächtern treuer Liebe gegebenen Versprechens. Und Niemand klärte sie über dieß Ausbleiben auch in den andern Kirchen Chioggia's auf, keine Botschaft kam. Sie verzweifelten, und bald wußte die halbe Anstalt (die noch allzu unmündigen Mädchen bildeten die geringere Hälfte) den wahren Grund der Trauer Luigia's und der Trauer Agnesens und Alles trauerte mit ihnen.

Die Mutter hatte in der That noch vor ihrer Abreise der Tochter und deren Freundin von jener wunderbaren Dame Sacraratazzi geschrieben. Anfangs war den jungen Mädchen die Aussicht auf diese Bekanntschaft im höchsten Grade gleichgültig, ja sogar störend. Sie witterten etwas von einer ihnen gestellten Inspection. Im Französischen waren Beide noch weit zurück, und im Englischen witterte sogar Schwester Scholastika, der sie den Empfehlungsbrief zeigen mußten, etwas Ketzerisches. Allmälig sehnten sie sich in ihrem Kummer aber doch nach dem Erscheinen der fremden Dame. Diese hätte ihnen vielleicht Auskunft über das Verbleiben der treulosen jungen Männer geben können, falls sie wagen konnten, sich

einer als so hochgebildet und fein erzogen geschilderten Dame so schnell anzuvertrauen. Der Tod des heiligen Vaters und die Neuwahl regten sie nur noch mächtiger auf. Sie sahen die jungen, liebenswürdigen Männer im Gewühl Roms, sahen sie an allen Festlichkeiten Theil nehmen, in Berührung mit den schönsten, ihnen an Jahren und Weltschliff überlegenen Frauen — sie vergingen darüber vor Schmerz und machten darüber in den Künsten und Wissenschaften entschiedene Rückschritte.

Endlich hatte sich die Professorswittwe wirklich eingefunden und anfangs recht unheimlich auf die jungen Mädchen gewirkt. Letztere wurden an's Sprachgitter gerufen und drückten nicht im Entferntesten den Wunsch aus, man möchte dieses öffnen und die Dame hereinlassen in's Parlatorio. Der Gedanke, im Französischen examinirt zu werden und einen übeln Bericht über sich nach Rom zu veranlassen, beängstigte sie zu sehr. Sie ließen zwar einen Korb voll süßen Backwerks durch's Sprachgitter reichen, wichen aber all' den Schmeicheleien aus, die sie aus dem im Korbe naschenden Munde der Wittwe, wobei einige fehlende Zähne sichtbar wurden, über ihre Schönheit und feine Ausdrucksweise vernahmen. Sie sahen darin nur einen von Signora Sacraratazzi ihnen vorgehaltenen Köder, sie in den wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten zu fangen, deren sie sich vollkommen bewußt

waren. Erst ganz zuletzt, als sich die Dame schon zum Gehen gerüstet und wieder den Korallenkranz zu sich gesteckt hatte, den sie zu ihrer Einführung kaum nöthig gehabt hätte, fiel eine Aeußerung derselben, die unsere jungen Fräulein plötzlich bedauern ließ, nicht das Eintreten ihres Besuchs bei der Abbatissin erwirkt zu haben. Die Signora hatte mit ganz eigenthümlich verschmitzten Augen und mit halblauter Stimme, ja mit höchst bezeichnenden Gestikulationen, die von der Aufsicht führenden Nonne nicht gesehen wurden, gefragt: „Keinen Auftrag für Venedig —? Keinen Gruß — keine Erinnerung an die schönen Tage des Carneval —?“ Die Herzen flammten beiden jungen Mädchen auf. Ein Glutstrom durchloderte ihre Adern. Ihre Wangen wurden purpurroth.

Die sonderbaren und geradezu verführerischen Gesten, welche Frau Sacraratazzi gemacht hatte, wird man verstehen, wenn wir aus gewissen Memoiren Band I. S. 150 (es sind die Memoiren von Carlo Goldoni gemeint) Folgendes übersetzen: „In Chioggia lagen die Fenster meines Zimmers gerade dem Glockenthurm des Klosters gegenüber. In diesem Thurm waren gewisse kleine Gucklöcher angebracht, hinter denen man die Personen, die sich inwendig vorüber bewegten, deutlich sehen konnte. Allmälig bemerkte ich, daß sich an diesen kleinen, viereckigen Spalten Bewegungen regten, die irgend einem Beobachter draußen

ein Zeichen gaben. Man machte Zeichen mit den Händen, die sich deutlich auf die Abbildung der Buchstaben des Alphabets erkennen ließen. Daraus bildeten sich dann Worte, so daß man von der Straße aus mit dem Kloster sprechen konnte. Fast täglich hatte ich auf diese Art Conversationen, die jedoch sehr anständig ausfielen.“ Auf diesen förmlichen — Telegraphenthurm hatte Frau Sacraratazzi gedeutet. Und die Mädchen verstanden, was hier im Kloster Jedermann verstand. Als die große stolze Dame, von der sie diese verführerische Vertraulichkeit am allerwenigsten erwartet hatten, sich empfahl und darnach in ihrer unendlich vornehmen und zugleich so bestrickenden Weise gesagt hatte: „Heute über acht Tage, zur nämlichen Stunde, wenn's erlaubt ist —!“ fühlten die jungen Elevinnen förmlich den Boden unter sich schwanken. Sie zitterten an Händen und Füßen. Ja, der Versucher hat mit Euch gesprochen —! So hätten sie sich sagen sollen, wenn die Lehren ihrer Beichtväter gefruchtet hätten. Aber so sagten sie sich nicht. Im Gegentheil sprachen sie im Uebermaß der glücklichsten Spannung: „Es scheint, daß die Signora uns etwas allein zu sagen hat und daß wir ihr eine Stunde bestimmen sollen, wo sie uns ohne Zeugen zu sprechen wünscht —!“ Ihre Herzen jubelten. Die Rosen auf ihren Wangen kehrten wieder zurück.

Die achttägige Spannung besserte ersichtlich das

Befinden der jungen Mädchen. Oft besuchten sie den Glockenthurm und verscheuchten nicht selten eine Nonne oder eine Pensionärin, die sich ebenfalls daselbst in den Anfängen der Telegraphie zu üben schien. Auch allerlei verdächtige Hölzer und kleine Rundreifen erblickten sie auf dem Gange verstreut und vor den Luftlöchern liegen. Diese Gegenstände dienten dazu, für Kurzsichtige, die sich auf die Bewegungen allzu kleiner Hände nicht recht verlassen konnten, die Wirkungen der Perspective zu steigern.

Durch die bekannten „zwanzig Worte“ unserer heutigen Telegramme einfachen Gebührensatzes haben wir uns dermaßen der Kürze des römischen Lapidarstyls, ja der plastischen Stylweise eines Cajus Cornelius Tacitus genähert, daß wir alle das Geheimniß zu lernen anfangen, viel mit wenig Worten zu sagen.

Auch Luigia und Agnese faßten sich in dem entscheidenden Augenblick kurz. Als sie am betreffenden Tage, zur betreffenden Stunde in der That die stolze Dame just an der Stelle, wo vor Jahren der junge Advokat Carlo Goldoni auf ähnliche Telegramme gelauscht hatte, erblickten und mancher unten in den Straßen von Chioggia, ruhig vorüberwandelnd, gedacht haben mochte: „Diese dort gaffende, hochstolzirende Dame mit dem dreifach gesteiften Reifrock in Braun mit Blümchen scheint eine Engländerin zu sein, die sich aus den Baustylen unserer Kirchen ein

lehrreiches Studium macht!“ da las diese vermeintliche Engländerin ganz deutlich auf italienisch: „Sieben. Vesper. Kathedrale. Brief. Vorübergehen. Dritten Tag Antwort. Am Sprachgitter.“

Die intelligente Wittwe eines Professors hatte alles, zwar langsam, aber deutlich verstanden. Sie blieb im Albergo della Posta, dem besten in Chioggia, bis sieben Uhr, hatte dann ein unendliches Bedürfniß, entweder das Abendroth durch die bunten Scheiben der Kathedrale leuchten zu sehen, oder zu beten, vielleicht Beides, entzückte sich an der langen Reihe der Pensionärinnen, welche beim Eintreten in die Kathedrale von den Nonnen geleitet und in die Betstühle vertheilt wurden, und steckte bei dieser Gelegenheit einen Brief zu sich, in welchem sie Agnese Tremelli (die Wittwe las den Brief schon hinter dem nächsten Pfeiler) himmelhoch bat, sich ihrer und ihrer Freundin zu erbarmen, schleunigst Nachforschungen anstellen zu lassen, wo die jungen Cavaliere, Graf Borromeo und Markese Dolfio, in diesem Augenblick verweilten, und ihnen dann zu rathen, wie sie es anstellen könnten, den geliebten bösen Männern die Vorwürfe zu schreiben, die Beide vollkommen verdienten. Denn, so schrieb Agnese, an eine Abhängigkeit derselben von den Befehlen ihrer Familie hätten die unglücklichen Verlassenen niemals recht glauben können.

Drei Tage darauf saß die Professorswittwe wieder

am Sprachgitter. Dießmal wünschte selbst die Abbatissin einigen Vortheil von der gerühmten Belesenheit und Bildung der Wittwe zu ziehen und die Dame näher kennen zu lernen. Sie wurde eingeladen, im Konversationszimmer des Klosters Chocolade zu trinken. Beim Hineinkomplimentiren hatte sie bereits der kleinen Markesina Tremelli eine folgenschwere Antwort auf die Frage über die entschwundenen Cavaliere in die Hand gedrückt.

Klosterdamen jener Zeit sind nicht zu verwechseln mit den so entschieden heiligen Charakteren, welche gegenwärtig die Klöster von Rom bis Moabit bevölkern. Die Conversation stockte aber bei Alledem zuweilen. Dieß geschah theils in Folge der doch bedeutend mangelnden Routine im Umgang mit geistvollen Weltdamen, theils in Folge eines sonderbaren Murmelns, das durch die Reihen der Chocolade trinkenden Schwestern und gereifteren Pensionärinnen flog. Nicht ohne Absicht brachte die Abbatissin das Gespräch auf die Würde der Religion, die erwarteten Reformen des neuen Papstes und sogar auf das Fortblühen der römischen Theater. Letzteres geschah, um die gute alte Sitte zu preisen, daß man in Rom das weibliche Geschlecht vom Boden der Bühne verbannte. Die Abbatissin, offenbar eine scharfe Kennerin im Fach — der Verkleidungen, die damals noch oft genug bei Störungen des Klosterfriedens vorkamen, wollte vielleicht dem son=

derbaren Besuch zeigen, daß man — auf seiner Hut wäre — —

Signora Sacraratazzi war über die ganz unerwartete Erwähnung der Theater überroth geworden und das noch unter ihrer Schminke. Mit einer gewissen Verlegenheit hielt sie das Thema von den Verdiensten des Grafen Papello, das auch vielleicht nur aus Artigkeit für seine Tochter berührt wurde, fest und brach in eine Lobeserhebung der päpstlichen Theatergesetze aus, die Alle fesselte und das prüfende Mißtrauen der klugen Abbatissin bedeutend milderte. „Ich lebte im Schooß des Kirchenstaats, in Bologna," sagte die Wittwe, „ja ich war Zeuge der hohen Decenz, wie unser Geschlecht dort durch liebliche junge Knaben geehrt wird! Ja, sehen Sie nur jetzt diese Theaterdamen in Venedig! Doch was rede ich! Das Auge und Ohr der frommen Schwestern kennt ja zum Glück davon nichts. Was sie jedoch davon berichtet bekommen haben werden, das ist sicher nicht das Erfreulichste gewesen. Wahrlich, unser Geschlecht mag einen gewissen Trieb zur Verstellung schon durch die Natur erhalten haben. Aber ich prophezeie, wenn das mit den Theaterprinzessinnen so fortgeht, wie es gegenwärtig im Zuge ist, dann werden wir Bühnen bekommen, die sich von Trink- und Spielhäusern wenig unterscheiden! Unser Geschlecht wird in einer Weise entwürdigt werden, die

ich vor Ihren keuschen Ohren gar nicht einmal schildern darf!“

Bei alledem wünschte man diese Schilderung zu hören, und die strenge Sittenrichterin fuhr daher fort:

„An den jungfräulichen Seelen, die Ihr erzieht, ehrwürdige Schwestern, wisset ihr ja, wie viel Keime des beinahe den Engeln Verwandten, aber auch wie viel Keime des Schlimmsten in uns Frauen verborgen liegen —! Und die Bühne hat wahrlich die Mittel, Frauen zu wahren Töchtern der Hölle zu machen. Deßhalb bewundere ich die Weisheit der alten Heiden, die den Frauen nichts Andres anvertrauen wollten, als die heiligen Penaten des Hauses zu hüten oder höchstens die Flamme der Vesta zu nähren in geschlossenen Tempeln! Doch was verletze ich Eure frommen Gedanken mit den Bildern jener wilden Tänzerinnen, die allmälig in die ehrwürdigen Haine der Musen eingedrungen sind und sie noch in Tummelplätze eines Bachuszuges verwandeln werden! Auch im Schauspiel, auch in den Possen und den Maskenscherzen! Wovon rede ich —! Eure Sorge ist die Erhaltung Eurer geheiligten Vorrechte und Eurer von Niemand gestörten Freiheit in der Erziehung. Mögen die gottlosen Minister, die in diesem Augenblick an das Ruder der ehemals frommsten Staaten der Christenheit gelangt sind, an den uralten Schöpfungen der christlichen Vorsehung zu Schanden werden

und namentlich alle Klöster in ihrem Bestande, in ihrem heiligen Wirken unversehrt bleiben —!"

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen unterhielt die allseitig unterrichtete Dame den Convent und die herangewachsenen Schülerinnen und entfernte sich unter den Bezeugungen des aufrichtigsten Wunsches, der allseitig dahin ausgesprochen wurde, die Signora möchte Chioggia und hier diese geweihte Stätte würdigen, recht bald wieder zu kommen. An die zuweilen etwas rauhe Modulation der Stimme ihres Besuches schienen sich die Schwestern gewöhnt zu haben. Tröstete sie doch schon, daß die Juwelen unter den ihnen anvertrauten jungen Seelen, Contessina Luigia und Markesina Agnese, durch diese Besuche allmälig wieder wie verklärt aussahen.

Mit welcher Ungeduld rissen dann jene Beiden ihren Brief auf —! Da lasen sie es denn, was sie gefürchtet hatten wie den Tod! Ihre Verehrer hatten sie getäuscht, nicht in ihrer Liebe, diese schien ihnen erhalten zu sein, nein, nur in der Schilderung der ihnen gestatteten Freiheit. Sie hatten die Herrschaft ihres freien Willens verloren. Astuccio damals hatte in seinem Bericht über die Abreise des Grafen und des Markese vollkommen Recht gehabt. Er hatte nur vergessen hinzuzufügen, daß Abbate Fringilla, der Erzieher der beiden Vettern, eigens aus Mailand gekommen war, um sie aus den Strudeln der

venetianischen Vergnügungen, von den Spieltischen, von den Maskenabenteuern gewaltsam zu entführen. Denn sie hatten sich, junge Männer von kaum zwanzig Jahren, an die Lagunen eigenmächtig begeben. Sie hatten die Aufsicht ihres Erziehers auf einer der Inseln des Lago maggire getäuscht, sich in Mailand Geld zu verschaffen gewußt und waren nach Venedig auf eigne Hand gereist. Und doch hatten sie nirgends wohin reisen sollen, als nach Rom. Dort sollte mit ihnen der letzte Versuch gemacht werden, ihnen den geistlichen Stand als ihren künftigen Beruf zu empfehlen, einen Stand, in welchem es bereits ein Ahne des jungen Grafen und seines Vetters Dolfio zu unsterblichen Glorien gebracht hatte. In Mailand sollten die jungen Männer nur den mit Gold und Juwelen besetzten Schädel ihres großen Ahnen aufsuchen, der als ihr ruhmvolles Vorbild in den dunkeln Gewölben der dortigen Kathedrale schlummert. Und statt dessen waren sie zu Wechslern und zu Hebräern gegangen! „Geben Sie Ihre Hoffnungen auf, theure Freundinnen,“ schrieb die liebevolle Donna Sacraratazzi, „widmen Sie sich, wie Ihre Angebeteten, zwar nicht dem Dienst der heiligen Kirche, aber entsagen Sie! Das ist der Rath einer Wittwe, die niemals daran gedacht hat, sich wieder zu verheirathen.“

Aber die edle Freundin betrog sich in ihrer Hoff-

nung. Die jungen Mädchen geriethen ganz außer sich. Sie schluchzten ohne alle Rücksicht auf ihre noch so unreife Jugend, auf den heiligen Ort, wo sie sich befanden. Sie schrieen und rangen die Hände. Die Ursache ihrer Verzweiflung verschwiegen sie dabei gegen Niemand. Nur den Briefwechsel mit Donna Sacraratazzi nannten sie nicht als die Quelle ihrer Informationen. Sie beriefen sich einfach, ihrem hier genossenen Unterricht gemäß, auf Lichtgestalten, die ihnen beim Gebet erschienen wären, auf Visionen und innere Stimmen, die ihnen mit einem Tone, der sie bei solchen Offenbarungen noch niemals getäuscht hätte, zuriefen: Die, die Ihr liebt mit allen Gluthen einer nicht zu schildernden wonnigen Empfindung, o, sie sind in einer schrecklichen Lage —! Sie sehnen sich nach uns! Sie strecken verlangend die Arme nach uns aus! Man wird ihnen die schönsten schwarzen Locken, die je auf einem Männerhaupte gesessen, unbarmherzig abschneiden, zum Zeichen, daß sie auf ewig zum geweihten Stamme Levi gehören sollen —! O dieser Abbate Fringilla — was wir von ihm wissen, ist, daß er das ganze Haus der Borromeo regiert! Was er will, das geschieht — —! Also wehklagten beide, und die ganze Anstalt besaß nicht Beredsamkeit genug, ihnen auszureden, was jetzt ihre weitere fixe Idee wurde, und ihnen zu erklären, daß für ihre eigene Bestimmung ebenfalls

zum Schleier auch nicht die geringste geheime Instruction vorlag.

Agnesens Vormund war Graf Correr in Venedig. Dieser überließ alle Sorge für seine Nichte dem Grafen Papello, der Agnese aus Gründen wie seine Tochter betrachtete. Die Abbatissin schrieb an beide Grafen und bat um Verhaltungsmaßregeln, da die Leidenschaft der beiden jungen Mädchen anfing, keine Grenzen mehr zu kennen. Bei jedem Ausgang machten sie Fluchtversuche. Vom Telegraphenamt des Klosters, von jener Mauerlücke im Glockenthurm, mußte man sie mit Gewalt vertreiben, denn jeden unbewachten Augenblick benutzten sie, um sich mit der Außenwelt in Rapport zu versetzen. Signora Sacraratazzi lehnte die Hülfe, um die sie angefleht wurde, ab. Zwar erschien sie noch öfters am Sprachgitter, ließ jedoch niemals die jungen Zöglinge, die an einer förmlichen Liebesmanie litten, allein rufen, einige der ältesten Nonnen mußten immer dabei sein, eben um zu zeigen, daß es ihr nicht daran läge, durch irgend etwas den Frieden des heiligen Hauses zu stören. Nur dazu hatte sie sich anheischig gemacht, die Lage der Dinge mit Rom durch Correspondenz zu vermitteln und den guten Eindruck, den sie auf Gräfin Papello gemacht hatte, zur Beruhigung der jungen Herzen auszubeuten. Sie erbot sich, die beiden jungen Damen als ihre Ehrendame und Gouvernante lieber selbst

nach Rom zu begleiten, als geschehen zu lassen, daß die jungen Mädchen etwa auf eigne Hand aus dem Kloster entflöhen und sich wohl gar für ewig in geistige, zum mindesten in leibliche Gefahren stürzten.

Die Abbatissin dankte dem Himmel für die gütige Vermittelung dieser unübertrefflichen Frau. Die verhängten Fasten und die Einkerkerungen verschlugen nichts mehr. Luigia und Agnese konnten nicht zur Besinnung gebracht werden. Geldmittel besaßen sie genug, um nach allen Seiten hin Bestechungen zu versuchen. Da ereignete sich auch ein Fluchtversuch, der die Abbatissin geradezu zum Aeußersten brachte. Graf Papello gab auf die Vorstellungen, die sie ihm gemacht hatte, keine Antwort. Die Gräfin jedoch hatte geschrieben, sie sollte sich nur ganz der Einsicht, Weisheit und dem bewunderungswürdigen Taktgefühl der Professorswittwe von Bologna anvertrauen. Die feinen Manieren der Signora Sacraratazzi feierten einen Triumph, der für eine Dame von Welt nicht schmeichelhafter hätte ausfallen können. Sie sollte auf den Befehl der Mutter die beiden liebeskranken jungen Mädchen nach Rom begleiten.

In nächtlicher Stille waren einst die beiden jungen Mädchen aus Verzweiflung über zwei Jünglinge, die ihnen ewige Treue geschworen hatten und jetzt in den geistlichen Stand treten sollten, über eine Mauer gestiegen, die den

Garten des Klosters von der wilden Brandung des Meeres trennt. Nach der Zeit der Ebbe war es gewesen; der Strand zeigte nur Sand, Meermuscheln, alles, was den Strand des Lido an der blauen Adria seit Jahrhunderten so anziehend macht. Da brauste plötzlich die Fluth herein. Sie wuchs und wuchs. Die Flüchtlinge verloren, Schritt vor Schritt auf den endlosen Dünen hinwandelnd, den sichern Boden unter den Füßen. Ihr Hülfegeschrei wurde glücklicherweise von Fischern vernommen. Man kam in Kähnen herbei, und die Flüchtlinge mußten ohnmächtig in's Kloster zurückgeschafft werden — — Da war es denn eine erlaubte Selbsthülfe des ehrwürdigen Klosters und eine bei weitem bequemere und würdigere Form des Abschieds, der hier genommen werden mußte, daß eines Morgens eine Gondel am Hafen bereit lag und das gesammte Frauenpersonal den beiden unverbesserlichen vornehmen Fräulein das Geleite gab zu einer Reise nach Rom, die allein diese liebessiechen Herzen heilen konnte. Gräfin Papello hatte an ihre Freundin, die Professorswittwe, geschrieben, an die Besitzerin ihres korallenen Rosenkranzes, an die zarte, sinnige Wächterin über den Anstand und das Wohlergehen ihrer Tochter und deren Freundin. Die Abbatissin hatte kein Bedenken, die jungen, für den Frieden des Klosters so störend gewordenen Damen zu entlassen. Auch Graf Correr hatte sein Ein-

verständniß erklärt und die näher zu treffenden Anordnungen der Fürsorge der Gräfin Papello und den frommen Schwestern von Chioggia überlassen. Auch versprach er die Nonnen gegen etwaige Rache des Grafen Papello zu schützen.

So wurden denn nun auch die Lieblingswünsche der Professorswittwe aus Bologna erhört. Sie hätte ihrer Sehnsucht nach Rom vielleicht auch sonst nicht länger widerstehen können. Wenn keine Reisegesellschaft gekommen wäre, so hätte sie vielleicht allein die Reise gewagt. Der August war angebrochen — in Rom wurden die Vorbereitungen für die Vergnügungen des Herbstes, des Winters — für die Theater getroffen — — Sie reiste mit den beiden Flüchtlingen aus dem Kloster. Die Gondel fuhr sogleich bei den Armeniern vorüber nach Mestre, wo ein Reisewagen, eine Zofe Namens Zulietta und ein ganz stockdummer Bedienter, ein ächter Bergamaske, der im Winter als Lampenputzer am Theater San Samuele wirkte und für die nächste Saison noch ohne Engagement war, die Ankunft der drei Damen erwarteten. Die Dame Sacraratazzi wurde, als man davon fuhr und sie in der Mitte saß zwischen den glücklichen, jetzt nur auf einen Kampf mit den frommen Vätern des Collegs in Rom und dem Abbatte Fringilla bedachten Edelfräulein, so von diesen auf ihre etwas rauhen Wangen mit Küssen überhäuft,

daß diese sich ihnen entwinden und sie auf das gefährliche Beispiel aufmerksam machen mußte, welches sie den beiden auf dem verdeckten Hintertheil des Reisewagens zusammen=sitzenden Passagieren, dem Bergamasken und der reizenden Kammerzofe Julietta gaben. Die Weinlese war überall im vollsten Gange, das Wetter wunderhold. Man ver=sprach sich die glücklichste Fahrt.

---

## IV.

Allerdings war die Straße, in welcher sich der Palast des Grafen Papello in Rom befand, eine sehr dunkle. Aber die Vorderfronten der Paläste in Rom gelten überall für nichts. Licht, Eleganz, nicht selten Blumen und edle Bäume, jedenfalls Fontainen und Marmorbilder haben sie alle nach hintenhin. Schon der Hof, meist mit symmetrischen Arkaden versehen, trägt das Gepräge vornehmer Wohnlichkeit, vollends die Zimmer, die noch über den Hof in einen wenn auch noch so klein ausfallenden Garten hinausgehen.

Graf und Gräfin Papello wohnten noch nicht in der Stadt. Die erste Sommerluft gilt in Rom für ungesund. Der Graf und die Gräfin wohnten im Sabinergebirg. Nur daß darum doch die unruhige Gräfin viel hin und her fuhr und eigentlich mehr auf einem Rom noch näher gelegenen Landhause, auf der Via Appia, vor den Thoren Roms, demnach noch einer dritten Behausung, verweilte.

Die abgehärteten Nerven des Grafen von Mosewitz und des Freiherrn von Koseritz ließen es auf eine Fieberattake ankommen. Die deutschen Cavaliere hatten die schönen Zimmer in der Strada dei Mercanti, die ihnen der Graf in seinem Palazzo eingeräumt hatte, nicht verlassen. Rom bot ja selbst im Sommer die heitersten Eindrücke. Mosewitz hatte allerdings gerathen, es mit einigen Tagen im Sabinergebirge zu versuchen. Man hatte ihnen von einer dortigen Jagd gesprochen, und der gutmüthige dicke Koseritz ließ sich beschwatzen, mitzuziehen. Als sie aber nach achttägigem Umherstreifen im Gebirge nur eine einzige wilde Katze, zwei Kaninchen und drei Sperlinge geschossen hatten und sonst von nichts unterhalten wurden, als von Prozessionen, einem ewigen Glockenläuten, ab und zu einer Aufgrabung alter Denksteine, die ihnen von der Meißner Fürstenschule her die Präparationen auf den Horaz und Virgil zurückriefen, und sie sich auch allzuweit entfernt sahen von den Gelegenheiten, Erkundigungen über die schwebende Lage des „siebenjährigen Krieges“ einzuziehen, da kehrten sie über den Schwefelfluß, die „Solwaderra“, wie sie sie auf pirnaisch-italienisch nannten, gottergeben in die Malaria Roms zurück. „Was kann uns denn,“ hatte Koseritz bei den Ruinen von Tusculum gesagt, „dieser Anblick der Villa des Cicero nützen, diese fortwährende unangenehme Erinnerung an unser Stecken-

bleiben beim Lesen der „Dusculonen“ (er meinte die Tusculanen), „wenn ich mir zeigen lasse: Hier waren die Keller des Cicero! und — grade die vollen Fässer sind nicht mehr zurückgeblieben!“ In den Osterieen Roms und besonders in den Kellereien einiger Prälaten, an die sie von den katholischen Kreisen Dresdens, besonders von ihrem Minister und dem Onkel des Grafen von Mosewitz, dem Conte Broglio, empfohlen waren, fanden sie weit besser ihre Rechnung. Sie schieden von Villa Papello im Sabinergebirg unter Ausbrüchen großen Zorns des Grafen Papello, der nun Niemanden mehr hatte, mit dem er Rabouge spielen konnte. Er plünderte dabei gern seine Gäste wie die Räuber in den nahen Abruzzen.

Nach vielen gründlichen antiquarischen Studien, denen sich in der That Graf Mosewitz mit Hülfe von Winckelmann, Rafael Mengs und unter der Protektion der Cardinäle Archinto, Albani, Passionei u. A. hingegeben hatte, und nach manchen Abenteuern, die Koseritz als heitere Satyrspiele auf die ernsteren Dramen gründlicher Beschäftigung und Ausbildung folgen ließ, kam Letzterer eines Morgens in die Strada dei Mercanti nach Hause — wir sagen ausdrücklich „eines Morgens“; denn der Mentor des jüngeren Mosewitz schob es auf den römischen Mangel an hinreichender Laternenbeleuchtung, wenn er zuweilen des Nachts die Wege verfehlte und andere Ob=

dächer suchte, als sein dunkles, ihm vielleicht zu einsam gelegenes Schlafkämmerchen — und fand seinen schlanken, magern, durch und durch zum künftigen Ceremonienmeister oder Oberkammerherrn am Hofe von Pillnitz oder Warschau von der Natur designirten Freund in äußerster Aufregung.

Mit den Worten: „Vergieb, daß ich das Schreiben hier erbrochen habe —" reichte der junge Graf seinem Freunde und „Erzieher" einen Zettel hin, der nach dem feinsten persischen Rosenparfüm duftete und einem Billetdoux so ähnlich sah, wie eine Kastanie der andern. Die Aufschrift lautete: „An den fremden deutschen Herrn Cavalier, jetzt im Palazzo Papello Strada dei Mercanti —"

„Du siehst meinen Egoismus!" sagte Wolf Mosewitz mit glühend rothem Angesicht. „Ich bezog die Adresse nur auf mich, öffnete und bin jetzt geradezu — außer mir —"

Hans Koseritz hatte heute schlecht, vielleicht gar nicht geschlafen, und in Folge dessen wenig guten Humor für Mißverständnisse. Auch gefrühstückt hatte er noch nicht. Die Chocolade, die man anstandshalber und nach dem Verpflegungsprogramm, das der Graf für seine sächsischen Gäste zurückgelassen hatte, zuerst nehmen mußte, war niemals seine besondere Sehnsucht. Nach der Uhr sehend war er verdrießlich, daß es noch zwei Stunden dauerte bis

zum zweiten Frühstück, das aus Salami, Schinken, Eiern und sogenanntem Pferdekäse bestand, einer römischen Produktion, die keineswegs von Stutenmilch herrührt, sondern nur aus einer anderen Veranlassung, die zu erklären etymologische Weitläufigkeiten erfordert, diesen lächerlichen Namen trägt und ganz gut schmeckt zu einem oder mehreren Gläsern aus einer strohumwundenen Flasche Orvieto.

„Hast Du eine Bestellung zu einem Rendezvous, so bezieh' es in Gottes Namen auf Dich —!" sagte der cheruskische dicke Hüne und warf sich verdrießlich seiner ganzen Länge nach auf ein zwar mit gelber Seide bezogenes, aber nicht eben besonders weich gepolstertes Kanapee.

„Allerdings, eine Einladung —!" stammelte Graf Mosewitz auf und ab gehend. „Ich war an einem Ort, wo ich gestern Abend einen Eindruck empfing — Koseritz, einen Eindruck —"

„So wird wohl der Brief an diesen Eindruck gerichtet sein —" unterbrach Koseritz die ekstatische Rede des Freundes, dem es, der Wahrheit gemäß berichtet, an Empfänglichkeit für die Schönheit der Römerinnen nicht weniger fehlte, als seinem „Erzieher", nur daß die sieben bis acht Jahre Unterschied, der zwischen ihnen obwaltete, und die mehr realistische als idealistische Tendenz des Letzteren diesen in seinen romantischen Bedürfnissen weniger schwer befriedigt machte. „Du scheinst ja eine neue Helena,

eine zweite Briseïs gesehen zu haben!" sagte der philologisch gebildete Sachse.

„Einen Engel habe ich gesehen!" bestätigte Graf Mosewitz. „Aber unglaublich, schon heute früh kommt diese Einladung —!"

„Vielleicht ist es nicht der Engel von gestern, sondern der von vorgestern —" bemerkte Koseritz und ironisirte die leichte Entzündbarkeit seines Schützlings.

„O glaubst Du," wallte dagegen dieser auf, „daß ich so wetterwendisch bin, wie Du, so in meinen Ansichten über das Schöne hin und her schwanke? Es muß schon ein tiefer, tiefer Eindruck sein, wenn mich ein Anblick dermaßen entzückt, wie jener von gestern. Gestehen will ich Dir nur, ich habe die Nacht nicht schlafen können vor Schwärmerei und Aufregung meiner Phantasie —"

„Nicht schlafen können —?" gähnte Koseritz. „Nein, diese Wirkung der entzückenden Anblicke liebe ich nicht —"

„Und heute schon Erhörung —! Es ist kaum zu fassen —! Lies aber nur selbst —!" rief Mosewitz.

„Diese so auffallend schnelle Bestellung zum Rendezvous wäre für mich ein niederschlagendes Pulver —!" sagte Koseritz phlegmatisch. „Du weißt, ich bin immer für das Sittsamere und Ehrbare. Doch zuvor laß mich die verdammte Chocolade hinunterwürgen —! Ich wollte, es wäre schon zwei Stunden später —!"

„Und Du säßest in Auerbach's Keller!“ fiel Mosewitz ärgerlich ein. „Mich berauscht schon der Duft aus den Gärten der Römer! Nirgends blühen so himmlisch die Rosen wie hier! Und dieß Billet —“

„Für mich steckt zu viel Apotheke d'rin,“ sagte Koseritz sich die Nase zuhaltend. „Aber erzähle doch getrost!“

Mosewitz begann: „Wie ich gestern nach Hause kam von Albanis reizender Villa vor Porta Solara, begleitet von dem guten Rafael Mengs, der mich wieder in seine Häuslichkeit mitnehmen wollte —“

„Zu seiner Frau, die —“ lachte Koseritz hellauf.

„O lästere nicht!“ verbat sich das Lachen der enthusiastische Verehrer des berühmten Malers, der in Dresden so viel Spuren seines Genius zurückgelassen hat.

„Und Winckelmann —“ fuhr Koseritz zweideutig fort.

„Schweige —! Schweige —! Rom ist die Stadt der Freiheit, der überwundenen Vorurtheile —“

„Rom —? Die Stadt der Freiheit? Spricht so ein künftiger sächsischer Consistorialrathspräsident in Evangelicis —?“

„Genug, ich war noch berauscht von Albanis zauberhaften Blumen, von seinen schattigen Boskets, seinen plätschernden Springbrunnen und den edelsten Statuen, berauscht von Mengs' anregendem Gespräch, von Winckel-

mann's so kindlich naiven und immer so treffenden Belehrungen — da fand ich Dich nicht zu Hause, aß hier etwas zu Nacht, und als Du immer noch nicht kamst und mich jetzt der Schlaf floh, da trieb es mich hinaus in die stille Nacht —"

„Die Nachtigallen schlagen nicht mehr. Aber die Mandoline hättest Du nehmen und irgendwo ein Ständchen bringen sollen —"

„Ja, so war mir's auch zu Muthe. Und in dieser Stimmung kam ich in eine Gegend, eine sehr unheimliche, die ich noch nie besucht hatte —"

„Am Ghetto der Juden —! Da fand ich bis jetzt noch immer die schöneren Mädchen —"

„Das ist Deine Sphäre! Nein! Vom Forum links steigt die Stadt, wie Du weißt, wieder aufwärts. Ueber den alten Ruinen der Basiliken, unfern der Via Sacra, aber noch ehe man nach dem Lateran kommt, nicht allzufern vom Coliseum, liegen ganz geheimnißvoll einsame Gärten, einzelne schweigsame Höfe, Sommersitze, wie man mir früher sagte, von verschiedenen religiösen Körperschaften —"

„Wo Du die Banditenstilets nicht fürchtetest —? Compromittire mich nicht vor dem Rautenkranz! Ich habe vor ganz Sachsen die Verantwortung für deine Tugend und für Dein Leben übernommen —!"

„Archinto hat jetzt die Zahl der Sbirren verdoppelt —“

„Also an dem Kreuzweg, wo die Madonna steht mit der brennenden Lampe —“

„Wie? Was?“ wandte sich Mosewitz verwundert. „Du kennst ebenfalls die Stelle —?“

„Fahre nur fort —?“

„Das ist ja wunderbar —! Eben bei jener Madonna —“

„Gott sei Dank. Dein Abendgang hätte Dir nicht geschadet, denn — ich war glücklicherweise in der Nähe—“

„Aber ich war ja mutterseelallein —“

„Nein, Dein Schutzgeist wachte über Dir! Erzähle aber weiter —!“

„Da komm' ich von ungefähr an einen engen Weg — links und rechts ragen hohe Mauern —“

„Ab und zu von einem Drahtgitter durchbrochen —“

„Richtig —! Von — Aber wie kamst denn Du dahin —?“

Koseritz hatte sich erhoben, stand wirklich ebenfalls in größter Spannung, nahm erst jetzt das Billet in die Hand, las den Inhalt desselben und unterbrach die Schilderung, die soeben Mosewitz von einer Begegnung mit einem wunderbar schönen Mädchen machen wollte, mit dem Ausruf: „Donnerwetter! Das Billet ist ja wahr=

haftig nur an mich —! Aber, bester Junge, das ist nichts, als eine Einladung, um eine Tracht Prügel zu bekommen —!“

„Hans! Mach' jetzt keine Possen —!“ rief Mosewitz unwillig.

„Nein, nein, in allem Ernst!“ entgegnete Koseritz und las das Billet nun laut, indem er es sogleich übersetzte: „Signore — die Neugier, welche — Sie gestern — so dringend zu verrathen — schienen, kann, wenn Sie wünschen, heute Abend um zehn Uhr — befriedigt werden —“ „Aha! Befriedigt?“ setzte Koseritz hinzu und rieb sich den Rücken und fuhr trocken fort: „Vor diesem Stelldichein bedanke ich mich —!“

„Aber Du irrst Dich, Hans — an jener Stelle, wenn es dieselbe ist —“ entgegnete Mosewitz, der seinen Phantasietraum nicht aufgeben wollte.

„An einem Drahtgitter mit Rosen —“

„Im Garten steht ein Amor, den Finger auf den Mund gelegt —“

„Eine Vase dicht daneben mit abgeblühten Oleandern —“

„Dieselbe Stelle! Aber, Koseritz, ein Mädchen sah ich dort, reizend, bezaubernd! Sie hatte einen Mund zum Küssen! Eine Toilettte trug sie wie eine Fürstin —! Und eine Schalkhaftigkeit — eine Grazie — ein Augen=

spiel —! Sie spielte mit einem Fächer, brach eben eine Rose und sagte zu mir, der ich wie bezaubert stand, ein „Grüß Gott, Herr!" wie es nicht holdseliger, nicht lieblicher von den Lippen einer jungen Römerin kommen kann —"

„Ein Grüß Gott, Herr?" schüttelte Koseritz den Kopf.

„Nun, nun, das ist nur so eine Erinnerung an Schwaben, die mich diese Uebersetzung wählen ließ! Meine Schöne sagte: Felicissima notte —! Und dorthin wärst auch Du gekommen —? Und sahst sie und bist nicht ganz außer Dir? Was hattest Du denn dort zu thun —"

„Das frag' ich Dich selbst —"

„Ich suchte die Einsamkeit! Du aber —"

„Bester, in den stillen Revieren Roms giebt es die interessantesten, sozusagen die verlornen Häuser —"

„Der Garten gehört unfehlbar zu einem großen Palast —! Man konnte diesen nur nicht sehen —"

„Nein! Man konnte diesen nicht sehen. Das ist richtig. Aber der Garten hat einen Ausgang, dicht in der Nähe Deines Gitters —"

„Den Du, Glücklicher geöffnet fandest —?"

„Ja, ich trat ein, wißbegierig wie ich bin, und an derselben Stelle, wo Du jene reizende Schöne er=

blicktest, da sah ich dagegen — einen vollständigen Drachen —"

„Die Duenna —!"

„Ein Weib, wie aus den Verwandlungen des Ovid! Eine Tochter, würde Professor Ernesti in Leipzig gesagt haben, des Phorkys! Mit einer Stimme, wie ein Bär! Wäre ich nicht sofort zurückgehuft, ich glaube, ich hätte alle ihre Nägel im Gesicht gefühlt —! Ich war nicht zu einem Kampf aufgelegt, am wenigsten mit einer Hexe vom Blocksberg. Ich ließ sie auf ihrem Besenstiel weiter reiten und verzog mich —"

„Es ist nicht dieselbe Stelle —"

„Verzog mich," betonte Koseritz stark und deutete damit an, daß er annehmen müßte, es wäre doch dieselbe Stelle, „verzog mich durch die enge Gasse an der nächsten Ecke. Es steht eine Madonna dort mit einer brennenden Lampe —!"

„Also wirklich —! Seltsam! Eine so streng bewachte Schöne und dennoch diese Einladung —!"

„Natürlich!" belehrte Koseritz den in ein Sinnen und Grübeln Verfallenen. „Diese Einladung kommt von der Duenna und setzt Den, der in die Falle geht, einem Ueberfall aus von fünf handfesten Strolchen, im günstigsten Falle einer Aequatortaufe mit einer Tonne Wasser von der Mauer herunter —!"

Graf Wolf von Mosewitz wurde nachdenklich. Er verfiel zwar auf's Neue in eine begeisterte Ekstase über die liebliche und wie eine Ballschöne geschmückte Erscheinung, mußte aber dem besorgten Freunde sein Ehrenwort geben, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. „Denn, lieber Junge," sagte Hans von Koseritz, „ich habe versprochen, Dich dem sächsischen Kurstaat zu erhalten, und würde mich in Dresden nicht mehr sehen lassen können, wenn ich Dich hier an der Pyramide des Cästius zurückließe und Deinen Eltern nichts von Dir mitbrächte, als einen Cypressenzweig von Deinem frühen Grabe."

Das Terrain dieser abenteuerlichen Begebenheit zu recognosciren war am hellen lichten Tage mit keiner Gefahr verbunden. Nach dem zweiten Frühstück geschah dies denn auch. Die sächsischen Freunde überzeugten sich von der Identität des Ortes, wo sie, wenn nicht zu gleicher Zeit, doch einer unmittelbar nach dem andern gewesen sein mußten. Sie entdeckten das starke Drahtgitter, die Rosen, den Amor, die Oleanderbüsche, die sie beide gesehen hatten, aber es kam ganz so, wie sie schon voraussetzten, sie sahen weder etwas von dem schönen Fräulein, noch von jener grimmigen Duenna. Die Mauern und Eingangsportale der Villen sind überhaupt in Italien enorm hoch. Hier merkten die deutschen Landsleute wohl, daß in der Mitte dieses Gartens mehrere Gebäude

lagen, sogar stattliche, aber diese waren nicht zugänglich. In Rom geht die geheimnißvolle Abgeschlossenheit der Wohnungen für den Fremden manchmal bis zum verwirrend Unheimlichen. Von einer etwa hier gehaltenen Villeggiatur einer geistlichen Körperschaft sah und hörte man nichts.

Nach Hause gekommen versank Mosewitz förmlich in Trübsinn. Er zeichnete sehr gewandt, wußte auch mit dem Tuschkasten künstlerisch umzugehen. Koseritz zuckte die Achseln, als er sah, daß sich sein Freund das nächtliche Phantasiegebilde auf dem Papier festzuhalten suchte. Und doch — er mußte gestehen, daß eine solche Dame, wie sie da Mosewitz zeichnete, und noch dazu mit einem Felicissima notte im Munde und einer Rose in der Hand und mit einem verlockenden Lächeln um die Lippen, das freilich aus dem Tuschkasten nicht recht herauskommen wollte, geradezu hätte toll machen können. Doch hatte er das Ehrenwort seines „Zöglings", daß dieser dem verdächtigen Briefe nicht folgte, sondern erst weitere Enthüllungen abwartete, jedenfalls eine gründlichere Sondirung des Terrains.

Bei alledem war Koseritz nicht der Mann, der nach Italien gekommen war, um etwas, das sich wie ein Abenteuer anließ, ohne weitere Erprobung, oder wenigstens eine gewisse prüfende Benaschung zu lassen. Bei Tisch

behielt er eine strenge und beinahe pädagogische Miene, verwünschte die italienische Banditennatur, weinte einige bittere Zähren in die sechs tiefen Orvietogläser, die er trank, hinein über die neuen Siege der Preußen — es war die eben gelieferte Schlacht von Zorndorf, die so heftig seinen Zorn erregte — verfolgte aber doch einen Plan und schlug vor, ihn erst mit dem zufällig heute vom Gebirge heruntergekommenen Majorduomo des Grafen, dem Signor Astuccio, einzufädeln.

So dick und an Jahren vorgeschritten dieser Ehrenmann auch war, so hatte er sich doch zum Cicerone der Gäste seines Herrn, und was noch mehr sagen will, besonders zum Vertrauten des ihm durch Leibesfülle und Jahre nahestehenden Markese Koserizio gemacht. Bei dem vertraulichen Tone, der sich zwischen Männern, die sich in ihren Natürlichkeiten kennen gelernt haben, von selbst findet, bedurfte es nicht vieler Ueberredung, den Haushofmeister zu bewegen, daß er um die zehnte Stunde an jenes Drahtgitter, an jene Thür und an die Ecke mit dem brennenden Licht vor dem Madonnenbilde gehen sollte. Astuccio hatte zwar keinen Muth, aber Koseritz hütete sich wohl, von jener Hexe vom Blocksberge und von der Aussicht auf einen Buckel voll Schläge zu sprechen. Er hüllte vielmehr alles in die süßeste Sicherheit, in die Erwartung eines der traulichsten Selbanders mit dem

schönsten Mädchen von der Welt, das aber vielleicht doch nicht anständig genug wäre, um mit dem Grafen betroffen zu werden — Koseritz, der Ueberredende, erfand eine vollständige Geschichte von einem Mädchen, dessen Tugend er in jener Gegend erst zu prüfen eine eigenthümlich dringende Veranlassung hätte. Kurz, sein Auftrag war der, Astuccio sollte sich für den Abgeordneten eines der fremden Cavaliere ausgeben, deren Grüße überbringen und um nähere Aufklärungen bitten.

Um inzwischen den Freund zu zerstreuen, geleitete Koseritz den Grafen Abends spät noch selbst zu jener Signora Mengs, der gutherzigen schönen Frau des gutherzigsten Ehemanns von der Welt, der allen seinen Freunden gestattete, ihr in aller Unschuld, wenn auch mit manchem dabei angebrachten herzhaften Kuß, den Hof zu machen. Es war eine idyllische, wie dem Paradiese angehörende, poetische Welt, in welcher man bei jenem berühmten Maler und bei seinem Freunde Winckelmann lebte. Koseritz wußte den Freund dort gefesselt.

Endlich gegen zehn Uhr Abends ging der vorsichtige Mentor mit Astuccio in die Nähe des Coliseums. Er versicherte den schon an Händen und Füßen Zitternden hoch und theuer, daß er als ein muthiger und ehrlicher Sachse sich nicht weiter denn dreihundert Schritte aus seiner Nähe entfernt halten würde, und entließ den würdigen

Ehrenmann, der demnach vor seinen Herrschaften ein rechter Tartüffe sein mußte, mit allen Symptomen eines völlig sichern, nur von den duftenden, ihre Kelche dem Abendwinde öffnenden Blumen und von den schwärmenden Nachtphalänen belauschten Abenteuers.

Die Weltgeschichte hat in ihren Annalen zu verzeichnen: Astuccio war in eine furchtbare Falle gerathen. Das Geschrei, das er plötzlich ausstieß, wiederhallte in dem ganzen Viertel vom Colisеum bis zum Lateran. So schwerfällig sonst die Bewegungen des Majorduomo waren, er kam dem deutschen Markese entgegengerannt mit der Schnelligkeit eines Corso-Wettrenners beim römischen Carneval. Der Drache hatte wirklich gelauert. Er hatte sich die Leichtgläubigkeit der deutschen Cavaliere im empfindlichsten Grade zu Nutze gemacht. Astuccio rieb sich den Rücken, als hätte er Spießruthen gelaufen. Er brauchte den ganzen Weg bis unter den Titusbogen hinunter, um zu Athem und einem gesammelten Bericht zu kommen.

Aber auch der deutsche Cavalier — auch er bedurfte der Sammlung — — Denn aus der Ferne hatte er bemerkt, daß sich am Drahtgitter etwas wunderbar Beachtungswerthes vollzog. Koseritz, nach Art aller Sachsen Tapferkeit mit Vorsicht verbindend, erstaunte keineswegs, als sich der Haushofmeister nicht in Vorwürfen gegen ihn

ausschüttete, sondern im höchsten Grade für die Fortsetzung des lediglich gegenwärtig in ein unangenehmes Stadium gerathenen Liebeshandels stimmte — denn diese Ueberraschungen durch eine Duenna gehörten nie naturgemäßer zu den süßen Erfahrungen der Liebe, als im vorliegenden Falle. Jetzt war es (und das hatte Koseritz selbst gesehen) nicht nur Eine Fee, die sich im Abenddunkel am Gitter hatte sehen lassen wollen, sondern es waren ihrer zwei, eine lieblicher als die andere, jede in kostbaren Gewändern, jede aufgelegt zum vertraulichsten Gespräche, jede geneigt zum liebevollsten Kosen, soweit dies nur irgend die engen Maschen des Eisengitters zuließen. Unwillig, daß statt des erwarteten Edelmanns jener Mann mit den tyrannischen schwarzen Augenbrauen gekommen war, eine Persönlichkeit, die beide Fräulein sogleich für nichts als einen höher graduirten Koch hatten erkennen müssen, schien nach Astuccio's aufrichtigem Geständniß ihren Unwillen miterregt zu haben. Wenigstens schlugen Beide, als plötzlich die Duenna aus der Thür herausbrach und ihn mit einem langen Bambusrohr vom Gitter verjagte, ein helles Gelächter auf. „Es war eben nicht der rechte gekommen —“ sagte der Unglückliche selbst und rieb sich den Rücken, gespannt auf die Dukaten oder die hellblinkenden, „neuen Augustd'ore“ der Sachsen.

Zwei Schönheiten also, beide vornehm, beide elegant

und so von einem romantischen Geheimniß umfangen —! Zwei liebliche Wesen im Abenddunkel, hinter Rosen- und Oleanderbüschen durch ein Gitter lugend und — bestürzt, als sie nicht fanden, was sie erwarteten —! Das war zuviel — jetzt sogar auch für Koseritz. Auch in seinen Adern konnten Gluthenströme wallen. Auch ihm war ein Trieb gegeben, Schöneres und Gebildeteres für sein Liebesbedürfniß vom Alltäglichen zu unterscheiden, Anmuthigeres zu würdigen, als jene braunen „Lalages“ des Horaz von der meißner Fürstenschule, die ihm bis jetzt in Rom meist nur in Gestalt von Nähterinnen und Wäscherinnen entgegengetreten waren. Er regalirte den geprügelten Haushofmeister vorläufig in einer der besten bis in die Nacht belebten Trattorieen an der Piazza Navona und brachte dann seinen Zögling, Mosewitz, den er von Mengs abholte und sogleich über Alles unterrichtete — um eine zweite Nacht.

Denn jetzt mischte sich auch sein eignes Entzücken in das noch immer vorhaltende des Andern. Es waren hier zwei, wie es den Anschein hatte, entweder muthwillig abenteuerlustige oder unglückliche, von einem Cerberus gehütete Schönen zu erobern. Jetzt dachte Koseritz weniger an die Pyramide des Cästius oder an den Cypressenzweig überbracht in einem stolzen, jetzt leider unter den Contributionen des siebenjährigen Krieges leidenden

Ahnenschlosse zwischen Elbe und Mulde. Die Freunde beschlossen kurzweg das Aeußerste zu versuchen, um zu einer glücklichen Stunde zu gelangen mit diesen räthselhaften beiden Schönen vom einsamsten der sieben Hügel Roms, vom Monte Cölio, der nicht zu weitab liegt von einem der erinnerungsreichen alten römischen Stadtthore, genannt Porta Capena.

---

## V.

Auf seiner sabinischen Villa mußte Graf Papello ein unendliches Gelächter aufschlagen, als ihm Signor Astuccio, zurückgekehrt von seinem Ausfluge nach Rom, erzählte und nach Ort und Stelle schilderte, in welche römischen Schönheiten sich seine beiden Schutzbefohlenen so sterblich verliebt hatten.

Astuccio wohnte eigentlich auf der Villa in der Via Appia bei seiner nächsten Vorgesetzten, der Frau Gräfin. Aber alle zwei Tage mußte er zum Gebirge, um dem Grafen über die Angelegenheiten der Hausverwaltung, über Neuigkeiten in Rom, die Lebensweise seiner Frau und das Befinden seiner ihm durchgegangenen Rabougespieler und Kaninchenjäger Bericht zu erstatten. Der Intendant der römischen Theater bereitete zwar schon die neue Winterstagione vor. Sie sollte so glänzend ausfallen, wie in seiner unerschöpflichen Güte Benedetto XIV. diese Erholungen eines einmal nicht mehr zu ändernden Zeitgeistes gestattet hatte. Correspondirte auch der neue Beherrscher

des Kirchenstaates, Clemens XIII., nicht, wie der vorige, mit Voltaire, so entzog er doch den Römern ihr Vergnügen nicht. Panem mußte sich Jeder in Rom selbst zu verdienen suchen, für Circenses aber wurde um ein mäßiges Entrée noch immer gesorgt. Graf Papello war beschäftigt, für die drei Theater die Truppen für den Winter zu rekrutiren und erwartete vom Grafen Gozzi Darsteller, die ihm dieser in Venedig empfohlen hatte, ja sogar nicht unwahrscheinlich den Gegner Goldoni's selbst. Die Künstler mußten sich zu ihm in's Sabinergebirge verfügen, um ihm dort ihre Figuren zu zeigen und einige Proben ihres Talentes abzulegen. Zu läugnen war nicht, daß die Römer die neapolitanischen Schauspieler ihrer angeborenen Komik, vielleicht der noch näheren Verwandtschaft derselben mit unsern Urvätern, den Affen, wegen und trotz ihrer schlechten Aussprache lieber hatten, als die von Venedig.

Astuccio hatte über viele Dinge reinen Mund zu halten. Seiner Herrin, die ihm diese Weisung gegeben hatte, fühlte er sich noch mehr verpflichtet, als dem Padrone. Um so geläufiger aber war seine Zunge über Dinge, die nicht mit den Geheimnissen der Villa Papello auf der alten Gräberstraße Roms zusammenhingen. Ja, die Gräfin hatte ausdrücklich verlangt, daß Astuccio besonders von den Galanterieen der beiden Sachsen vor

dem Grafen kein Geheimniß machte. Die Idee ihres Gatten, wenigstens den Versuch zu machen, den reichen Grafen Mosewitz am nächsten Carneval zu Venedig mit ihrer Tochter Luigia in eine noch nähere Verbindung zu bringen, als sich bei dem diesjährigen hatte machen wollen, beschäftigte auch sie, wenn auch nur um deßwillen, weil sie auf die Art im nächsten Carneval wieder in Venedig sein konnte und es ihr dann ganz genehm gewesen wäre, nicht unter der Controle ihres Kindes und ihrer Nichte zu stehen. Sie hatte neue Hoffnungen für ihr Herz geschöpft, die edle Dame. In Paris war eine Schminke erfunden worden, die Schminke der Marquise von Pompadour, deren Anwendung, nach Versicherung des Erfinders und nach den Attesten der Salons, nicht nur den Schein des Jugendzaubers hervorrufen, sondern wirklich und in Wahrheit wieder jung machen sollte. Graf Mosewitz wollte zwar nach Neapel, ja noch bis Sicilien und Malta, doch hierauf für längere Zeit nach Rom zurückkehren. Vielleicht, daß sich dann die Verbindung enger zog. Koseritz hatte sogar eine Zeitlang die Miene angenommen, der Dame, die ihnen ihre drei Paläste so gastfreundlich zur Verfügung gestellt hatte, in mehr oder weniger erlaubten Grenzen den Hof zu machen. Nun aber ließen sich die leichten Herzen auf allerlei Irrwegen betreffen und besuchten sie auch immer seltener; da gönnte sie es ihnen denn

mehr als gern, daß ihr Gatte in den Sabinergebirgen erfuhr, welchen Leichtsinn man ihm von seinem unvergeßlichen Dresden so dringend an's Herz gelegt hatte.

Astuccio stand nicht wenig verdutzt, als nach genauester Beschreibung der Stelle, wo ihm im Anstaunen zweier Schönheiten eine Tracht Prügel zu Theil geworden war, der Graf in ein Gelächter ausbrach, das nicht enden wollte, und immerfort ausrief: „O, das ist köstlich! Das gibt einen Hauptspaß! Diese Intrigue ist nicht mit Geld zu bezahlen!"

Es kam denn also heraus, daß die hohe Mauer, dieselbe, die nicht weit von der Madonna mit dem ewigen Lämpchen lag, eine Campagna der Herren Jesuiten einschloß. Dieser geheimnißvolle Orden liebt wandelbare Wohnsitze, macht sich sein Bündel leicht und läßt sich nicht, wie die andern heiligen Orden, auf besondere Ruhe und Bequemlichkeit ein. Für die Sommerfrische gab ihm der heilige Vater bald diesen bald jenen seiner, natürlich mit köstlichen Häusern und Wohneinrichtungen versehenen Weinberge und so hatten sie in diesem Jahre einen der stattlichsten auf dem Monte Cölio beziehen dürfen, einen Sitz, der zwar noch innerhalb der weitläufigen Ringmauern Roms, aber in gesunder Luft und vollkommen ländlich liegt. Der Graf wußte, daß dort die Zöglinge der heiligen Väter bald einmal verweilten,

bald wieder nicht, bald in der Stadt, bald auf dem Lande. Er wußte, daß sie sich zu einem großen Feste rüsteten, welches Cardinal Archinto in seinem Palast einigen durch Italien reisenden Großen geben wollte. Es sollte dies zugleich die erste gesellschaftliche Entfaltung der neuen Regierung sein. Ein Haustheater, größer als eines der Pariser auf den Boulevards, war auf der stolzen Ripetta den Haustheatern Richelieu's und Mazarin's nachgebildet. Das ganze vornehme Rom, die ständig anwesenden und gerade zum Besuch gekommenen fremden Prälaten konnten in Logen untergebracht werden, die von Gold, Sammet und Seide starrten. Ein neues Lustspiel — just von unserem Goldoni — „Das Vergnügen auf dem Lande“ und eine aus eignen Mitteln gelieferte mythologische Travestie, fast schon im Geschmack von „Orpheus in der Unterwelt,“ sollte den Mittelpunkt einer Reihe von Festlichkeiten bilden, womit man im Monat September die Rückkehr von der Campagna und die Neubildung der berühmten »Conversazioni di Roma«, der römischen Salons, bezeichnen wollte. Graf Papello selbst hatte den Zöglingen der Herren Jesuiten die Kleider zu ihren Kunstleistungen geliehen. Im Schlußtravestissement trat fast der ganze Olymp auf, doch in modernem Costüm, wodurch eben der Effekt hervorgebracht werden sollte. Hatte sich auch der Graf nicht um das Nähere bekümmert, so

wußte er doch, die Uebungen fanden in jenem Garten statt und jene reizenden Schönen, die unsere beiden sächsischen Cavaliere gesehen hatten, waren verkleidete Jünglinge. Das Libretto zum mythologischen Schlußstück hatte der höchst eingebildete und überall diktatorisch auftretende Erzieher des Grafen Borromeo und des Markese Dolfio selbst geschrieben, Abbate Fringilla.

„Astuccio," rief der Graf, „das muß jetzt einen Spaß geben, der über Alles geht! Man muß herauszubringen suchen, wer die beiden Schönen gewesen sind! In dem letzten Stück, das den Abend beschließen soll, spielen wohl ihrer zwanzig Studenten mit! Ich fahre selbst in die Stadt, besuche den Pater Rector und bringe mit aller Vorsicht heraus, in wen sich die leichtsinnigen Fremdlinge so vergafft haben! Ich will diesen Sachsen das Schwärmen anstreichen —! Das Verlassen meines Spieltisches, meiner Jagd, meiner Unterhaltung! Gewiß, gewiß, haha! sie sollen von ihren Schönen erhört werden —!"

Astuccio versuchte ebenfalls zu lachen, doch wollte es nicht recht damit gehen. Ihm wurde etwas bange wegen seines „Caro Amico" Don Koserizio. Aber vollkommen erklärlich wurde ihm nun, warum die Schläge, die er bekommen hatte, so außerordentlich gewichtig ausgefallen waren. Es waren eben Hiebe von Männer=

händen geführt gewesen. Die Duenna, die ihm seine Neugierde so ausdrücklich anstrich, hatte entweder im „Vergnügen auf dem Lande“ oder in der mythologischen Posse mitzuwirken.

Der Graf ließ sich durch nichts stören, sondern verfolgte seinen listigen Plan mit einer sich bis zum absolut Boshaften steigernden Consequenz. Sofort ließ er anspannen und gab Befehle, die auf ein längeres Abwesendseinwollen von seiner Bergvilla schließen lassen konnten.

Im Grunde war dem Haushofmeister mit diesem Aufenthaltnehmen des Grafen in seiner Stadtwohnung ganz gedient. Denn es galt, die Excellenz ferner mit einer Thatsache bekannt zu machen, die sich nunmehr gegen sein Wissen und Wollen rundweg vollzogen hatte. Das Vorhandensein einer bolognesischen Professorswittwe war dem Grafen schon bekannt. Bei den jeweiligen Begegnungen mit seiner Gattin hatte Letztere von ihrer an den Ufern der Brenta gemachten Bekanntschaft mit Entzücken gesprochen. Daß jedoch diese Beziehung so weit gegangen war, mit dem Geize des Grafen zu collidiren und die Vortheile der von seiner Schwester gemachten Stiftung zu verscherzen, so weit, daß dieser fremden Dame die Gräfin die Ueberführung seiner Tochter und seiner Nichte aus dem Kloster zu Chioggia anvertraut hatte,

alles das wußte er eben so wenig, wie die bereits erfolgte Ankunft dieser jungen Damen selbst.

Gräfin Papello hatte sich in den schönen Frühlingstagen an der Brenta und sogleich nach ihrem Abschied von Signora Sacraratazzi gestehen müssen, daß sie von dieser geistvollen und welterfahrenen Dame einen eigenthümlich anziehenden Eindruck empfangen hatte. In der That sehnte sie sich nach Wiederanknüpfung dieser flüchtigen Bekanntschaft eben so sehr, wie sie anfangs dieselbe beinahe eher gefürchtet hatte. Die Urtheile dieser Frau, jetzt vollends in den Briefen, die sie von ihr empfing, waren so treffend, ihre Ansichten so völlig unbefangen. Eine Rathgeberin in den vielen Conflikten, in welche sie mit ihren Umgebungen, ja mit sich selbst gerieth, schien der Gräfin im höchsten Grade erwünscht. Andrerseits war sie es gewesen, die der Signora die Auskunft über die ihr aus dem Gesicht gekommenen und, wie sie vernommen hatte, von einem Faktotum des borromeischen Hauses, dem Abbate Fringilla, zum Priesterstande bestimmten mailänder jungen Edelleute gegeben hatte. Sie hatte dem Rath, ihre Tochter und ihre Nichte dem Kloster zu entnehmen, Gehör geschenkt, ohne davon ihrem Mann berichtet zu haben. Denn dieser, in seinem Geize, hätte die strengsten Maßregeln angeordnet und den Grafen Correr für die Aufrechterhaltung des Statuts seiner

Schwester verantwortlich gemacht. Schließlich sehnte sich Gräfin Papello nach Venedig zurück, wo sie so viel ihr höchst werth gewordene Eindrücke empfangen hatte, und zum zweiten Male mochte sie nicht, wenn sie Venedig wiedersah, von ihrer Tochter und Nichte gestört werden, denen sie doch hätte gestatten müssen, unter ihrer Obhut, die von den Nonnen vorausgesetzt wurde, an den Vergnügungen theilzunehmen. So hatte sie denn etwas Verfängliches gewagt. Sie kannte die bösen Ausbrüche des Zorns an ihrem kleinen, reizbaren Gatten, fürchtete sich vor den Scenen, die der alte Herr im goldgestickten Kleide seinen Schauspielern nachzuahmen liebte, aber — Frau Sacraratazzi war mit ihren Schutzbefohlenen angekommen und vorläufig hatte die Professorswittwe diese im Agnesenkloster jenseits der Tiber unterbringen müssen. Die Professorswittwe wohnte, mit ihrem Kammermädchen Zulietta, in einem bescheidenen Gasthofe an der Piazza Navona.

Unterwegs, bei der Heimfahrt nach Rom, benutzte Astuccio die fast ausgelassene Laune des Grafen, dessen gepuderte Perrücke vor Lachen hin und her wackelte, ihn auf die Ueberraschung vorzubereiten, die seiner außerdem noch in Rom wartete. Astuccio hatte diese schwierige Aufgabe übernehmen müssen. Er hatte den jähzornigen kleinen Mann, wirklich einen Pantalon der alten Komödie,

nach ungefähren Andeutungen, die ihm von seinem etwas einsilbigen Plaudern gegeben wurden, das, was geschehen war, selbst errathen lassen.

Das Unglück wollte, daß Astuccio mit diesen seinen Andeutungen erst da auf dem Höhepunkt der Enthüllung, die sich zuletzt von selbst machen mußte, angekommen war, als die stattliche Carrosse, die im Eilfluge vom grünen Sabinergebirge hinunterfuhr in die öde Campagna, beinahe dicht vor seiner eigenen Villa auf der Via Appia stand.

Unter allen Umständen pflegte sich Graf Papello sonst an dieser Stelle in die Kissen des Wagens zu drücken, das Fenster des Schlages ganz zuzuziehen und rascher noch als bisher, fahren zu lassen.

Dießmal aber rief er dem Kutscher ein gellendes Halt! zu, sprang mit kirschrothem Angesicht aus seiner Kutsche und flößte dem Bedienten wie dem Wagenlenker einen wahren Schrecken ein. Die Worte: „Was? Luigia ist hier? Aus dem Kloster — entflohen? Und mit Bewilligung meiner Frau —?“ erstarben ihm auf den Lippen. Alle seine Späße, die er mit den Edelleuten aus Sachsen vorhatte, schienen plötzlich vergessen zu sein.

Noch jetzt findet man an der ehemaligen Villa Papello jene vier Obelisken, die der Graf einige Jahre

vor unserer Begebenheit vor dem Portal derselben hatte aufstellen lassen. Sogar die Weltkugel lag auf ihnen von Marmor abgebildet. Selbst diese viermal. Es sah förmlich freimaurerisch aus, dieses Thor, durch das der wild gewordene Intendant in die Zimmer seiner Gattin stürmte, aber als das Bild des vollkommenen Gegentheils der behutsamen Weisheit und der sich selbst beherrschenden Leidenschaft der Freimaurer.

Noch fand der Graf seine Gattin halb im Negligée. Die Sonne deutete schon auf die Höhe des Mittags. Dennoch machte die Gräfin eben erst Toilette, war aber der Vollendung derselben ziemlich nahe gekommen.

In solcher Situation war Gräfin Papello niemals aufgelegt, Vorwürfe zu empfangen. Sie hatte dann, in Wirklichkeit und auch figürlich genommen, Stecknadeln im Munde. Jeder Aerger schien ihr ein Attentat mit der Absicht, sie vor Aerger zum Verschlucken derselben zu bringen.

„Was muß ich hören, Madame! Ihre Tochter ist aus dem Kloster entflohen —?"

„Welche Sprache, Herr Graf! Wessen beschuldigen Sie meine Tochter? Entflohen —!"

„Sie wagt es hieher zu kommen ohne meinen väterlichen Consens —?"

„Sie hat den Consens der Mutter! Den Ihrigen

würde ich nachgesucht haben, wenn es sich um Ihren Sohn gehandelt hätte —"

„Ha! Die Schwäche Ihres Herzens konnte den kindischen Klagen dieser beiden Mädchen Gehör geben —?"

„Ich bin eine Mutter, die, o gewiß, gewiß, für das Glück ihres Kindes eine Schwäche zu verrathen wagt! Uebrigens war die Begleitung der jungen Unglücklichen eine so ausgezeichnete, daß sie sich, Herr Graf, glücklich schätzen sollten —"

„Was — ? Wie — ? Wer — ? Begleitung — ? Worüber glücklich —?" schrie der Graf. Aber in diesem Augenblick wurde die Frau Professorin Sacraratazzi gemeldet. „Aha!" rief er mit einem förmlichen Wuthanfall und wollte der Gemeldeten entgegenstürmen. „Ist das die — von welcher Sie mir — ? Wo ist sie — ? Wie? Dieser Person vertrauten Sie unsre Ehre — ?"

Die Gräfin hielt den Wüthenden zurück. „Graf—!" sagte sie mit unterdrückter Stimme, aber mit voller Geltendmachung ihres festen Entschlusses, jede Kränkung dieser ihr unendlich werthgewordenen Dame (seit drei Tagen hatte sich die Freundschaft noch enger geschlossen) auf's Empfindlichste zu ahnden. „Ich erwarte von Ihnen keine Uebereilung! Diese Dame verdient die Egards einer Fürstin—"

„Pah! Pah! Lassen Sie mich!" rief der Zornentflammte und stürzte zur Thür hinaus.

Im Empfangszimmer, einer mit enkaustischen Gemälden geschmückten Rotunde, die ein schönes, von oben herabfallendes Kuppellicht hatte, und auf einem hohen Lehnsessel saß die in einem Miethwagen, der noch vor den vier Pyramiden mit den Weltkugeln stand, gekommene Wittwe von Bologna. Astuccio hatte schon seine Gönnerin, die ihn mit vieler Herablassung und eigentlich gesagt recht kühler Grandezza wieder begrüßt hatte, darauf vorbereitet, daß sie jetzt auf eine Scene gefaßt sein könnte. Unentschlossen hatte sie noch einen Augenblick geschwankt ob ihre schüchterne edle Weiblichkeit es wagen sollte, einem so toll Erzürnten gleichsam in's dargehaltene Messer zu rennen. Sie wagte es. Als sie sich in einem der auf den Corridoren angebrachten Spiegel erblickt hatte, ihre schlanke Gestalt, das halbverschleierte Antlitz gemustert, einen rauschenden gelbseidenen Reifrock, den sie trug, gestrichen, ihren mächtigen Fächer, den sie mit graziöser Handbewegung dirigirte, geschwungen hatte, traute sie sich die Kraft zu, den Wüthenden zu besänftigen. „Er soll nur kommen —!" sprach sie vor sich hin.

„Wie, Signora," fuhr sie der Graf an, ohne das mindeste Zeichen von Begrüßung gegeben zu haben, „Sie haben es gewagt, ohne meine Einwilligung meine Tochter aus dem Kloster zu entführen —?"

„Ich that es, Herr Graf," sagte die Dame und

sprach dies entscheidende Wort mit einer Bewegung der Hand, die den Intendanten, als wenn sie hier zu Hause gewesen wäre, einladen sollte, sich zu setzen; „ich that es aus Bewunderung vor der mütterlichen Weisheit, die dafür Sorge hatte tragen wollen, die Ehre ihres Hauses zu schützen —"

„Haha! Die Ehre meines Hauses! Welche Ehre? Worin konnte die Ehre meines Hauses verletzt werden?" fragte der Graf, schon stutzig geworden durch die Einladung zum Sitzen in seinem eigenen Hause.

„Darin, Eccellenza, daß Ihre Contessina Tochter und die Markesina Agnese Tremelli sich im entgegengesetzten Falle eigenmächtig aus dem Kloster geflüchtet und in Gefahren gestürzt haben würden, welche die Weisheit und Weltkenntniß Eurer Excellenz zu beurtheilen im Stande sein werden —"

„So? So? Meinen Sie? Sie bangten für die Tugend meiner Tochter —!" rief der Graf, noch mehr durchkreuzt durch die wohlgesetzten Reden. „Man würde, denk' ich, die Flüchtigen wieder eingefangen haben —"

„Eingefangen! Die Flüchtigen —! Welch' ein Bild, Herr Graf! Eingefangen zwei edle, liebliche Geschöpfe, reizende Erscheinungen, würdige Abkömmlinge ihrer Eltern, Ihrer im Grabe ruhenden Schwester, zwei Wesen wie Engel, und diese sollten in Widerspruch gesetzt werden mit Allem, was

wir am Auftreten und der äußern Erscheinung unseres Geschlechtes nur zu sehen wünschen müssen —! Die Bahnen der Frauen, Herr Graf, müssen geregelte sein! Wo Eltern bemerken, daß ihre Kinder davon abzuweichen drohen, da müssen sie lieber im ersten Augenblick den Leidenschaften derselben —“

„Was —? Nachgeben —? Wie — Signora? Damit nur der Anstand gewahrt wird? Das wäre die Weisheit, die Sie meiner Gattin so dringend empfohlen haben —?“

„Niemals hatte ich Kinder, Herr Graf,“ sprach die Wittwe ausweichend und im Verfolgen ihrer Absicht, dem Grafen ihre Unerschütterlichkeit zu zeigen, doch beschämt zur Erde blickend; „aber ich verstehe mich auf die Erziehung. Den Willen der Jugend muß man biegen, nicht brechen, Herr Graf. Diese Reise mit den jungen Damen ist mir unvergeßlich, und ich glaube, sie wird es auch den jungen Damen bleiben. Die Gespräche, die wir im Wagen führten, sind gewiß nicht auf dürres Land gefallen. Wir übten uns unterwegs fleißig in den Sprachen. Die jungen Damen wollten mich immer nur liebkosen, immer nur scherzen und tändeln, aber ich berührte die Gegenstände der Philosophie, vor allem der Moral. Auch habe ich versucht, sie mit den Gesetzen der Schönheit bekannt zu machen und sie für das Wirken des Herrn Grafen, für seine

Stellung in der Welt der schönen Künste empfänglich zu stimmen —"

Der Graf vermochte kaum noch etwas zu erwiedern. Er stand verdutzt auf, um sich dem Erguß dieser Suada zu entziehen.

„Die Wirkung dieser Reise war so außerordentlich groß," fuhr die beredsame Sprecherin fort, „daß mein Vorschlag, das Haus der Eltern nicht sogleich zu betreten, volle Zustimmung bei beiden lieblichen Damen fand, ja sich sogar eine Stimmung bei ihnen kundgab, im Agnesenkloster, wohin ich sie brachte, gänzlich zu bleiben."

„Hoho! Das wäre —!" rief der Graf, den die Sprecherin aus einem Gedanken in den andern trieb und jetzt auf eine Vorstellung brachte, die nicht im mindesten die seine gewesen war. „Ich bitte mir denn doch aus —"

„Die Liebesglut der jungen Herzen hat sich gemildert. Eine Reise wirkt auf jeden Schmerz zerstreuend. Und nun wissen ja auch die lieben Engel, daß die jungen Männer, die ihnen den Kopf so verwirrten, bestimmt sind, in den geistlichen Stand zu treten. Fahren Sie getrost nach dem Agnesenkloster, Herr Graf! Hören Sie mit mildem Herzen, wie man Sie um Verzeihung bitten wird! Ihr Herz wird zu Thränen gerührt werden, wenn Sie diese Sprache der Bescheidenheit hören, diese Beschämung, diese Entsagung, die vielleicht für ewige Zeiten —"

„Halten Sie inne, Madame —!“ rief der Graf, aber er konnte selbst nicht weiter. Seine Einwendungen verstummten. Nicht die Worte allein, die aus dem Munde der fremden Dame kamen, fesselten ihn, in noch höherem Grade that es ein gewisses Etwas im Wesen und im Aeußern der Wittwe, das er sich nicht zu erklären vermochte. Die Worte, die sie sprach, standen im vollsten Widerspruch mit den Manieren der Sprecherin, ihren Geberden, mit dem Eindruck, den ihm Signora Sacraratazzi machte. Die Dame war nicht mehr jung, das sah er wohl, aber sie war beinahe — kokett zu nennen. Ihre Augen schienen noch auf Eroberung auszugehen oder warum funkelten sie so seltsam, wenn sie aufgeschlagen wurden? Warum wurden die glühenden Flammen meist so vorsichtig zu Boden gerichtet? Warum verbarg sich diese Predigerin von so viel Moral fortwährend hinter ihrem Fächer und beschäftigte sich mit den Blumen, den Schäferscenen, die auf dem Elfenbein, woraus er bestand, abgebildet waren?

Schon fühlte sich der Graf versucht, der Dame etwas näher zu rücken, als sich plötzlich die Thüre öffnete und seine Gemahlin hereinrauschte. Die Toilette derselben war beendet.

Jetzt war aller Widerstand gebrochen. Die Frage seiner Gemahlin: „Nicht wahr, Signora Sacraratazzi

weiß zu bezaubern —?“ blieb ohne eine deutlich artikulirte Antwort von seiner Seite. Er murmelte etwas „in den Bart“, den er nicht trug, etwas, das wie Zustimmung klang, versetzte sich in die ihm an sich willkommene Vorstellung, daß seine Gemahlin durch diese neue Bekanntschaft, durch ihre Tochter und deren Freundin, ausreichend beschäftigt und von seinen eigenen Lebenswegen abgezogen sein würde; er hörte auf den Vorschlag, der sogar dahin gemacht wurde, die Wittwe aus Bologna ganz bei den Mädchen zu lassen und das Kloster und jedenfalls das Statut seiner Schwester zu umgehen, und bereitete allmälig den Rückzug vor. Er mußte letzteres mit dem Versprechen thun, die jungen Damen, wenn sie sich ihm vorstellen würden, mit Verzeihung, mit Güte und väterlicher Milde zu empfangen. Im Begriff, sich zu entfernen, bedingte er sich nur noch den einen Beweis der Strenge, daß er nicht selbst in's Kloster fuhr.

So wollte denn jetzt die Gräfin nach Trastevere zu jenen Nonnen fahren, die sich bekanntlich mit dem Weben der Bischofspallien der gesammten katholischen Welt beschäftigen, und die einstweilen, der Mutter, einer Dame der höchsten Aristokratie, zu Gefallen, die jungen Fräulein aufgenommen hatten. Die Signora sollte die Mutter begleiten. Als Ort, wo der Vater sein Kind zu umarmen gedenken sollte, wurde der Palast in der Stadt, als die

Stunde das Mittagsmahl bezeichnet. Die sächsischen Edelleute sollten zugegen sein.

Diese waren kaum genannt, so kehrte denn auch der kindische Graf mit vollen Segeln auf seinen Plan zurück. Er kramte ihn den beiden Frauen in ganzer Vollständigkeit aus, erzählte das Mißverständniß auf dem Monte Cölio und weidete sich an dem Eindruck, den sein Bericht auf beide Frauen hervorbrachte.

Schon machte die Gräfin den Scherz: „Sollen wir nicht auch die jungen Studenten einladen, den Grafen Borromeo und den Markese Dolfio —?"

„Nein — nein —" lehnte er streng, doch immerfort lachend ab —

„Vielleicht daß diese selbst die beiden so reizenden Schönen sind.—" äußerte verschämt die Wittwe von Bologna.

„Ha, das wäre noch köstlicher —!" rief der leichtsinnige alte Herr und stand wie Jemand, der über das sonderbare Zusammentreffen der unerwartetsten, aber vortrefflich zusammenstimmenden Dinge kaum zur Besinnung kommen konnte, was ihm äußerlich beinahe so stand, als wollte Jemand niesen und könnte nicht.

„Was ist denn noch?" fragte auch die Gräfin und schämte sich etwas vor ihrer Freundin über ein gewisses Air von unendlicher Etourderie, das in den augenblicklichen

Zügen ihres von ihr seit länger als fünfundzwanzig Jahren ertragenen Ehegemahls lag.

Der Graf befand sich in dem Stadium des Geistes, das wir Denken nennen. Er begann seinen Plan im Detail zu schildern. Mit verstellter Handschrift sollte eine Correspondenz eingeleitet werden, durch welche er hoffte, die beiden Deutschen immer sicherer zu machen. Diese Briefe sollten ab- und zugetragen werden, bis der Augenblick reif wäre, die entzückten Schwärmer auf's neue, aber zu einem bei weitem gesicherteren Stelldichein zu bestellen, wo sie dann — „diese Esel —" warf Signora Sacratazzi — ein — „ja, diese Esel" nahm der Graf das Wort auf „in ihren Dulcineen die leibhaftigen Männer umarmen —"

„Es sind Tröpfe —!" meinte auch die Gräfin, die wenigstens dem dicken Koseritz diese Strafe für die ihr angethane Vernachlässigung gönnte. Sie kam auf die Möglichkeit zurück, daß jene Schönen, in welche sich die Deutschen verliebt hätten, vielleicht wirklich die armen zum geistlichen Stande bestimmten Mailänder wären.

„Die Zahl der im ‚Pariser Olymp' (so hieß die Schlußbelustigung der jungen Jesuitenzöglinge) beschäftigten Göttinnen und Halbgöttinnen ist sehr groß", berichtete der Graf, „und die Zahl der Damenrollen in dem gewählten Stücke des Goldoni: ‚Das Vergnügen auf dem Lande' —"

„Beträgt nur zwei und eine recht böse keifende Alte —“

„Ah!“ sagten Graf und Gräfin zu gleicher Zeit, erstaunt über die Vielseitigkeit der Wittwe und das Zutreffen der Alten auf die von Astuccio genossenen Prügel.

„Ich werde mich erkundigen und dann alles, wie es verabredet, in Scene setzen,“ schloß der Intendant und schüttelte sich vor Lachen über die letzte Scene seiner Komödie, deren Effekt ihm völlig entschieden war, wenn ihm auch noch die nähere Gestaltung im Unklaren blieb. Die Wittwe aus Bologna versprach die gewünschte Mitwirkung. Auf's Zärtlichste wurde sie von Gräfin Papello aufgefordert, ihren Miethwagen zu entlassen und so lange, bis ihr eigener Wagen angespannt sein würde, mit ihr in den schattigen Bosketts des Gartens zu lustwandeln.

Beim Grafen war das Intermezzo des Zorns vorüber. In dem Glauben, gleichsam selbst einmal ein Lustspiel zu schreiben und die Fäden der Intrigue wie der Weltschöpfer in der Hand zu haben, bestieg er seinen Wagen, fuhr in die Stadt und machte sich sogleich daran, durch fingirte Briefe die guten ehrlichen Deutschen immer mehr in eine beklagenswerthe Verwirrung zu bringen. Für alles Andre in der Welt hatte er vollkommen die Besinnung verloren.

## VI.

Ueber die Bedeutung des Theaters kann man nichts Schöneres schreiben, als Benedict XIV. in seinem berühmt gewordenen Briefe an Scipio Maffei gethan hat. Wahrlich eine seltsame Umkehr der Zeiten —! Im vorigen Jahrhundert suchte sich der römische Stuhl so sehr „an die Spitze der Bewegung" zu stellen, daß ein geistvoller französischer Autor wagen konnte, auf Grund dieser Thatsache einen Briefwechsel zwischen Clemens XIV., dem zweiten Nachfolger Benedicts, und dem italienischen Komiker Carlo Bertinazzi zu erfinden. Und für einen Ausgleich mit den viel ernsteren, viel tieferen Ideen unseres Jahrhunderts hat sich Rom noch immer keine Form finden können —!

Cardinal Archinto war ein Theilnehmer der geistvollen Gespräche gewesen, die der mehrgenannte Papst Benedict XIV. mit erleuchteten fremden Staatsmännern, durchreisenden Gelehrten, aufgeklärten Priestern, wie dem Prälaten Bouget, über die Gesetze der dramatischen Kunst, die Literatur im Allgemeinen, ja über beide in ihren

einzelnen Besonderheiten führte. Vom Sonett hat dieser witzige Papst gesagt: „Die Franzosen sind in dieser Dichtungsform zu schüchtern, die Italiener darin zu verwegen." Denn jeder Barbier in Italien versucht sich in Sonetten.

Das Theater des Cardinals Archinto konnte einer öffentlichen Bühne den Rang streitig machen. Es lag im Hinterhof seines glänzenden Palastes an der Ripetta und entfaltete einen Luxus wie die kleine Bühne Ludwig's XIV. in Versailles. Die Logen, deren es in drei Rängen gab, waren wie Muscheln geformt. Ueber jeder flammte ein Bouquet von Wachskerzen. Der Vorhang der Bühne war von einem Meister gemalt. Die Decorationen, die Maschinerieen zur Verwandlung entsprachen den Anforderungen des guten Geschmacks, wenn sie auch über die Bedürfnisse des Conversationsstücks und des pathetischen, meist antiken oder biblischen Dramas nicht hinausgingen.

Es war um die Mitte des September. Eine glänzende Gesellschaft wohnte den Festlichkeiten bei, die durch die lange vorbereitete, vielfach repetirte und einstudirte Vorstellung eines Goldoni'schen Lustspiels und des Pasticcios: „Der Olymp in Paris" vom Abbate Fringilla eingeleitet werden sollten. Nirgend herrscht mehr Ausgelassenheit oder, richtiger gesagt, trotzige Verwilderung im Theater als in Rom. Im vorigen Jahrhundert gaben

die Abbates im römischen Parterre den Ton an. Auch bei Cardinal Archinto, wo alle Logen von Prälaten, Nobili's und schöngeschmückten, mit Brillanten besäeten Damen vom Adel, diplomatischen Corps und aus der Fremde besetzt waren, herrschte eine Heiterkeit, die noch über die natürliche Anregung durch den Witz des Lustspiels und die vorausgesetzten burlesken Späße des travestirten Olymp hinausging. Wunderlicher Gegensatz, sich dabei die aufrichtige Andacht und das beinahe permanente Gebet des noch in Castel Gandolfo verweilenden Oberhaupts der Kirche zu denken —!

Die Wahl des ersten Stücks machte dem Geschmack der Herren Jesuiten Ehre. Aber man sagte, es sollte der regierende Cardinal selbst gewesen sein, der diese Wahl getroffen hatte. Reichlich belohnte sich dieser Vorzug, den der hochgebildete Staatsmann einem unermüdlich strebsamen Dichter, der mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, gegeben; denn seit einigen Tagen war Goldoni — selbst in Rom erschienen, in Begleitung seiner reizenden jungen Frau — — Er hatte, wie der Dichter in seinen Memoiren erzählt, Empfehlungsbriefe an Seine Heiligkeit von einem Neffen des Kirchenfürsten mitgebracht und war in Folge dessen sogleich zur Audienz gelassen worden, wobei ihm, dem Virtuosen der Komik, selbst ein komischer Zufall begegnete. „Als ich dreiviertel Stunden," erzählt Gol=

doni (II. 296), „Seiner Heiligkeit von ihren Neffen und Nichten in Venedig und Padua erzählt hatte, ergriff dieselbe eine auf ihrem Tisch befindliche Klingel. Das war das Signal meiner Entlassung. Indem ich mich zurückzog, machte ich meine Verbeugungen und sprach meine Danksagungen. Aber der heilige Vater schien noch etwas vorzuhaben. Immerfort hustete er, sah mich an, bewegte seine Füße, seine Hände, aber er sagte nichts. Ich, ganz verblüfft von der Ehre, eine so lange Audienz genossen zu haben, merkte nicht, worauf es ankommen sollte. Was hatte ich Unbesonnener gethan? Ich hatte vergessen, dem Nachfolger Petri die Füße zu küssen! Das Beste ist aber, daß ich schon halb fort war, mich plötzlich besinne, nun erst wieder umkehre, niederkniee und das Versäumte nachhole —! Clemens XIII. gab mir seinen Segen, und versteinert über meine Dummheit, höchst erbaut aber von der mir bewiesenen Nachsicht, entfernte ich mich." Diese Geschichte vom versäumten und doch noch nachgeholten Fußkuß war in ganz Rom bekannt geworden. Heute erwartete man den Dichter auch im Theater des Cardinals. Doch hatte er, da ein Stück von ihm selbst gegeben wurde, gebeten, so wenig sichtbar werden zu dürfen als möglich.

Unter den Geladenen befanden sich auch die sächsischen Cavaliere, beide im glänzendsten Costüme mit vergoldeten

Degen, Federhüten und sogar schon mit einem grünen Orden rundherum um den Hals. Sie hatten diesen kursächsischen Schmuck zu ihrer Einführung für nöthig gehalten. Koseritz trug eine prachtvolle Weste von Goldbrokat, die eigentlich zur Garderobe seines Zöglings, des Grafen, gehörte. Aber er hätte noch mehr von den Kleidern des schmächtigen Mosewitz entlehnen dürfen, denn er war seit einiger Zeit auffallend mager geworden.

In der That war das eine Folge der Intriguen ihres boshaften Wirthes. Dieser konnte mit ihnen fahren und reiten, die Museen besuchen und bei den Cardinälen zu Mittag speisen und foppte sie dabei unausgesetzt mit seinem consequent durchgeführten Spaß, an dessen Wirkungen er sich königlich weidete. Diese Wirkungen waren Zerstreutheit und Melancholie bei Mosewitz, Mangel an Appetit und Durst bei Koseritz. „Was ist Ihnen nur, meine jungen Freunde?“ konnte der alte Sünder mit der größten Bosheit fragen. „Haben Sie ein Liebesabenteuer? Sind die Nachrichten aus Ihrer Heimat trübe, oder was mißfällt Ihnen so sehr in unserm allerdings gegen Dresden gehalten höchst langweiligen Rom —?“ Es mißfiel jedoch den um ihr Vaterland nach damaliger Weltanschauung wenig nachhaltig bekümmerten Edelleuten durchaus nicht in Rom. Im Gegentheil, sie schwelgten in Entzücken. Sie hatten eine geheimnißvolle Correspondenz, und die Stunde

kam immer näher, wo von den zartesten Händen ihren heißen Wünschen die endliche Erhörung versprochen worden war.

Denn jene zierlichen Billette, die ihnen nach und nach zukamen, sprachen zwar für den Augenblick von einer zu gefahrvollen, zu sehr bewachten Lage, von Vormündern und Erzieherinnen, die wie Tyrannen gegen sie verführen, aber mit dem Beginn der „Conversationen“ würde, hieß es, alles anders werden, da versprächen sie aus ihrem Dunkel hervorzutreten und sich innerhalb der Gesellschaft, wo Gelegenheit genug zum Begegnen gegeben wäre, vor ihren beiden angebeteten Rittern zu demaskiren. So beglückte die beiden Fremdlinge die süßeste Hoffnung. Aber sie verzehrten sich dabei, eben durch die aufreibende Erwartung. Diese Briefe versprachen ein Abenteuer, dessen Süßigkeit sich in ihren Vorstellungen immer mehr steigerte, ja eine Erinnerung für's ganze Leben zurücklassen zu wollen schien.

Natürlich hatten die Freunde an jenem Ort, wo ihnen ein so unvergeßlicher Eindruck zu Theil geworden war, Nachforschungen genug angestellt. Der Umfang der betreffenden Ringmauer war endlos und zu gleicher Zeit nach italienischer Weise so hoch, daß sie zu keinem entscheidenden Ergebniß gelangten, das sie irgend befriedigte. Allerdings erfuhren sie von den Nachbarn, daß diese ganze

Besitzung jetzt den ehrwürdigen Vätern vom Collegio Romano eingeräumt wäre, den Professoren der römischen Universität, die bekanntlich nur eine Beigabe zum großen Collegium der Jesuiten ist. Aber leicht möglich, daß noch andere Gebäude in dem großen Bezirke lagen, der aus kleinen Hügeln und Thälern, die sich wellenförmig hoben und senkten, bestand. Sie umgingen das Terrain, das keinen Ueberblick auf Einmal gestattete, von allen Seiten, suchten auch durch eine, wie es schien, allgemeine Pforte zu gelangen, wurden aber, wie sie schon hätten voraussetzen können, sofort zurückgewiesen. Denn eine Erlaubniß zum Eintritt mußte erst in der Nähe der von Marmor und Gold strotzenden Kirche Al Gesu mit vielen Weitläufigkeiten gelöst werden. So vertrauten sie denn den Briefen, in welchen ihnen gesagt wurde, daß sie jetzt jede weitere Forschung unterlassen sollten; die Verhältnisse wären einer näheren Bekanntschaft jetzt nicht günstig; sie würden sich jedoch ändern und die Stunde nicht zu weit hinausrücken, wo ihre Freundinnen hofften, an einem verschwiegenen Orte mit den beiden so liebenswürdigen Cavalieren zusammenkommen zu können.

Kurz vor dem Schauspiel war folgender Brief eingelaufen:

„Süße und bis in den Tod geliebten Freunde! Die Stunde der Erfüllung unserer heißesten Sehnsucht hat ge-

schlagen! Der tiefe Eindruck, den Eure ritterliche Haltung und männliche Schönheit wie auf alle vornehmen Damen Roms, so auch auf uns unglückliche Opfer eines schändlichen Familiencomplotts gemacht hat, soll Euch jetzt von Auge zu Auge, von Mund zu Mund kund werden! Besuchet die Feste, die unser Cardinal Archinto gibt! Dort dürfen wir Euch sehen und von Euch gesehen werden! Erst werden wir uns nur stumm und verschwiegen Euch verständlich machen! Seid um aller Heiligen willen vorsichtig im Erkennen unsrer Personen! Wohnt Ihr aber der Vorstellung im Haustheater des Cardinals bei, so wählt, dies beachtet ja, eine der Logen 13, 14 oder 15. Ein verschwiegener Bote wird Euch dorthin einen Schlüssel bringen, mit welchem Ihr, wenn die Vorstellung vorüber ist, von der Straße hinter der Ripetta in den Garten des Cardinals gelangen könnt. Dort im ersten Pavillon links vom Eingange — erwarten Euch — Eure glücklichen Freundinnen."

„Man sieht da," hatte sogleich Koseritz nach seinem scharfsinnigen Ingenium gesagt, „einen offenbaren Zusammenhang mit den Geheimnissen irgend eines hochstehenden Prälaten, und ich denke, ich weiche nicht zu sehr von der Wahrheit ab, wenn ich behaupte, es sind — zwei Nichten des Cardinals Archinto selbst, deren leidliche Freiheit erst beginnt mit Eröffnung der Saison —"

Mosewitz hatte nichts gegen diese Vermuthung einzuwenden und trug nur Sorge, daß ihnen wirklich, natürlich durch Vermittelung des Grafen Papello, eine der bezeichneten Logen eingeräumt werden mußte. Sie erhielten Nr. 14.

Als unsere beiden Elbflorentiner in dem rauschenden Theatersaal saßen, blickten sie mit scharfen Gläsern nach allen Seiten hin und suchten die Züge jener Schönen zu entdecken, die sich Jeder von ihnen leidlich tief eingeprägt, mehr noch durch die Phantasie ergänzt hatte. Graf und Gräfin Papello winkten ihnen auf's allerfreundlichste ihren Gruß hinüber vom anderen Ende des Balkons. Von allen Seiten bemerkten sie Bekannte, auch Mitglieder genug des diplomatischen Corps. Unter dem Blütenflor der römischen Jugend fehlten allein — die beiden lieblichen Erscheinungen Luigia Papello und Agnese Tremelli.

Bald nach ihrer Ankunft in Rom waren diese beiden jungen Wesen in die tiefste Betrübniß versetzt worden. Nicht nur, daß sich nach einem Besuche des Abbate Fringilla bei ihrem Vater die Kunde von dem festen Vorsatz der borromäischen Familie, den jungen Grafen und seinen Vetter, Markese Dolfio, dem Priesterstande zu überantworten, bestätigt hatte, es wurde ihnen auch der Schmerz zu Theil, sich plötzlich von Signora Sacraratazzi ganz verlassen zu sehen. Sie hatten in der That diese Dame

auf ihrer Reise, wie die Mutter und beinahe schon der Vater, lieben gelernt. Schon auf der Reise war die Treffliche die Anmuth, die Gefälligkeit und der Witz selbst gewesen. Nach jedem Morgen, wo die Wittwe aus einem Cabinet getreten war, das sie immer für sich allein oder nur mit ihrem Kammermädchen Zulietta einzunehmen pflegte, und ihre Toilette gemacht hatte, gehörte sie ganz ihren Begleiterinnen, hielt deren weiche Händchen in ihrem Schooß und wußte ihnen die unterhaltendsten Geschichten zu erzählen. Und darin hatte die Signora vor dem Vater Luigia's keineswegs die Wahrheit gesprochen, daß sie sich in ihrer Leidenschaft für die jungen Anbeter von Venedig gemäßigt hätten. Im Gegentheil! Gerade jene gewisse Zweideutigkeit, jene gewisse Heimlichkeit im Wesen ihrer Reisebeschützerin, die ebenso für die Mutter, wie besonders für den Vater so fesselnd geworden war, hatte auch ihre Herzen in noch viel mehr gesteigerte Verwirrung gebracht. Nur mit dem größten Widerstreben waren sie im Kloster jenseits der Tiber abgestiegen und hatten sich über diesen Aufenthalt erst beruhigt, als sie sich überzeugten, daß hier keine Pensionärinnen erzogen wurden. Dann hatte sie die Mutter und Signora Sacraratazzi abgeholt, hierauf erhielten sie auf der Via Appia die Verzeihung des Vaters, erneuerten die flüchtige Bekanntschaft der sächsischen Edelleute — ohne jede Geneigtheit, auf gewisse Andeu=

tungen der Eltern einzugehen — erfuhren zu ihrem tiefsten Herzenskummer die Bestimmung ihrer glühenden Verehrer, die Einsperrung derselben bei den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu — nun noch einige leidlich glückliche Tage der Zerstreuung mit der Wittwe von Bologna — da mußte ihnen und nicht minder den Eltern vom launenhaften Schicksal der tückische Streich gespielt werden, daß Signora Sacraratazzi plötzlich verschwunden war —! An einen Unglücksfall konnte man nicht denken. Einige Abschiedszeilen, welche die plötzlich so geheimnißvoll gewordene Dame hinterlassen hatte, dankten für das geschenkte Vertrauen. Nicht eine Sylbe deutete an, wohin sich die liebenswürdige Freundin begeben hatte. Die Thränen der jungen Mädchen vereinigten sich mit dem Schmerz der Mutter und mit dem Staunen des Vaters. Der Letztere war sich vielleicht bewußt, in seinen Beweisen von Dankbarkeit und Vertrauen zu dieser Dame weiter gegangen zu sein, als die durchaus tadellose sittliche Haltung dieser ehrbaren Wittwe gewiß gern gesehen. Aber darum konnte sie unmöglich Rom so schnell wieder verlassen haben. Noch lange nicht waren die jungen Mädchen über dies Verschwinden getröstet und vorläufig verweigerten sie, jenen Festlichkeiten bei Cardinal Archinto beizuwohnen. Der Gedanke, ihre treulosen und manchmal beinahe gehaßten Anbeter auf der Bühne zu sehen, wol gar heiter

und ausgelassen, Scherze, wenn nicht gar Possen treibend, nein, dieser war ihnen in so hohem Grade zuwider, daß sie hartnäckig abschlugen, sich der Mutter, sich der Tante anzuschließen.

„Sagtest Du nicht etwas —?“ beliebte nach dem ersten Akt des mit Jubel aufgenommenen Goldonischen Lustspiels Koseritz zu seinem Zögling Mosewitz zu äußern.

„Ich? Ich glaubte, Du hättest im Gegentheil mich etwas gefragt —!“ antwortete dieser und griff mit der größten Zerstreutheit nach einem der Gläser Sorbet, die im Zwischenakt von gallonirten Bedienten gereicht wurden, und hielt dasselbe vor Zerstreuung so lange in der Hand, bis es zu Orangenwasser geschmolzen war. Statt es zu essen, trank es nun Koseritz mit kurzem Proceß.

Im zweiten Akt sahen sich die Freunde noch mehr zerstreut an. Und als man ihnen im dritten (das genannte Lustspiel zählt drei Akte) wirklich einen Schlüssel auf dem Servierbrett neben dem erneuerten Sorbet zurückließ, griff wenigstens Koseritz schon an seinen Degen.

„Laß! Laß!“ sagte Mosewitz beschwichtigend. „Mach' nur jetzt keinen Aufruhr —“

„Das ist die nichtswürdigste, empörendste Spiegelfechterei, die man sich mit uns erlaubt hat —!“ rief Koseritz ganz laut, zum Glück in deutscher Sprache und deßhalb den Nachbarn unverständlich.

Mosewitz riß mit zitternden Händen den Schlüssel an sich, den Koseritz im Begriff war auf die Bühne zu schleudern. Er saß ihr dafür nahe genug.

„Wer uns diesen Streich gespielt hat, diese Schurkerei, der soll es mit seinem Leben bezahlen —!“ sprach Koseritz mit den Zähnen knirschend und eingedenk der tapferen Hiebe, die seine Klinge in Leipzig und Jena auf der Mensur auszutheilen verstanden hatte.

Der nächste Vertraute der Wuth, sich in zwei Studenten verliebt zu haben, die da soeben auf der Bühne, man sah es ja deutlich, der Eine eine junge Dame, Donna Vittoria, der Andere die Dame Donna Hyacintha spielten, mußte ohne Zweifel Graf Papello werden. Gerade von diesem erwartete man sowohl nähere Aufklärung über den gespielten Streich, als eine Theilnahme, die sich ihnen anschloß, weil sich der Graf in einer Mißhandlung seiner Gäste selbst hätte verletzt sehen müssen.

Anfangs hatte der Graf mit ungemeiner Heiterkeit bald auf die Leistungen der Studenten, bald auf die sächsischen Cavaliere geblickt. Im Verlauf des Abends jedoch war er, wie den Letzteren selbst aufgefallen war, bedeutend ernster geworden, steckte oft den Kopf mit seiner ebenfalls wie angedonnerten Gemahlin zusammen und warf sich auf dem Fauteuil seiner Loge hin und her.

„Es ist der Aerger über den Erfolg Goldoni's!“

sagte Koseritz, als ihm die Identität der Donna Hyacintha mit jener im Abenddunkel gesehenen und mit ihm durch den zärtlichsten und geradezu Alles versprechenden Briefwechsel verbundenen Schönen noch nicht ganz so eingegangen war, wie nach dem dritten Akt. „Er hat sich in Venedig für Goldoni's Gegner, den Grafen Gozzi und die Beibehaltung der alten Stegreifkomödie erklärt —!"

Als es dann gar rechts und links hieß: „Goldoni ist anwesend —!" und in der That der berühmte Dichter, der von Loge zu Loge, von Cardinal zu Cardinal, Gesandten zu Gesandten gerufen wurde, im Saale persönlich auftauchte, da ward ihnen der plötzliche Ernst ihrer Gastfreunde aus dem Neide, aus dem Aerger und seiner Beschämung erklärlich.

Aber auch die Beschämung der beiden Sachsen war so groß, daß sie nicht einmal in die Corridore zu treten wagten, durch welche die Menge nach Beendigung des ersten Stückes hin und her wogte, reichgekleidete, von Brillanten strahlende Damen, Prälaten in langer und kurzer Robe, Priester mit rothen oder violetten Strümpfen, Malteser- und Rhodiser-Ritter mit mächtigen Kreuzen auf ihren phantastischen Uniformen, eine förmliche Maskerade, beinahe ganz so buntscheckig, wie die, welche nun noch als Dessert auf der Bühne gespielt werden sollte.

„Aber sonderbar," bemerkte jetzt Graf Mosewitz, der

sich vor Verlegenheit kaum zu fassen wußte und wie mechanisch den Schlüssel in der Hand hielt und ihn betrachtete, „der Graf gehört ebenfalls zu denen, die sich nicht in die Corridore begeben! Weiß er denn von unserem Abenteuer —? Komm', wir entdecken uns ihm! Und was die Schurkerei betrifft, ich bin versucht, die Einladung auf diesen Schlüssel anzunehmen —“.

„Das geschieht auf alle Fälle —!“ sagte der tapfere Koseritz. „Doch fahren wir erst nach Hause und holen uns unsre Pistolen —“

Indem trat plötzlich und zu ihrer höchsten Ueberraschung dieselbe Gestalt, die man ihnen den Abend über als Goldoni, den glücklichen Autor des mit so viel Beifall überschütteten Stückes bezeichnet hatte, in ihre eigene Loge, verbeugte sich respektvoll vor den höchlichst Ueberraschten, die sogar ein Verdacht überfiel, der Dichter könnte mit dem bösen Scherz, den man sich mit ihnen erlaubt hatte, in Verbindung stehen, und sprach die überaus höfliche und sie vollends verwirrende Bitte aus:

„Eure Eccellenzen würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir den Schlüssel, den sie soeben erhalten haben, für einige Stunden — abtreten wollten —“

Verwundert sahen die jungen Landsleute einander an, standen auf und setzten sich wieder und — „Sie wissen —“ sprachen sie fast gleichzeitig.

„Von einem schändlichen Complott weiß ich, das man sich gegen Sie erlaubt hat — doch ich bitte, die Logen füllen sich, das zweite Stück beginnt — es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen — wenn ich aber den Eccellenzen draußen für einige Minuten —“

Schon folgten die erstaunten Cavaliere. Draußen rannte soeben Alles durcheinander. Klingeln erschollen. Dies deutete an, daß sich die Darsteller der zweiten Pièce in ihren Garderoben beeilen sollten. Schon hatte eine burleske Musik begonnen, die den erwarteten Scherz charakteristisch einleiten sollte. Im Vorübergehen wurde Goldoni, der seinerseits selbst eine stattlich gekleidete, in purpurrothem Sammetrock mit Silbertressen leuchtende Erscheinung war, unausgesetzt von Herren und Damen, Priestern und Laien immer noch begrüßt und beglückwünscht.

Goldoni führte die Fremden in einen der geöffneten, später zum Spiel und Soupiren bestimmten, bereits von Wachskerzen hellstrahlenden Säle und sprach:

„Signori! Ich bin Goldoni —! Ich entferne mich aus dem Saal, weil man ein Stück spielt, das im Charakter der Richtung gedichtet ist, die ich bekämpfe! Die Studenten haben einen Plan vorgezeichnet bekommen, ich höre von Abbate Fringilla, und führen jetzt jeder auf eigene Faust seinen Part durch. Es wird ein schönes

Chaos werden —! Cardinal Archinto will mich der Ehre würdigen, mir nach der Vorstellung seine Ansichten über die schwebende Streitfrage der italienischen Bühne kund zu geben. Bis dahin möchte ich von diesem Schlüssel einen Gebrauch machen, der Euern Eccellenzen für den Scherz, den man sich mit ihnen erlaubt hat, die vollständigste, ja eine Sie auch gewiß im höchsten Grade belustigende Genugthuung geben wird —"

Und noch ehe sich die Cavaliere von ihrem Erstaunen erholt hatten, hielt schon Goldoni den Schlüssel in seiner Hand, dankte und entfernte sich mit einem feinen, keineswegs spöttischen, im Gegentheil volles Vertrauen erweckenden Lächeln.

In den Weg traten ihm Graf Papello und die Gräfin. Das Erstaunen, das schon in der Loge auf ihren Mienen sichtbar gewesen war, die Neugier und die Verlegenheit, die sie kaum hatten beherrschen können, hatten die höchste Höhe erreicht und sie aus dem Saale vertrieben. Erstens, was konnte Goldoni mit den sächsischen Cavalieren vorhaben —? Ihn aber darüber, als sie beide, der Graf und die Gräfin, in die Nähe der kleinen Gruppe gekommen waren, anzureden, war keine Zeit gegeben. Denn Goldoni verbeugte sich ihnen kurzweg und sprach mit einer Stimme und mit einem Geberdenspiel, worüber die Gräfin beinahe in Ohnmacht fiel:

„Herr Graf! Ich erstaune, daß Sie sich einer Vorstellung entziehen, die doch so ganz nach Ihrem Geschmack ist! Ich bedaure unendlich, daß man Ihnen zugemuthet hat, von mir ein Stück ansehen zu müssen —! Doch zum Glück spielte ich ja nicht selbst darin. Sie sind daher zum Glück vor den Erinnerungen an die Abende beim Grafen Vidimanni in Venedig bewahrt geblieben —“

Damit verschwand der Dichter. Das gräfliche Paar war niemals so einig in seinen Empfindungen. Ihr „Zweitens“, „Drittens“, das noch zu erledigen gewesen wäre, blieb ihnen in der Kehle stecken.

Die sächsischen Cavaliere waren in ihre Loge noch nicht zurückgekehrt. Sie waren Zeugen des Moments gewesen, wo auch die Gräfin aussah, als wenn sie hätte niesen wollen und nicht könnte.

„Hat Goldoni etwa auch damals eine Dame gespielt —?“ fragte Koseritz, als das gräfliche Paar dem plötzlich verschwundenen und wie mit Blitzeseile dem Ausgang der Säle zugeflogenen Dichter erstarrt nachsah.

„Eine Dame —?“ mußten beide unwillkürlich ausrufen. „Wie kommen Sie auf diese Frage?“ — setzte die Gräfin hinzu.

Schon den ganzen Abend hatte den Grafen und die Gräfin die Erscheinung Goldoni's, seine Gestalt, seine Sprechweise stutzig gemacht. Sie hatten ihn auf der

Bühne beim Grafen Vidimanni nur als einen schmachtenden Amoroso mit langen blonden Haaren, dann in jenen burlesken Verkleidungen als Zahnbrecher, Taschenspieler, Schauspieldirector und Hausirer mit „Neuen Liedern, gedruckt in diesem Jahr" gesehen. Eine persönliche Annäherung hatte damals bei dem Hochmuth des Grafen und seiner Vorliebe für den aristokratischen Rivalen und Gegner des so natürlichen, gesunden, echten Volksdichters nicht stattgefunden.

Die Verwirrung wuchs. Der Graf und die Gräfin glaubten, die leidenschaftliche Art, mit welcher sich ihre deutschen Gäste jetzt gegen die Tollheit, Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, aussprachen, hätte ihren Ursprung gehabt schon in dem Verdachte, daß der böse Scherz, den man sich mit ihnen erlaubt hatte, von ihrem eigenen Freunde und Beschützer ausgegangen wäre.

„Was ist denn? Was ist denn? Was macht Sie denn nur über diese alte heilige Sitte so zornig —?" sprach der Graf stotternd und mit gemachtem Lachen und folgte nur immer den Blicken seiner Gemahlin, die nach dem verschwundenen Goldoni ihren ohnehin langen Hals noch immer länger ausreckte, als müßte sie noch durch das Verhallen seiner Schritte an eine gewisse, für ihren Gatten haarsträubende, für sie selbst — nun plötzlich vollends reizend und pikant gewordene Aehnlichkeit erinnert werden. —

„Was hatten Sie da mit einem Schlüssel — ?“ fragte der Graf voll List und jetzt nur noch erst mit einer dämmernden Ahnung, selbst der Ueberlistete zu sein.

Die jungen Sachsen waren aber noch zu beschämt, um, wie sie anfangs gewollt hatten, ihrem Freunde und Beschützer über den ihnen gespielten Streich reinen Wein einzuschenken. Mit einem von Koseritz nur gemurmelten und nicht sehr auf eine etwaige Neigung, in Rom zu convertiren, deutenden Fluche über Rom, einem Fluche, in welchem sogar das Wappen des heiligen Stuhles, die beiden gekreuzten Schlüssel, vorkam, wandte sich das vierblättrige Kleeblatt dem Theatersaal zu, aus welchem so eben ein schallendes Gelächter den endlichen, und wie man daraus ersehen mochte, den Culminationspunkt des Abends versprechenden Anfang der olympischen Posse bezeichnet hatte.

---

## VII.

Cardinal Archinto, der berühmte Gönner eines Winckelmann und Rafael Mengs, der Sammler der edelsten Schätze in Kunst und Literatur, war schon unter dem verstorbenen heiligen Vater der eigentliche Beherrscher des Kirchenstaats, letzteres in seiner Eigenschaft als Gobernatore von Rom. Der Geschichtsschreiber Benedicts XIV. sagt von ihm: „Kenntnisse, Festigkeit des Willens, eine unglaubliche Liebe zur Wahrheit (amour incroyable [!] pour le vrai), ein glühender Eifer für das Gute, drückten das Wesen dieses Ministers aus. Als er noch Polizeipräsident von Rom war, fürchtete man ihn ebenso wie man ihn bewunderte. Diese Stelle erfordert, wenn man sie gewissenhaft bekleiden will, viel Vorsicht, viel Scharfsinn und Fleiß. Sein Chef, der heilige Vater, sagte von ihm in Lambertini's bekannter geistreicher Weise: ‚Ich müßte zehn Augen haben, um nach allen Richtungen hin Archinto's trefflichen Leistungen folgen zu können. Die Art, wie Andere spielen, ist bei ihm die Art zu arbeiten.

Hätte doch der Kirchenstaat den Ruhm — des preußischen Staates! Wie würde da mein Minister glänzen! Doch ist unsre Ruhe auch nicht übel. Wozu Stürme, wenn man sich wohl befindet!'" — (Vie de Benoit XIV. Paris, 1783, p. 224.) Nämlich dieser vortreffliche Papst schätzte Friedrich den Großen. „Ich kenne diesen Fritz," soll er gesagt haben, „ich kenne seine Gesichtspunkte und Motive. Er wird nicht früher einhalten, bis er sich nicht selbst die Grenzen gezogen hat, die ihm belieben." Jetzt freilich hatte sich das Blatt gewendet. Die neue Regierung an der Tiber bot alles auf, dem bedrängten Oesterreich und namentlich dem geliebten und für die Zukunft noch vielfache Freude für Rom versprechenden Sachsen beizustehen.

So verlangte denn auch der Cardinal, eine majestätische Erscheinung, die Vorstellung der beiden sächsischen Cavaliere. Graf Papello sollte Beide aufführen und in der That nach der Vorstellung wurden sie zum Cardinal berufen.

Unsere beiden braven Landsleute gaben in diesem Augenblick ein treffendes Bild ihres vielgeprüften engeren Vaterlandes. Der vollständige siebenjährige Krieg lag in ihren verdutzten Mienen, die Capitulation von Pirna und die Schlacht von Kesselsdorf. In dem pariser Olymp hatte die Schöne, in welche sich Mosewitz verliebt hatte,

die Venus, die von Koseritz Angebetete die stolze Juno gespielt. Sie wußten es nun, daß Venus Graf Borromeo, Juno ein Markese Dolfio war, flüchtige Begegnungen von den Spieltischen Venedigs, Beide für den geistlichen Stand bestimmt und ohne Zweifel eifersüchtig auf die bevorzugte Stellung, die ihnen erlaubte, im Hause des Grafen Papello mit zwei jungen Damen zu verkehren, denen beide Betrüger in Venedig auf dem letzten Carneval besondere Huldigungen bewiesen hatten.

Cardinal Archinto sprach den jungen trübschauenden Cavalieren die besten Ermuthigungen für die Sache ihres hohen Souveräns und die aufrichtigste Bewunderung vor den Talenten des Grafen Broglio aus. Dann, als sie sich verbeugend abgetreten und aufgefordert worden waren, dem Souper zuzusprechen, das man stehend an einem mit Silber überhäuften Buffet einnahm, und als sich auch Graf Papello, der Vermittler der Präsentation, zurückziehen wollte, rief der Cardinal diesen noch einmal zurück und äußerte:

„Ei, ei, Herr Graf! Was urtheilen Sie denn von diesen abgeschmackten Späßen des Abbate Fringilla? Und dann, was wollen Sie nur mit den phantastischen Dichtungen Ihres Grafen Gozzi, eines Illyriers, wie ich höre? In der That, was ich von diesem Manne gelesen habe, erinnert mich an die so schroff und bizarr gestalteten Ufer

seines Heimatlandes! Stein an Stein, eine Felsenpyramide neben der andern, aber kein einziger grüner Baum —! Nein, nein, das sind keine Poeten, an denen man zum Mäcen werden möchte! Dieser Fringilla —! Erst lachte man über die Götter im Kleide von Versailles, über die Göttinnen im Reifrock. Der Abbate triumphirte — ich kenne seine grenzenlose Eitelkeit von Mailand her. Aber wie lief der große Anlauf aus —! Alles gähnte, Niemand lachte mehr. Das Stück machte vollständig Fiasko und hat mir den ganzen Abend verdorben—"

„Eminenz," stotterte der Graf, „was soll ich sagen? Sind die Leistungen eines Schülers mit denen seines Meisters zu vergleichen?"

„Seines Meisters? Der Ihnen dieser Gozzi erscheint?" entgegnete der Cardinal. „Sie wollen wirklich unsere nächste Stagione den alten Stegreifschauspielern überlassen —?"

„Sacchi ist das größte komische Genie, Eminenz —"

„Das geb' ich zu. Aber sein Genie trägt diese Gattung allein. Wer wird einst Sacchi ersetzen? Und verläßt Sacchi Venedig —? Seine Frau, seine Tochter wollen neben ihm glänzen. Und Sie wissen ja, bei uns —"

Die sächsischen Cavaliere streiften eben an den beiden hochgestellten Männern vorüber, die ihr Gespräch in einem

Cabinet hielten, das man nicht betrat, so lange der Hausherr darin verweilte. Der Cardinal grüßte sie mit einem Lächeln, wie solches auch nur einer römischen Eminenz zu Gebote steht. Es liegt die Anmuth und die Größe der aufgehenden Morgenröthe im Lächeln eines römischen Porporato. Bei alledem wirkte Archinto's Lächeln auf die Cavaliere von der Elbe nicht wohlthuend. Sie hatten die eben gesprochenen Worte des Cardinals vernommen und glaubten, daß sie einen Bezug auf sie selbst gehabt hätten.

„Warum übertragen Sie," fuhr Archinto fort, „die Leitung unserer drei Theater nicht Goldoni? Sie wissen, der heilige Vater achtet Ihre Ansprüche auf die Vorrechte Ihrer Familie. Sie sind der Verwalter dieses Theils der schönen Künste und haben Ihre volle Freiheit. Aber warum verschaffen Sie Rom nicht die Ehre und das Vergnügen, einen Goldoni bei uns wirken zu sehen —?"

„Eminenz;" stotterte der Graf — „wenn, wie Eminenz eben sagen wollten, bei uns die Rollen der Frauen von Männern gespielt werden müssen —"

„Ah," unterbrach der Cardinal, „da ist ja Goldoni selbst! Ich ließ ihn zu einem kurzen Gespräch citiren. Gut, daß Sie anwesend sind, Herr Graf —"

Schon war Goldoni näher getreten. Er kam noch außer Athem. Eben erst war er von einem kurzen Aus=

fluge mit seinem Wagen, der am Palaste gehalten hatte, zurückgekehrt. Seine sich hebende Brust konnte von dem Cardinal, der ihm so wohlwollte, für die Aufregung gehalten werden, in welche ihn die Begegnung mit einem so mächtigen Widersacher versetzte.

„Wir sprachen soeben von unserm alten Gesetz, daß auf den Bühnen Roms keine Damen erscheinen dürfen —!" nahm der Cardinal seine Rede wieder auf und verwickelte sogleich den sich tief Verbeugenden in das von ihm angeregte Thema — „Noch hat es nicht den Anschein, als könnte dieser Brauch aufgehoben werden — selbst wenn der Herr Graf sich entschließen könnte, zum Lenker unserer Bühnen —"

„Eminenz," brach Goldoni mit Feuer hervor und benutzte die Pause, die erwartungsvolle, die der Cardinal, den Blick auf den todbleichen Intendanten gerichtet, gelassen hatte — „Eminenz, setzen Sie den Herrn Grafen, ich bitte, nicht in Verlegenheit! Wie darf ich Ansprüche auf eine solche Ehrenstelle machen! Gewiß, ich schreibe leidliche Stücke, ich habe Erfolge von meiner Studierstube her, aber ich besitze nicht die nähere Kenntniß der Schauspielkunst, besitze nicht den Weltschliff, die Tournüre, um auf den Proben den Darstellern einen Rath ertheilen zu können. Namentlich bin ich in meiner Auffassung weiblicher Charaktere die Plumpheit selbst. Niemals kann ich

zeigen, wie man eine Dame von Stande wiederzugeben hat. Niemals kann ich andeuten, wie etwa eine Bürgerliche, die jedoch adelig geboren ist, eine Dame, welche die feinen Manieren von — Bologna mit denen der Salons von Venedig verbindet — etwa als die Wittwe eines Professors der Rechte —"

„Ha —" rief Graf Papello —

„Ich erstaune über Ihre Spezifikationen —! Hat das alles Graf Papello gesagt —?" fiel der Cardinal ein, der den Sinn dieser scharfen Worte nur halb verstand und dabei die starre Miene und das gezwungene Lächeln des Grafen keineswegs übersah.

„Eminenz," sagte Goldoni, „das ist allerdings die Meinung des Intendanten Seiner Heiligkeit —"

„O, o," stotterte der leichenblaß gewordene, alle seine Ahnungen, die Ahnungen seiner Gemahlin bestätigt sehende Graf Papello.

„Ich kann niemals," fuhr Goldoni mit immer leidenschaftlicherer Erregung und jedes Wort auf's Schärfste betonend fort, „niemals eine vornehme Dame charakterisiren, die etwa eine Gräfin als Gesellschafterin von Venedig nach Rom begleitet, oder für zwei junge Damen von Adel, die in die Welt hinausreisen wollen, eine Beschützerin von Takt, eine Gouvernante von feiner Bildung ist —"

Wieder unterbrach der Graf. Er faßte erst jetzt die volle Verfänglichkeit eines so intim gewesenen Umgangs mit den Seinigen.

„Das ist ja wunderbar und ganz seltsam,“ sagte der Cardinal, bald den Dichter, bald den Grafen fixirend; „Herr von Goldoni stellt uns da Beispiele auf, die —“

Doch in demselben Augenblick fühlte sich der aufmerksame Wirth des Hauses bewogen, auf einige hervorragende Damen der Gesellschaft, „beglaubigte Botschafterinnen“, hinzuschweben und einen Moment ihren Cavalier zu machen beim Darreichen und Nehmen von den angebotenen Speisen. Bis er zurückgekehrt war, zerstreut durch die Anmuth einer reizenden Spanierin, hatte sich Graf Papello mit dem Dichter, der sich in einer Weise an ihm gerächt hatte, die ihn, wenn sie bekannt wurde, dem Gelächter der ganzen Welt preisgab, bereits verständigt.

„Sie werden schweigen —“ bat er flehentlich.

„Wenn das Fürwort Ihrer Frau Gemahlin, — die ich —“

„Die Sie — aber erinnern Sie mich nicht —“

„Oder die Dankbarkeit Ihrer liebenswürdigen Töchter —“

„Mit denen — Sie — vierzehn Tage — ganz allein — als Mann gereist sind —!“

„O nein, als Dame — Herr Graf!"

„Um so verfänglicher —!"

„Und in Begleitung meiner Gattin —!"

„Wie —?"

„Diese war die Kammerzofe — Julietta Conio, Tochter eines Advokaten aus Genua —"

„Dank, Dank allen Heiligen —"

„Fürchten Sie nichts für die Tugend Ihrer Tochter und Ihrer Nichte! Selbst in diesem Augenblick sind die jungen Engel von meiner Gattin begleitet —"

„In diesem — Augenblick? Wohin sind sie denn —"

„Die schändliche List, die Sie sich, Herr Graf, mit den jungen ehrlichen Deutschen aus Ihrer vielgerühmten Sassia, für die ich gut genug sein sollte, erlaubt haben — Signora Sacraratazzi erfuhr ja alle Details derselben, selbst bis auf den Schlüssel und die Einladung an die beiden talentvollen Darsteller meiner Donna Vittoria und Donna Hyacintha —"

„Was ist damit geschehen — mit dem Schlüssel —? Ich gerathe noch außer mir —"

„Versöhnen Sie die ehrlichen braven Sachsen und genehmigen Sie — die — freundschaftliche Verbindung, die in diesem Augenblick Ihre Contessina Tochter und Markesina Tremelli mit den — von Ihnen bestellten,

weil von Ihnen gleichfalls gefoppten beiden jungen Schauspielerinnen im Pavillon schließen —"

„Wie? Was?" rief der überlistete alte Spaßmacher. Alsbald begriff er, daß der Schlüssel in die Hände seiner Tochter und Nichte gespielt worden war und daß diese im gegenwärtigen Augenblick ein Stelldichein mit den Künstlerinnen von der Bühne drüben, mit dem Grafen Borromeo und Markese Dolfio, feierten. Er stand besinnungslos.

„Sind Sie einig?" rief jetzt der Cardinal zurückkehrend.

„Fast will es so scheinen —" sagte Goldoni und ermuthigte durch den einst für den Grafen so gefährlich gewesenen Blick seiner Augen den jetzt noch wie abwesenden Blick seines Feindes.

„Vollkommen!" stammelte Papello. „Goldoni übernimmt die Führung unserer drei Theater, das ist nun abgemacht! Und Eminenz wollen uns, wir bitten beide, den fernern Schutz Ihres Geschmacks nicht versagen —!"

„Ich gratulire nicht Ihnen, Herr Graf, sondern Rom und ganz Italien!" rief der Cardinal und schlug beider Hände, die sie sich in seinem Beisein hatten geben müssen, mitten durch. Die Nachricht wurde sogleich der theilnehmenden und von allen Seiten beglückwünschenden Gesellschaft mitgetheilt.

Graf Papello suchte nun athemlos, fast keuchend vor Erschöpfung und Mangel an Fassung, nach seiner Gattin, klärte diese mit zwei hieroglyphischen, aber schnell von ihr begriffenen Worten auf und erreichte mit Mühe, daß sie sich nicht losriß, um nach dem — von den Todten erstandenen interessanten und so berühmten Professor aus Bologna, nicht mehr nach Signora Sacraratazzi zu suchen. Zunächst galt es ja, Tochter und Nichte zu entdecken —! Der Graf führte seine Gemahlin fast mit Gewalt von dannen — dem Garten und dem verhängnißvollen Pavillon zu.

Die sächsischen Edelleute klärte Goldoni auf. Die jungen Mailänder auf der Bühne waren unschuldig. Sie waren ebenfalls durch anonyme Briefe genarrt und verlockt worden, nach der Vorstellung im Pavillon zu erscheinen. Sie hatten genug gelitten unter den Machtbefehlen des Abbate Fringilla —! Dieser hatte sie mit Gewalt aus Venedig entfernt; er hatte gedroht ihre Ehre bloßzustellen durch die Nichtbezahlung der Schulden, die sie in Mailand und Venedig gemacht; er hatte sie durch Versprechungen bis Rom verlockt und alles aufgeboten, ihnen den geistlichen Stand von der süßesten und angenehmsten Seite zu zeigen. Die Briefe, die sie an ihre armen Verlassenen zu Chioggia geschrieben hatten, wurden unterschlagen. Längst glaubten sie von ihnen sich aufge-

geben. Die anonymen Briefe, die sie später empfingen und die die Bestimmung hatten, sie auf jenes Stelldichein nach dem Theater vorzubereiten, hielten sie für eine List des Abbate, um sie zu prüfen. Um so seliger dann ihre Ueberraschung im Pavillon —! Dem alten Poltron, dem Grafen, wollten die gutmüthigen Sachsen verzeihen. Sie beschlossen, seinen Palast mit einem schriftlichen Dank für alles Genossene und einem reichlichen Trinkgeld an den über die Wittwe aus Bologna noch nicht vollkommen orientirten Astuccio zu verlassen.

Goldoni's Weibchen aber, das bis über Mitternacht am Pavillon, wohin sie mit Hülfe des Schlüssels die jungen Schutzbefohlenen ihrer Padrona, der Professorswittwe, gebracht, Posten gestanden und die glücklichste, jubelndste Erinnerung der Bekanntschaft von Venedig weise überwacht hatte, empfing ihren Gatten mit den Worten:

„Nun, Du trotzköpfiger Wagehals, Du Eitelster aller Eiteln, ist Dein Beweis für die Befähigung, Damen von Anstand vorzustellen oder einzustudiren, eben so gut abgelaufen, wie die köstliche Scene im Pavillon —?"

Zuerst berichtete Zulietta vom Jubel der Liebenden und von dem bestimmten Entschluß der jungen Mailänder, ihre Familien zu zwingen, sich mit dem Ruhm jenes Heiligen, dessen vergoldete Mumie heute noch in Mailand so viel Wunder verrichtet oder wenigstens dem Küster

des Doms so erkleckliche Trinkgelder einbringt, begnügen zu lassen. Die so höchst üble Aufnahme des „Pariser Olymps“ von Seiten der Römer hatte den Abbate Fringilla, der als Proserpina selbst mitgewirkt und vor längerer Zeit richtig als Duenna im „Vergnügen auf dem Lande“ an Astuccio jene Prügel ausgetheilt hatte, diesen ohnehin bestimmt, wie er wuthschnaubend sogleich nach dem Fallen des Vorhangs erklärte, von Rom abzureisen und sich mit den so unberechenbaren Geistlichen der christlichen Capitale nicht länger zu befassen.

„Wie lieblich,“ schloß Julietta ihren Bericht, „ist doch diese erste Neigung junger Herzen! Wie selig war ihr Entzücken! Wohl denen, die ihre erste Liebe auch zu ihrer einzigen machen können —! Aber freilich — freilich, wäre ich nicht bei der Reise zugegen gewesen, wir hätten erlebt, daß sie noch Deinen Bart, den wir jeden Morgen bei verschlossenen Thüren auf der Reise rasiren mußten, durch ihre Zärtlichkeiten herausgefühlt und sich durch das Feuer, das sie für dich zu fassen anfingen, schadlos gehalten hätten für die Liebe dieser noch so unbärtigen —“

„Stille! Stille!“ rief jetzt Goldoni lachend, hielt ihr den Mund zu und erzählte seinen Triumph bei Cardinal Archinto.

Goldoni, dies wunderbare reiche Genie gehörte zu jenen

Dichtern, die den für die Bühne so zweckmäßigen Grundsatz hatten: „Die Menge muß es machen". Auf eines seiner Stücke, das unter der Unzahl seiner Arbeiten nicht gefiel, kamen sogleich zwei andere, die einen glänzenden Erfolg hatten. Niemals verlor er den Muth. Unerschöpflich war er in Erfindungen. Die Zahl seiner Stücke ist Legion. Ob sich darunter auch eins findet mit dem Titel: „Die Wittwe von Bologna oder List über List", können wir aus J. L. Klein's Catalog der Goldoni'schen Stücke im sechsten Band seiner verdienstvollen „Geschichte des Dramas" nicht entnehmen. Aber der Stoff dazu wäre reichlich vorhanden gewesen in seinem eigenen Leben, welchem in Rom noch manche Freude, aber auch manche Prüfung und unter andern auch eine vollständige Enttäuschung geschenkt wurde über den Vortheil, den die Kunst gewinnen würde, wenn man die Schönheit, die Natürlichkeit, die angeborne Grazie des weiblichen Geschlechts um einiger allerdings bedenklicher Eigenschaften willen von den Altären Thaliens und Melpomenens wieder verbannen wollte.

Schöllhor